



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Die selbstgemachte Stadt“
DIY Urbanism und die Rolle der partizipativen Stadtentwicklung
bezugnehmend auf das Beispiel der Grätzloase in Wien

verfasst von / submitted by

Corinna Wachtberger, BSc.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the de-
gree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2018 / Vienna 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 855

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Geographie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Hans-Heinrich Blotevogel

Mitbetreut von / Co-Supervisor:

Dr. Yvonne Franz

DIE SELBST- GEMACHTE STADT.

DIY Urbanism und die Rolle der partizipativen
Stadtentwicklung bezugnehmend auf das Beispiel
der Grätzloase in Wien



EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Masterarbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubter Hilfe bedient habe, dass ich dieses Masterarbeitsthema bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe und dass diese Arbeit mit der vom Begutachter beurteilten Arbeit vollständig übereinstimmt.

Corinna Wachtberger

Wien, November 2018

"What if ..."
—Tibor Kalman

INHALTSVERZEICHNIS

ABSTRACT	1
1. REMAKING CITIES – HOW DO WE WANT OUR CITIES TO LOOK LIKE?	2
2. THEORETISCHER HINTERGRUND UND IDENTIFIKATION DER FORSCHUNGSLÜCKE	3
2.1 ENGAGEMENT UND PARTIZIPATION IN DER STADTENTWICKLUNG	3
2.2 URBAN DESIGN UND PLANUNG – EIN OBJEKT, ZWEI THEORETISCHE SPHÄREN	7
2.3 DIY URBANISM – WHAT IS IT?	9
2.4 POP-UP URBANISM	16
2.5 TACTICAL URBANISM – DISTURBING THE ORDER OF THINGS	17
2.6 THEORIE DER SUBVERSIVEN STADTPANUNG NACH STREICH	25
2.7 THE LUDIC CITY – WENN DIE STADT ZUM SPIELPLATZ WIRD	30
2.8 GEGENÜBERSTELLUNG DER PLURALISTISCHEN THEORIEKONZEPTE	31
2.9 DIY URBANISM UND DIE EMANZIPATORISCHE STADT – BETWEEN EMANCIPATORY PRACTICES AND EVERYDAY LIFE	38
2.10 DIE ROLLE VON DIY ZUR STADTENTWICKLUNG	41
2.11 IDENTIFIKATION DER FORSCHUNGSLÜCKE	45
3. OPERATIONALISIERUNG UND FORSCHUNGSDESIGN	45
3.1 OPERATIONALISIERUNG	45
3.2 FORSCHUNGSDESIGN	48
4. FALLBEISPIELANALYSE: DIE GRÄTZLOASE IN WIEN	53
4.1 ZUR ENTWICKLUNG DER AGENDA 21	53
4.2 DIE GRÄTZLOASE – DIMENSIONS OF THE PROGRAM AND PROJECTS	56
4.3 DIE ROLLE DES ÖFFENTLICHEN RAUMS FÜR BOTTOM-UP – UNDERSTANDING PUBLIC SPACES	69
4.4 PARTIZIPATION IM ÖFFENTLICHEN RAUM	74
4.5 DAS AUFLEBEN EINER DIY KULTUR IN WIEN	83
4.6 ANKNÜPFUNGSPUNKTE UND IMPLEMENTIERUNG	91
4.7 IMPLEMENTIERUNG	94
4.8 REPRÄSENTATION	110
5. DISKUSSION DER ERGEBNISSE DER EMPIRISCHEN ANALYSE	114
6. HANDLUNGSEMPFEHLUNG AN STADT WIEN UND INTERMEDIÄRE	128
7. FAZIT	135
LITERATURVERZEICHNIS	138
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	147
ANHANG	148

ABSTRACT

NOVEMBER / 2018



[engl.] In general terms, urban planners focus their work in designing large-scale interventions in order to achieve qualitative changes in the urban environment. This drive towards specialisation and expertise also tended to exclude or limit the public from decision-making processes. In recent years, however, we have seen a new interest in citizen initiatives on a smaller scale which have emerged to occupy the over-regulated but often underused urban space, in order to complement the planned city – or turn it upside down. Those temporary urban interventions have become a phenomenon increasingly visible in contemporary cities and take diverse forms – from temporary parklets to community gardens, from pop-up cinemas to mobile libraries – and have been given many labels – from „DIY“ to „tactical“ from „everyday“ to „pop-up“. All united under the core principles of community vision, cost-effectiveness, collaboration and citizen-led change. Temporary urban interventions have become the subject of an expanding body of largely celebratory literature which highlights ways in which these practices propose alternative lifestyles, new uses and reinvent daily life from the bottom up. Besides of that, the capacity of DIY Urbanism to go beyond local epiphenomena to contribute to a systemized way of city making is still an open question. In order to integrate an emancipatory urban society, this work will shed light on the complex relations between this new form of urban production through urban practices and the formal urban planning and development by focusing on an empirical analysis of the 'Grätzloase' as an example of an implemented DIY programme to create vibrant neighbourhoods and new ways of using free urban space in Vienna.

[dt.] StadtplanerInnen befassen sich mit der stadträumlichen Nutzung sowie der Gestaltung umfangreicher Interventionen zur Erreichung qualitativer Veränderungen im städtischen Umfeld. Dieses Fachwissen und Bestreben nach Spezialisierung tendierte in der Vergangenheit dazu, die Öffentlichkeit von Entscheidungsprozessen auszuschließen oder einzuschränken. In den letzten Jahren konnte jedoch ein neues Interesse an Bürgerinitiativen beobachtet werden, welches sich den überregulierten, aber oft ungenutzten Stadtraum aneignet, um die geplante Stadt zu ergänzen - oder aber auf den Kopf zu stellen. Diese temporären, städtischen Interventionen sind Teil einer neuen Bewegung; als eine spezifische Form der Raumproduktion und Raumnutzung, die zur Stadtentwicklung beitragen, ihr aber bisher kaum zugerechnet werden. Unter Schlagworten wie „DIY“, „Tactical“, „Everyday“ oder „Pop-Up“ nehmen diese vielfältigen Alltagspraktiken unterschiedlichste Formen an - von temporären Parklets über Gemeinschaftsgärten, von Pop-Up-Kinos bis zu mobilen Bibliotheken. Alle vereint unter den zentralen Grundsätzen von „community vision“, „cost-effectiveness“, „collaboration“ und „citizen-led change“. Dieser neue Urbanismus als Gegenentwurf, bei dem Stadt nicht nur als Ergebnis von Planung, sondern als spannendes Konglomerat aus Projekten und Initiativen angesehen wird, ist Gegenstand einer wachsenden Literatur geworden. Dabei wird beleuchtet, wie diese Praktiken zu alternativen Lebensstilen und neuen Nutzungsmöglichkeiten sowie Spielformen des Öffentlichen beitragen. Darüber hinaus ist die Fähigkeit von DIY Urbanism, über lokale Epiphänomene hinaus zu einer systematischen Art des Städtebaus beizutragen, noch immer eine offene Frage. Die vorliegende Arbeit beleuchtet hierbei die komplexen Zusammenhänge zwischen dieser neuen Form der Stadtproduktion und der partizipativen Stadtentwicklung. Im Mittelpunkt der empirischen Analyse steht hierbei die „Grätzloase“ als Beispiel eines umgesetzten DIY-Programms zur Schaffung lebendiger Stadtviertel und neuer Nutzungsmöglichkeiten des Wiener Stadtraums.

1. REMAKING CITIES – HOW DO WE WANT OUR CITIES TO LOOK LIKE?

„...das Urbane (wir sagen nicht mehr: die Stadt)“ – HENRI LEFÈBVRE

Genauso wie das gesellschaftliche Zusammenleben unterliegen auch urbane Räume einem stetigen Wandel. Wie sich Städte verändern und wie sich diese Veränderungen vollziehen, ist eine spannende Materie. In der Planung werden Städte oft in drei Dimensionen gedacht. In Straßen, Parks, Gebäuden, in Maßstäben und Strukturen. Städte sind jedoch ein vier-dimensionales Konstrukt. Die fehlende Dimension, die hinsichtlich der Planung und Veränderung unserer Städte oft außen vorgelassen wird, ist Zeit. Zeit ist ein Prozess der Veränderung und erzeugt eine natürliche Spannung zwischen der Zukunft und der Gegenwart. Sprechen wir über die Zukunft, so vergessen wir oft das „Jetzt“ mitzudenken. Wir vergessen, dass das „Jetzt“ eine aktive Rolle hinsichtlich der Schaffung dieser Zukunft, die wir sehen wollen, spielt. Hier kommen temporäre Räume ins Spiel, die sich dieses „Jetzt“ zu Nutze machen, um Veränderungen in Städten herbeizuführen und diese temporär zu aktivieren. Temporäre urbane Praktiken sind Teil eines neuen Paradigmas der Stadtproduktion. Diese globale Bewegung – geführt unter den unterschiedlichsten Labels wie „DIY“, „Tactical“, „Pop-up“ oder „Everyday“ verändert Stadtlanschaften rund um den Globus. Egal ob Barcelona, Berlin, New York oder San Francisco – zunehmend werden temporäre Phänomene sichtbar, die sich den überregulierten, jedoch oft wenig genutzten städtischen Raum zu eigen machen, um die geplante Stadt zu ergänzen – oder aber sie auf den Kopf zu stellen. So unterschiedlich wie ihre Bezeichnungen, sind auch die Aktivitäten im öffentlichen Raum selbst und so entdeckt man Pop-up Parks auf Parkplätzen, selbstgebastelte Stadtmöbel vor der Bushaltestelle, Flohmärkte in Hinterhöfen oder Straßen, die zu Fitnessräumen werden. Die Projekte sind vielfältig und reichen von nicht sanktionierten „guerilla-ähnlichen“ Taktiken bis hin zu formellen, sanktionierten städtischen Aktivitäten, um auf kreative und kostengünstige Art und Weise einen Wandel herbeizuführen und den Nutzen städtischer Räume zu maximieren. Wenig überraschend, dass diese Do-It-Yourself Bewegung in der internationalen Literatur zurzeit heiß diskutiert wird. Dabei konzentriert sich der vorherrschende Diskurs weitgehend auf die Möglichkeiten, die Macht und manchmal so scheint es, auch auf die Magie dieses neuen temporären Urbanismus. Im Sinne einer lebendigen und lebenswerten Stadt und vor dem Hintergrund von *„people oriented city planning“* (vgl. GEHL 2004; 2010; 2011; 2013) bedarf es jedoch keiner isolierten Betrachtung dieses Phänomens, sondern einer Beleuchtung und eines Zusammendenkens neuer Ansätze und traditioneller Praktiken in der Stadtentwicklung. Es geht um die Frage, wie kleinmaßstäbige, urbane Praktiken auf großer Maßstabsebene funktionieren und wie diese in die Planung implementiert werden können. Wie Taktiken zur Strategie werden und was die Planung aus diesen „every-day acts“ lernen kann. Dabei geht es auch um die möglichen Herausforderungen und Limitierungen auf dem Weg dorthin, die zweifelsohne bestehen, da DIY unser konventionelles Verständnis von Gestaltung öffentlicher Räume herausfordert. Es gilt nachzudenken, wie diese Praktiken die Rolle, Funktionen und Bedeutungen der Produktion von Raum neu definieren. Dabei widmet sich diese Forschungsarbeit der Beziehungen zwischen DIY Urbanism und der partizipativen Stadtentwicklung und der Frage, wie beide konstituiert sind, um eine emanzipatorische Stadtgesellschaft zu integrieren. Als Fallbeispiel fungiert das Aktionsprogramm „Grätzloase“ in Wien, welches von der Stadt Wien und der Lokalen Agenda 21 Wien initiiert wurde, um Ideen für belebte Freiräume in Wien umzusetzen.

2. THEORETISCHER HINTERGRUND UND IDENTIFIKATION DER FORSCHUNGSLÜCKE

2.1 ENGAGEMENT UND PARTIZIPATION IN DER STADTENTWICKLUNG

Aufgrund der zunehmenden Heterogenität sozialer städtischer Lebenswelten und ihrer sozialräumlichen Verankerung wird die Stadtplanung vor die Aufgabe gestellt, neue, innovative Strategien und Instrumente zu suchen. Es geht vor allem im Sinne eines kreativen Governance-Modells darum, neue Denkansätze zu entwickeln, wie sich durch Stadtplanung nicht nur materielle Verbesserungen der baulichen Struktur, sondern auch mögliche Maßnahmen zu Herstellung immaterieller Verbesserungen in den städtischen Lebensbedingungen durchsetzen lassen. Dazu zählt verstärkte Interaktion durch das Zusammenarbeiten und Integrieren der Öffentlichkeit in den Planungsprozess aber auch, um den Bogen hin zu dem Kernthema DIY in der Stadtentwicklung zu spannen, das Zulassen temporärer Experimente oder kurzfristiger Pilotprojekte. (vgl. FREY 2008: 239)

Damit wird die Frage aufgeworfen, was bürgerliches Engagement überhaupt mit Stadtentwicklung zu tun hat. Mittlerweile herrscht ein breiter Konsens bei stadtentwicklungsrelevanten und -interessierten AkteurInnen, dass integrierte, kooperative Stadtentwicklung notwendig ist, um Räume nachhaltig und akteursgerecht zu entwickeln. Dahinter verbirgt sich einerseits der Anspruch betroffene AkteurInnen in Entwicklungsprozesse miteinzubeziehen. Andererseits sollen durch ressort- und hierarchieübergreifende Zusammenarbeit bessere Kommunikation, Kooperation, mehr Transparenz und Effektivität erzielt werden. Mittlerweile hat sich ein erheblicher Wandel im Berufsfeld der Stadtplanung vollzogen, welches zunächst immer mit der hoheitlichen Aufgabe der Planung in Verbindung gebracht wurde. Aus Stadtplanung ist in gewisser Weise Stadtentwicklung geworden. Die hoheitliche Planung wurde dabei nicht abgelöst, sie bleibt weiterhin eine öffentliche Aufgabe, wird aber erweitert und somit nachhaltiger. Ohne ökonomische, soziale und ökologische Aspekte lässt sich Stadtentwicklung nicht mehr denken und praktizieren. Sie impliziert Stadtgesellschaft in all ihrer Aufgaben und Akteurs-Heterogenität (vgl. Becker 2011: 76 f.). Statt eines Wettstreits um Ideen tritt ein Dialog beim Planen auf, der den Namen „kooperatives Verfahren“ trägt.

KOOPERATIVE STADTENTWICKLUNG – NEUE FORMEN DER ZUSAMMENARBEIT

“Cities have the capability of providing something for everybody, only because, and only when, they are created by everybody” (JACOBS 1961: 238).

BEGRIFFSDEFINITION

Der Begriff „*Kooperation*“ (lat. Cooperante, Zusammenarbeit) wird in der Literatur in Hinblick auf politische und ökonomische Praxis definiert. HERDER (1954) definiert den Begriff als generelles Zusammenwirken zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles. Dies impliziert einerseits die gemeinschaftliche Aktivität und andererseits die Verständigung auf Ziele. Meyers Neues

Lexikon (1974) verdeutlicht zudem das Vorhandensein einer Arbeitsteilung zwischen verschiedenen AkteurInnen und die Tatsache, dass mit Hilfe von Kooperation Aufgaben gelöst werden können, die von Einzelnen alleine nicht bewältigbar sind. Bereits hier wird schon eine Begründung geliefert, warum Kooperation in der Praxis von hohem Stellenwert ist. Der Faktor der Freiwilligkeit der Zusammenarbeit wird von der Brockhaus Enzyklopädie (2006) hinzugefügt und stützt sich auf zwei unterschiedliche Formen: Horizontale Kooperation bezieht sich auf die Kooperation auf gleicher Wirtschaftsstufe und vertikale Kooperation findet zwischen verschiedenen Stufen statt. Legt man dies nun auf Stadtentwicklungsprojekte um, so findet sich horizontale Kooperation beispielsweise innerhalb der Verwaltungsebenen zwischen verschiedenen Magistratsabteilungen. Von vertikaler Kooperation spricht man, wenn die Verwaltung mit AkteurInnen auf der Gebietsebene zusammenarbeitet, also verschiedene Organisationsebenen beteiligt sind. Zusammengefasst lässt sich sagen, dass Kooperation drei Dimensionen besitzt: erstens verschiedene mögliche Akteurskonstellationen, zweitens unterschiedliche Inhalte und Ziele und drittens verschiedenartige Zusammenarbeitsstrukturen. Bezogen auf die Disziplin der Geographie verweist der Kooperationsbegriff lediglich im Lexikon der Geographie auf Kommunikation in der Raumplanung und wird als Ansatz vorgestellt, um die Akzeptanz der Planung und die Verfahrensgeschwindigkeit durch bottom-up Methoden und die Aktivierung möglichst vieler AkteurInnen zu erhöhen (vgl. WERNER 2012: 239ff.). Die Methode des „Akteurzentrierten Institutionalismus“ von FRITZ W. SCHARPF (2000) ist dabei ein praktikables Instrumentarium um Kooperationen zu untersuchen. (vgl. WERNER 2012: 241)

Bezugnehmend auf Kooperation in der Initiative Grätzloase, worauf sich diese Arbeit in ihrer Empirie stützt, muss die zu Beginn vorgestellten Definitionen für Kooperation durch eine prozedurale Komponente ergänzt werden. Zudem müssen unterschiedliche Dimensionen dieses Prozesses betrachtet werden: die Akteurebene (verschiedene Konstellationen von AkteurInnen aus den Sphären Staat und Zivilgesellschaft), die Inhaltsebene (unterschiedliche Ziele und Zwecke der Kooperation) und die Strukturebene (unterschiedliche Normen und Regeln der Zusammenarbeit). Daraus ergeben sich weitere Fragen: Wer ist beteiligt? Was ist der Gegenstand der Kooperation? Wie wird kooperiert? Wie sieht diese Kooperation aus? Warum wird Kooperation von öffentlichen AkteurInnen angeboten? Warum beteiligen sich AkteurInnen an dieser Kooperation?

DAS KOOPERATIVE VERFAHRENSMODELL

Das kooperative Verfahren ist kein reines Bürgerbeteiligungsverfahren, sondern eine gemeinsame Erarbeitung von städtebaulichen Grundlagen durch ExpertInnen. Ein kooperatives Verfahren zeichnet sich dadurch aus, dass Pläne nicht von einzelnen ArchitektInnen erarbeitet werden, sondern eine Vielzahl an Beteiligten an der Planung unmittelbar mitwirken. Dabei wird eine Menge an Kompetenzen und Ideen zusammengeführt, welche in der Diskussion und durch Rückkopplungen zu einem gemeinsamen, erweiterten Wissenstand führen. Als interdisziplinäres Verfahren sind verschiedenste Disziplinen miteingebunden. Durch diese Integration aller relevanten Interessen und Informationen im Verfahren, besonders durch die betroffene Bevölkerung, soll ein hohes Maß an Qualität und Umsetzbarkeit erzielt werden. Da die Planungsaufgabe und die Rahmenbedingungen zwar zu Anfang in Eckpunkten, aber nicht zu eng definiert werden, entstehen zudem neue Planungsspielräume. Es wird davon abgesehen, bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt möglichst viel an Resultaten festzulegen, sondern versucht, wie in der nachfolgenden Grafik ersichtlich, einen stufenweise aufgebauten Qualifizierungsprozess zu durchlaufen. Strategisch wichtige Aspekte werden festgelegt und gleichzeitig

wird versucht, weitere Qualifizierungsschritte vorzuplanen. Dabei wird genug Flexibilität für laufende Weiterentwicklungen gewährleistet. Es ist eine Art Ping-Pong Spiel zwischen den PlanerInnen und den Beteiligten. Dabei fließen sämtliche Interessen früh in den Prozess mit ein. Es gilt nicht mehr, von oben herab ein Zukunftsbild zu erstellen, das dann 1:1 umgesetzt werden soll, sondern transparente Strukturen für die Entscheidungen zu schaffen. (vgl. MA 21 2015: 9ff.)

Eine Stadt, die diesen Weg der partnerschaftlichen Zusammenarbeit von Stadt, InvestorInnen, EigentümerInnen und Bauwirtschaft schon lange beschreitet und über eine umfangreiche Expertise verfügt, ist beispielsweise München. Sie ist bekannt für das Modell der Sozialgerechten Bodennutzung (SOBON) als Beispiel für kooperative Baulandentwicklung. (vgl. STADT LEIPZIG 2015: 4)

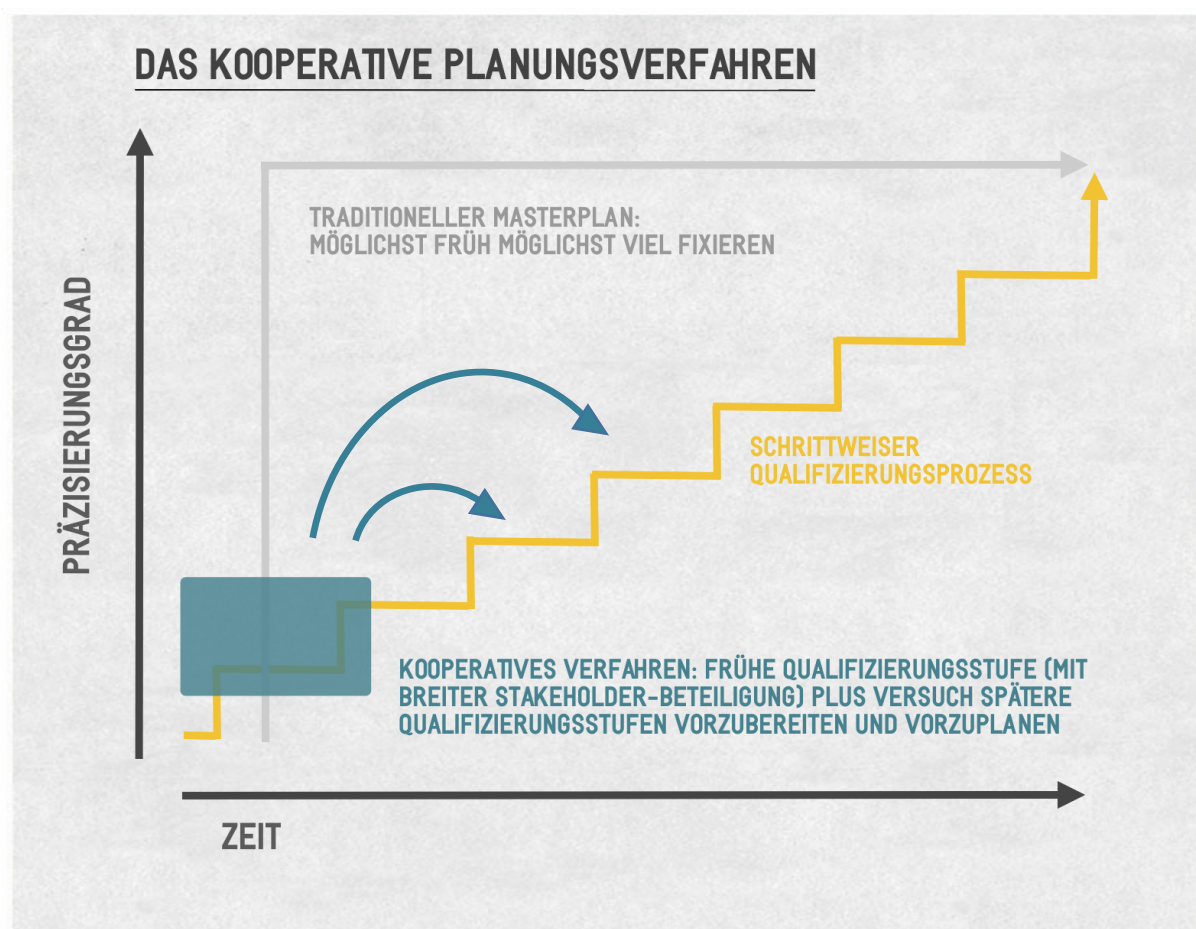


Abbildung 1: Das kooperative Planungsverfahren (Quelle: Eigene Darstellung nach MA 21 2015: 11)

VERÄNDERTE RAHMENBEDINGUNGEN– WARUM KOOPERATIVE STADTENTWICKLUNG?
Die politische Forderung nach mehr Kooperation im Planungsalltag kann zurückgeführt werden auf den gesellschaftlichen Wandel, der damit verbundenen Planungspraxis und der darauf gründenden Probleme. Kooperation stellt sich bei dem Ruf nach mehr ganzheitlichen Strategien und besser abgestimmten Handeln aller am Prozess der Stadtentwicklung beteiligten Personen als geeignetes Instrument dar. (vgl. WERNER 2012: 242)

„Mehr und mehr beginnt sich die Einsicht durchzusetzen, dass räumliche Entwicklungen im Spannungsfeld von Märkten, politisch-administrativen Zuständigkeiten und privaten Haushalten stattfinden. In diesem intermediären Bereich zwischen verschiedenen Akteuren, Lebenswelten, Aktivitäten und politischen Prozessen gilt es zu vermitteln, Verbindungen herzustellen und Kooperationen zu ermöglichen“ (SCHAFFER 2004: 189).

Diese Feststellung von SCHAFFER verdeutlicht die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und deren Folgen für Problemstellungen in der Planungspraxis. Unterm Strich lassen sich für das Verlangen nach Kooperativer Stadtentwicklung folgende Gründe nennen: der demographische Wandel, der ökonomische Strukturwandel, welcher eine Menge an Optionen bietet aber auch ein hohes Maß an Flexibilität und vernetztem Denken fordert, sowie Veränderungen auf politischem und sozio-kulturellem Gebiet. Letzteres umfasst eine Individualisierung und Differenzierung der Lebensstile, was einen gesellschaftlichen Grundkonsens in Frage stellt oder diffus erscheinen lässt. Die komplexen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verlangen nach einem akuten Handlungsbedarf in der Stadtentwicklung. Zudem haben die öffentlichen AkteurInnen im Laufe der Zeit durch Mittelkürzungen, Personalabbau und Privatisierungen an Gestaltungskraft eingebüßt und mussten Steuerungsressourcen abgeben. Es hat also ein Wandel in ihrer eigenen Rolle stattgefunden, der verlangt, zunehmend die Potentiale der Zivilgesellschaft zu nutzen, um die eigenen Leistungsgrenzen zu kompensieren. Es kommt zu einer Verschiebung der Gestaltungsmacht vom Staat hin zu den Märkten und der Zivilgesellschaft. Öffentliche AkteurInnen können jedoch unmöglich einen hoheitlich-imperativen Steuerungsanspruch durchsetzen. Darauf gründet die Idee eines kooperativen und informalen Staates, der sich auf die Lenkung von Rahmenbedingungen konzentriert (vgl. WERNER 2012: 242f.). Dieser deutsche Begriff der „*kooperativen Planung*“ entspricht am ehesten dem englischen Terminus „*collaborative planning*“ und meint die Einbeziehung von PlanungsadressatInnen und sonstigen Planungsbeteiligten –der sog. „*Stakeholder*“–in die planerischen Entscheidungsprozesse (vgl. BLOTEVOGEL 2014).

GRÜNDE FÜR KOOPERATION IN DER STADTENTWICKLUNG

Wie bereits oben erläutert, ist Kooperation in der Stadtentwicklung ein Ding der Notwendigkeit geworden, und auch wenn sie sich oftmals etwas schwierig gestalten kann, so überwiegen doch die Vorteile. Aus rechtlicher Sicht kann Kooperation als Verfahrensrechtsschutz angesehen werden, da verfahrensgefährdende Faktoren frühzeitig sichtbar und öffentliche und private Interessen abgewogen werden können. Aus der Planungsperspektive betrachtet steigert Kooperation die Planungssicherheit durch frühe Konfliktlösung und Kompromissfindung. Zusätzlich beschleunigt Kooperation die Abstimmung unterschiedlicher Interessen und fördert die Identifikation der Beteiligten mit den Maßnahmen. Kooperation kann neue AkteurInnen aktivieren und mobilisieren und die Steuerungsressourcen in der Planung erweitern. Politisch gesehen kann Kooperation durch breite Beteiligung die Legitimation erhöhen und konsensuale Vorgehensweisen und direkte Demokratie fördern. Jedoch unter Einschränkungen, da eine selektive Beteiligung in der Kooperation auch weniger Demokratie bedeuten kann (vgl. WERNER 2012: 247). Zusätzlich behält nach BECKER Beteiligung trotz aller Bemühungen um bottom-up Strukturen in gewisser Weise einen top-down Charakter, da bereits im Vorfeld definiert wird, mit welchem Verfahren, zu welchem Thema, an welchem Ort oder mit welcher Ankündigung eine Beteiligung durchgeführt wird (vgl. BECKER 2011: 80). Zusätzlich ist zu erwähnen, dass die Poli-

tik durch mehr lokale Selbstverantwortung entlastet werden kann. Die gesellschaftliche Perspektive betont das Sichtbarmachen von Handlungsbedarf durch Kooperation, die Entwicklung von innovativen Arbeitsformen und die Veränderung von traditionellen Arbeits- und Interaktionsformen. Kooperation wird somit zu einer Möglichkeit sozialen Wandel aktiv zu gestalten. (vgl. WERNER 2012: 247)

HERAUSFORDERUNGEN DER KOOPERATIVEN STADTENTWICKLUNG

Mit besonderen Herausforderungen sieht sich die kooperative Stadtentwicklung in benachteiligten Stadtteilen konfrontiert, da gerade hier die traditionellen Formen der Öffentlichkeitsbeteiligung nicht zur Aktivierung der lokalen AkteurInnen führen. Dies liegt an der traditionell experten- und mittelschichtorientierten Öffentlichkeitsbeteiligung sowie an der geringen Artikulationsfähigkeit aufgrund eines geringen sozialen und kulturellen Kapitals der benachteiligten Gruppen. Von Seiten der PlanerInnen mangelt es oft an der Bereitschaft und Fähigkeit zur Eröffnung von Diskursen. Zusätzlich bestehen oft Asymmetrien (Rhetorik, Wissen) gegenüber der Zivilgesellschaft bzw. werden oft Partikularinteressen anstatt Konsensbildung verfolgt. (vgl. BLOTEVOGEL 2014)

2.2 URBAN DESIGN UND PLANUNG – EIN OBJEKT, ZWEI THEORETISCHE SPHÄREN

Da sowohl das Konzept des DIY Urbanism wie alle ihm verwandten bzw. unter dem Sammelbegriff DIY zusammengefassten Bewegungen des Urbanen, welche im Rahmen dieser Arbeit relevant erscheinen aus einem Urban Design Kontext heraus entstanden sind, ist es sinnvoll einen kurzen Exkurs in die Ursprünge der Urban Design Theorie sowie der klassischen Planungstheorie zu unternehmen. Dieser Kontext soll im Laufe der Arbeit, wenn über DIY Urbanism gesprochen wird, stets mitgedacht werden.

Während die Architekturtheorie – sofern sie sich mit der Gestaltung des städtischen Raumes befasst – von der Urban Design Theorie schwierig zu unterscheiden sind, ist die Planungstheorie klarer abzugrenzen. Der Grund dafür ist historischer Natur. Denn, obwohl sowohl die Disziplin des Urban Design als auch die der Planung von der Architekturtheorie abstammen, wurde die Planungstheorie seit Jahrzehnten als unabhängige Disziplin angesehen. Aufgrund der weitverbreiteten institutionellen Kluft zwischen der Architekturtheorie und jener des Urban Designs einerseits und der Planungstheorie andererseits ist die Theoriebildung in verschiedene Bereiche zerteilt. Die Praktiken des Urban Design und der Planung beanspruchen jedoch denselben Arbeitsbereich – jenen der öffentlichen Planung und Entwicklung von Städten. (vgl. STEINØ 2004: 63-64)

Da Urban Design, wie alle Design Aktivitäten gleichzeitig, auch eine kreative Aktivität darstellt, ist sie inhärent normativ. Es ist unmöglich Gestaltungs- und Designentscheidungen zu treffen, ohne darüber zu urteilen welche Wahl besser ist. Normative Urban Design Theorien befassen sich mit der Frage wie man eine gute urbane Umwelt schafft, oder wie KEVIN LYNCH (1981) im Original titelt: „*How to know a good city when you see one*“. Was jedoch gut oder das Beste ist, ist eine Frage der Werte. Es hängt davon ab wie Städte konzeptualisiert sind, und welchem Zwecke sie dienen. Für manche sind die ästhetischen Qualitäten vorrangig, während andere primär auf funktionale und soziale Aspekte ausgerichtet sind. Die verschiedensten Theorien ermöglichen unterschiedliche Varianten der Kategorisierung von normativen Urban Design Theorien. Erfolgt diese nach der dominantesten normativen Komponente, so lässt sich u.a.

die Kategorie „Environmental Theories of Urban Design“ bilden, welche für das weitere Theorieverständnis dieser Arbeit von Nutzen ist. (vgl. STEINØ 2003: 2ff.)

ENVIRONMENTAL THEORIES OF URBAN DESIGN

Parallel zu dem postmodernen Trend hin zu formellen Ansätzen des Urban Designs hat sich eine neue Entwicklungslinie mit Fokus auf die Lebensumwelt herausgebildet. Anstatt sich lediglich mit formalen Angelegenheiten des urbanen Raums zu beschäftigen rückt dabei der urbane Raum als städtischer Lebensraum in den Mittelpunkt, welcher den vielen Ansprüchen an einen lebendigen Ort gerecht werden muss. Zentral sind hierbei die Konzepte von Gemeinschaft und öffentlichem Raum – während Raum hier mit seiner Fähigkeit Gemeinschaften und öffentliches Leben zu fördern, betrachtet wird. Zusätzlich spielen auch vermehrt physische und quantitative Aspekte wie Verkehr oder die Verteilung von Raum eine wichtige Rolle. Wie bereits von ALLAN JACOBS & DONALD APPLEYARD beworben, ist auch hier Lebensqualität ein fundamentales Ziel bei der Schaffung eines guten urbanen Lebensumfelds, welches zur Partizipation anregen soll und sozialer Entfremdung und Anonymität auf Kosten eines verstärkten Identitätsbewusstseins entgegensteuern soll. Städte sollen mehr sein als nur funktionale Einheiten um den utilitaristischen Bedürfnissen gerecht zu werden. Neben der Bereitstellung von Wohnungen und Jobs sollten sie auch eine Plattform für Kultur und Freizeit darstellen (vgl. STEINØ 2004: 71ff.). Vor dem Hintergrund der Stadt als ein Ort der Emanzipation betrachtet RICHARD SENNET diese auch als einen Ort der Entwicklung eines Ethikverständnisses und der Ausbildung eines Gerechtigkeitssinnes durch das Lernen voneinander und den Umgang mit verschiedenen Menschen. (vgl. SENNET 1989: 84)

“[...]including cultural experiences, excitement, theater and magic. And cities should be authentic and meaningful, [...]express the moral issues of society and educate its citizens to an awareness of them” (STEINØ 2004: 73).

Hierfür soll öffentliches Leben nicht nur die städtischen Institutionen, sondern auch durch den öffentlichen Raum forciert werden.

URBAN PLANNING AND URBAN DEVELOPMENT

Während sich Urban Design primär mit der Gestaltung und der Form öffentlicher Räume auseinandersetzt, behandelt Stadtplanung in ihrem Ursprung die räumliche Verteilung von Nutzungen. Die Fragen nach dem „Was“, „Wo“, „Wann“, „Warum“ und „Wie“ sind allgegenwärtig. Demnach ist Stadtplanung genauso wie Urban Design normativ, da immer die Frage nach dem „Warum planen?“ gestellt werden muss (vgl. STEINØ 2003: 7). Stadtplanung hat im Laufe der Geschichte viele verschiedene Formen angenommen. Als Konzept, das lediglich Einfluss auf den öffentlichen Raum sowie die Gesellschaft ausübt, aber auch als rein wissenschaftliche Bestrebung und intrinsisch politisch. Ein utilitaristisches Mittel zur Herstellung öffentlicher Ordnung und sozialen Wandel. Ein paternalistischer top-down Ansatz basierend auf der Zusammenführung von Wissen aber auch bottom-up gestützt auf einen pluralistischen Diskurs. Allen gemein ist jedoch, dass Planung und auch Stadtentwicklung, als Steuerung der Gesamtentwicklung, eine Idee und eine Vision von der Zukunft benötigen, sowie das Wissen, diese zu implementieren. Als zukunftsorientierte Tätigkeiten müssen diese auf einer Vision gründen, wie diese Zukunft überhaupt aussehen soll. Eine konservative

Zukunftsvision sieht Planung als ein Instrument der Systempflege und der Beibehaltung. Eine radikale Vision sieht die Zukunft ganz anders als die Gegenwart. Planung und Entwicklung versteht sich hier als Werkzeug für Systemtransformation. (vgl. STEINØ 2004: 75)

2.3 DIY URBANISM – WHAT IS IT?

"You don't need planning permission to build castles in the sky" (BANKSY 2011: O.S.).

In vielen Städten rund um den Globus sehen sich Stadtverwaltung und Stadtentwicklung mit einer (scheinbar) neuen Art von „*citizen-led place-making activity*“ konfrontiert. Tactical Urbanism, Guerilla Urbanism, Temporary Urbanism, Pop-Up Urbanism, Bottom-up Urbanism, die Liste ist lang und ständig entstehen neue Begriffe, die Phänomene und Initiativen der Stadtproduktion „bottom-up“ konzeptualisieren. Viele dieser Aktionen sind Teil einer Do-it-Yourself (DIY) Bewegung, in denen BürgerInnen selbst durch kleinräumige urbane Praktiken im öffentlichen Raum jene Aufgaben übernehmen, die die Stadtverwaltung nicht übernimmt oder nicht mehr übernehmen kann. Individuen und Gruppen kreieren spontane Interventionen, welche darauf abzielen das städtische Erscheinungsbild zu verschönern und zu verbessern. Als Do-it-Yourself Urbanism kann also jede Handlung seitens der BürgerInnen definiert werden, die einen direkten Einfluss auf den urbanen Raum hat. Oftmals geschieht dies ohne die Involvierung der Stadtregierung oder aber im Widerspruch zu der Regierungspolitik und ihren Richtlinien und Gesetzen. In seiner sehr eng gefassten Definition betont FINN (2014) dabei den Einsatz von ausschließlich privatem Kapital sowie den Verzicht auf entsprechende Genehmigungen der Stadt, was eine Reihe von realen und potentiellen Dilemmata mit sich bringen kann (vgl. FINN 2014: 331-332). Diese kleinräumigen Interventionen reichen von *urban gardening* auf Verkehrsinseln, selbstgebauten Sitzbänken bei Bushaltestellen, bis hin zu Pop-up Läden oder auch das Aufstellen von Wegbeschilderungen im öffentlichen Raum. Die Taktiken, denen man sich dabei bedient, werden plakativ als „*chair bombing*“, „*guerilla wayfinding*“, „*urban knitting*“ etc. betitelt (vgl. FINN 2014: 381). FINN 2014 fasst dies zusammen als:

„citizen designers conceptualize, construct and install their own 'unauthorized urban design contributions' in public spaces to address issues of local importance, circumventing official processes and permits” (FINN 2014: 381).

Die verspielten, scherzhaften, temporären DIY Aktionen, mittels denen oftmals implizit auch Kritik geübt wird, sind nichtsdestotrotz meist innovative, raffinierte und kostengünstige Lösungen für unbehandelte und unadressierte städtische Probleme. DIY präsentiert sich dabei in den verschiedensten Formen (FINN 2014; IVESON 2013; FARAH ET AL. o.J.). Zumeist will man in einer humorvollen Art und Weise Missstände aufzeigen, einen kritischen Diskurs schaffen und zur Bewusstseinsbildung beitragen (vgl. FINN 2014: 382). Manch andere Aktivitäten verfolgen rein utilitaristische Ziele wie etwa das Anpflanzen eigener Nahrungsmittel und wiederum andere, oft illegale DIY Aktivitäten, verkörpern beabsichtigte Formen des Protestes wie beispielsweise vorsätzliche Verstöße gegen das Gesetz, um gesellschaftliche Veränderung herbeizuführen (vgl. PAGANO 2013: 338). Was aber haben all diese Praktiken, die unter den verschiedensten Begriffen zusammengefasst werden, gemeinsam? ZEIGERS (2011) Antwort darauf ist der Glaube daran, dass Veränderung möglich ist, ungeachtet von wirtschaftlichen

und politischen Hindernissen oder disziplinärer bzw. institutioneller Trägheit und Untätigkeit. ZARDINI (2008) betont hierbei den gemeinsamen Willen des Aufzeigens eines alternativen Lebensstils, die Neudefinierung des Alltags und die Wiederaneignung von Raum, begleitet von neuen Nutzungsformen. Für HOU (2010) liegt der einende Faktor der Interventionen in der Erforschung und der möglichen Offenbarung einer alternativen Stadt innerhalb der bereits existierenden Stadt durch das Besetzen von öffentlichem Raum und die Zuschreibung mit neuer Bedeutung und Funktionen (vgl. IVESON 2013: 943). Viele DIY Projekte vereint somit der Wille zur Veränderung urbaner Räume – entweder direkt oder durch das Initiieren weiterer Gemeinschaftsaktivitäten oder Partizipationsformen. (vgl. PAGANO 2013: 338)

Städte wie Berlin, Amsterdam und Barcelona in Europa, sowie Portland oder San Francisco in den USA, gelten als die Pioniere des DIY Urbanism und können auf einige gelungene Beispiele zurückblicken. In Berlin wurde das Gelände des Tempelhofer Flughafens nach der Schließung zu einem Zentrum des experimentellen DIY Urbanism und wurde von vielen Initiativen bespielt. Blickt man in die USA, so lassen sich andere erfolgreiche Pionierbeispiele erwähnen. PARK(ing) Day beispielsweise wurde 2005 von einem Kunst und Design Kollektiv in San Francisco ins Leben gerufen, in dem man einfach einen öffentlichen Parkplatz für 2 Stunden (Zeitbegrenzung der Parkuhr) in einen kleinen städtischen Park verwandelt hat. Diese Idee verbreitete sich wie ein Lauffeuer und wurde seitdem von vielen Städten aufgegriffen (vgl. FINN 2014: 382). FINN (2014) schreibt von einem:

„purposeful play as a distinct type of social commentary, [...] intended to be read at various levels: as a simple joke or an ironic smile, but also as a critical intervention meant to question general preconceptions on urban space and our interactions within it“ (FINN 2014: 382).

Der Kern des DIY Ansatzes führt noch einen Schritt weiter. Anstatt Probleme bloß aufzuzeigen möchte man durch die Installation von kleinräumigen Aktivitäten Probleme – zumindest für einen kurzen Zeitraum und im lokalen Kontext – lösen. Das Fehlen von Sitzmöglichkeiten an einer hochfrequentierten Bushaltestelle beispielsweise, stiftete DIY PionierInnen dazu an, diese mit selbst zusammengezimmerter Sitzbänken auszustatten. Dies wird beispielsweise in Fußgängerzonen in Brooklyn, NY durch „DoTank“ seit Jahren realisiert. DIY wayfinding Projekte befassen sich mit der Beschilderung im städtischen Raum, um zu vervollständigen, was eigentlich Aufgabe der öffentlichen Hand sein sollte. Ein Projekt namens „Walk Raleigh“ aus Raleigh, North Carolina installierte hierzu eigenmächtig offiziell anmutende Wegschilder zu örtlichen Sehenswürdigkeiten. Guerilla gardening und andere „urban greening“ Gruppen wie Los Angeles Guerilla Gardening (LAGG) pflanzten zwanzig unerlaubte Gärten in Parks und Straßenzügen. Andere DIY-AktivistInnen verwandeln Pflanzensamen, Kompost und Tonerde in golfballgroße „seed bombs“ und verwenden diese als Methode der Aussaat und Begrünung im urbanen Raum. (vgl. FINN 2014: 383ff.)

All die oben genannten Projekte sind Beispiele gelungener Umsetzung – jedoch öffnet sich mit der Debatte um DIY Urbanism auch ein breites Feld an Fragen für Städte und die urbane Bevölkerung. Was sind die Rechte, die Erwartungen und die Verantwortung der Öffentlichkeit bezogen auf den städtischen Raum? Wie kann und soll die Öffentlichkeit ihre Umgebung gestalten? Dabei legen Gesetze und soziale Normen fest, welche Aktivitäten im öffentlichen und privaten Raum als angemessen gelten. (vgl. FINN 2014: 331)

DIE VORLÄUFER VON DIY URBANISM

Trotz dem jüngst zu vermerkenden Anstieg der Nachfrage an dem Thema, sind DIY Praktiken Teil einer langen Geschichte, die in bestimmter Form schon immer existierten. Weder die Taktiken des DIY Urbanism noch die treibenden Kräfte hinter diesen Interventionen sind neu (vgl. DONOVAN 2014: 385). Auch wenn es schön wäre zu glauben, dass eine gänzlich neue Form des Urbanismus entdeckt wurde, so ist die Wahrheit jedoch, dass der Impuls zur Erschaffung temporärer, kostengünstiger Antworten auf die Herausforderungen des Lebens kein neuer ist. Temporäre Strukturen oder Events im öffentlichen Raum sind keineswegs neue Phänomene. Sie existierten in der Form von Messen, Jahrmärkten, komödiantischen Wandertruppen, Zirkusgruppen oder Festivals fast eben so lange wie Städte selbst. Provisorische römische Militärlager oder die vorindustrielle Stadt als eine Reihe von Gebäuden, Plätzen und Aktivitäten vorübergehender Natur, sind zwei Beispiele aus der Geschichte. Oder aber man denke an *Les bouquinistes*, die im 16. Jahrhundert illegal Bücher entlang des Seineufers verkauften. Auch sie sind ein Beispiel für Kennzeichen des DIY Urbanism, die sich im Laufe der Geschichte in städtebauliche Muster eingraviert haben (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 25). Blickt man in die Gegenwart, so lebt auch heute noch ein großer Prozentsatz der Armen dieser Welt in prekären, temporären Verhältnissen. Man denke nur an die Favelas in Südamerika, die Townships in Südafrika oder die Wohnwagensiedlungen in Nordamerika. Auch hier findet man Selbstorganisation und temporäre Strukturen. Warum also ist das Interesse von DesignerInnen und ArchitektInnen an Vorübergehendem so aktuell wie nie zuvor? Oder ist es einfach eine Manifestation einer reichen und selbstgefälligen Gesellschaft? (vgl. BISHOP 2015: 136)

Schon immer gab es Ausnahmen in Hinblick auf existierende Gesetze und Regulationen, welche die Nutzung des öffentlichen Raums innehielten. *Speaker's Corner* im Londoner Hyde Park beispielsweise oder sogar die kürzlich aufgetretene *Occupy Bewegung*, welche die Frage nach dem Maß an Mitgestaltung der Städte zum Thema machten (vgl. FINN 2014: 331). Das hier zugrundeliegende Konzept von „*Recht auf die Stadt*“, welches oft mit dem DIY Ansatz in Verbindung gebracht wird, stammt vom Philosophen HENRI LEFEBVRE (*Le Droit à la ville*, 1968) und wurde vom Geographen und Sozialtheoretiker DAVID HARVEY neu artikuliert:

„far more than the individual liberty to access urban resources: it is a right to change ourselves by changing the city“ (FINN 2014: 386).

Eine weitere Richtung urbaner Interventionen auf kleiner Maßstabsebene, welche zumindest konzeptionell mit dem heutigen DIY Urbanism in Verbindung gebracht werden kann, startete mit CAMILLO SITTE und seinem Werk *„City-Building According to Artistic Principles“* (1889), in welchem er den Verlust vielfältiger, komplexer Stadtstrukturen beklagte. Die Verbindung zum heutigen DIY Urbanism lässt sich jedoch nicht nur auf die ästhetischen Bedenken von SITTE zurückführen, sondern auch auf die Wertschätzung kleiner Praktiken und das Verlangen außerhalb totalitärer Masterpläne zu arbeiten. Die großmaßstäbigen Masterpläne des 19. Jahrhunderts, auf die SITTE reagierte, ebneten auch den Weg hin zum modernen Urbanismus des 20. Jahrhunderts (vgl. TALEN 2015: 141-142). WILLIAM WHYTE und JANE JACOBS vertraten in dieser Zeit eine Gegenposition zu großmaßstäbigen Planungsvorhaben und propagierten einen *„place-based, bottom-up, community-centered approach to urban planning“* (vgl. FINN 2014: 387). Taktiken zur Förderung lebendiger Städte, so argumentierte JACOBS, können hierbei relativ klein sein.

Sie schrieb:

“emphasis on bits and pieces is of the essence: this is what a city is, bits and pieces that supplement each other and support each other”(TALEN 2015: 142).

Beginnend in den 1960er Jahren, begann sich das Feld der Stadtplanung von einem hoch technokratisch-leitenden Ansatz, welcher in den USA und den UK bis dato als State-of-the-Art galt, zu wandeln. Inspiriert von Werken wie KEVIN LYNCH'S „*The Image of the City*“ (1960) über den städtischen Erlebnisraum, setzte bei manchen PlanerInnen das Hinterfragen des top-down Ansatzes ein. Der Planungsprofessor PAUL DAVIDOFF prägte mit seinem publizierten Artikel „*Advocacy and Pluralism in Planning*“ (1965) den Begriff des „*Advocacy Planning*“, der vordergründlich die Auffassung sozial- und umweltgerechter Planungspraktiken vertritt (vgl. DONOVAN 2014: 386-387). Alle Bemühungen, die Teil der Verbindung zur heutigen DIY Bewegung sind, haben gemein, dass sie außerhalb der Bereiche der Stadtverwaltung stattgefunden haben und eine Reihe individuell gesetzter Aktivitäten darstellen. Dieses kollektive Gestalten und Machen von Stadt, von dem neben JACOBS auch viele Andere sprachen, entstand nicht durch Pläne, sondern durch ein breites Spektrum von Maßnahmen und eine Vielzahl von AkteurInnen. Betrachtet man die Vergangenheit und die Gegenwart so zeigt sich, dass selbst das reine „Tun“ Vorteile mitsichbringt. Kleinmaßstäbige Projekte beabsichtigen die Generierung von gesellschaftlichem Enthusiasmus aufgrund der Involvierung vieler AkteurInnen und das Zusammenbringen dieser. Zusätzlich glaubte man diesbezüglich schon immer an das Potential der Integration. Spätere UrbanistInnen sahen den Urbanismus selbst als Wissenschaft der Beziehungen und der Zusammenhänge. Integration beruhte auf der Strategie „*many changes by many hands*“ (vgl. TALEN 2015: 144). In der Zwischenzeit ist Partizipation seitens der BürgerInnen in der Welt der Planung und des Urban Designs von entscheidender Bedeutung (vgl. DONOVAN 2014: 386-387). JACOBS und APPLEYARD (1987) argumentierten in ihrem „*urban design manifesto*“:

„As important as many buildings and spaces are many participants in the building process. It is through this involvement in the creation and management of their city that citizens are most likely to identify with it and, conversely, to enhance their own sense of identity and control”(FINN 2014: 387).

Diese Auffassung von Partizipation in der Stadtentwicklung ist zumindest in der Theorie weitestgehend als Voraussetzung für erfolgreiche Planung akzeptiert. Doch wie ist es um Mitgestaltung und Partizipation in der Praxis gestellt?

Eine der Hauptfragen betreffend gesellschaftlicher Interventionen in der Vergangenheit und dem gegenwärtigen DIY Urbanism ist die Frage nach dem Grad der Unterstützung von kleinmaßstäbigen, bottom-up Veränderungen seitens der Stadtentwicklung. Das Ergebnis der Interventionen – ob damals oder heute – ist gleichgeblieben, verändert hat sich nur der Zweck. Damals hat man selbst interveniert, in der Hoffnung, zukünftig eine offizielle Planung von Seiten der Stadt zu etablieren. Heute versucht man das etablierte, festgefahrene System zu umgehen. Beide Ansätze entspringen aber aus einer Notwendigkeit heraus: der eine, weil institutionalisierte Planung nicht existierte und der andere, weil institutionalisierte Planung zwar existierte aber nicht lieferte. Der Blick in die Vergangenheit eröffnet das Feld für weitere Fragen. Erstens nach der Beziehung zwischen offizieller Stadtentwicklung und bottom-up Bewegungen und ob offiziell genehmigte Unterstützung die Effektivität von DIY Urbanism limitiert. Zweitens, ob

inkrementelle, kleinmaßstäbige Aktionen als ad hoc Interventionen alleine effektiv genug sind Veränderung zu erzeugen. Eine weitere Überlegung bezieht sich auf die Frage, ob Verschönerungen bzw. Optimierungen auf Nachbarschaftsebene, die dann von der institutionalisierten Stadtentwicklung aufgegriffen werden, Probleme bezüglich Diskriminierung, Exklusion sowie Segregation herausbilden. Dabei ist die Differenzierung zwischen dem Geplanten versus dem Ungeplanten, dem Kontrollierten versus dem Spontanen oder auch dem bottom-up Ansatz versus dem top-down Ansatz nicht immer eindeutig. Ein kleinmaßstäbiges Projekt, auch wenn es von einer kleinen Gruppe initiiert wurde, kann trotzdem ein Produkt von Ordnung und Kontrolle sein, während ein anderes, größeres, auch als improvisiert klassifiziert werden kann. Würde die Kontrolle und vorausschauende Steuerung von bottom-up Bemühungen dazu beitragen, dass Synergien gebildet werden oder würde die Involvierung traditioneller Planung die Popularität und Legitimität des DIY Urbanism untergraben? (vgl. TALEN 2015: 144-145)

Laut FINN (2014) lässt die formale Struktur der Stadtentwicklung in der Praxis nur wenig Raum für DIY Bemühungen. Die Herausforderung entsteht aufgrund des Maßstabes der Bemühungen von DIY – sowohl das mögliche Schadenpotential als auch der potentielle Nutzen ist relativ kleinmaßstäbig und der dahinterliegende Sinn reicht von altruistisch über skurril bis hin zu rebellisch. Dadurch wird es einfach diese Bestrebungen als schieren Jux abzustempeln. Laut DONOVAN (2014) gibt es noch keine klaren Modelle einer sinnvollen Integration von DIY Interventionen in einer Art und Weise, die notwendige Kontrolle und Überblick über die Projekte verspricht, aber auch den Nutzen des Potentials als brauchbaren Input in der kommunalen Planung und Entwicklung sowie Design Prozessen darstellen. (vgl. DONOVAN 2014: 387-388)

GRÜNDE FÜR DEN POPULARITÄTSANSTIEG DES DIY URBANISM

„People are doing it themselves, informally and spontaneously – whether as needed or simply as inspiration strikes. People are installing fanciful and functional infrastructure, which is intended to improve everyday life, [...] and community groups are taking neighborhood planning into their own hands” (DOUGLAS 2012: 43).

“Self-made” Urbanität ist wie im vorangegangenen Kapitel erläutert, kein neues Phänomen. Global betrachtet sehen sich PlanerInnen an Orten wie Südamerika, Afrika oder Asien schon lange mit informellen Strukturen konfrontiert. Neu ist jedoch die Popularität dieses Themas in Städten des globalen Nordens, oder wie DOUGLAS sagt, *„in the city of advanced capitalism“* (DOUGLAS 2012: 43).

In der Literatur, welche vorwiegend aus dem U.S. amerikanischen Raum kommt, werden für das vermehrte Forschungsinteresse an DIY Phänomenen mehrere Gründe genannt, die teilweise auch auf den deutschsprachigen Raum übertragbar sind. Vor allem Krisenzeiten, allen voran die aktuelle globale Finanzkrise von 2008 sorgten dafür, dass Phänomene wie DIY oder taktische Interventionen im öffentlichen Raum vermehrt sichtbar wurden. In der selben Zeit ließ sich auch eine vermehrte Abhängigkeit gegenüber dem globalen Markt als Produzent von städtischem Raum, eine Neoliberalisierung von Stadt und Staat, sowie die Kommerzialisierung von öffentlichen Räumen beobachten, welche jene anfälliger gegenüber ökonomischen Veränderungen und Turbulenzen machten. Solch ein Umfeld limitiert natürlich auch das, was durch die formelle Stadtentwicklung getan werden kann, während DIY Aktivitäten gleichzeitig

grundlegende Annahmen bezüglich dem „Wer“ und „Wie“ öffentlicher Raum produziert wird, hinterfragen und herausfordern (vgl. GAMEZ UND SORENSEN 2014: 333-334). Weiters sehen manche neben der wirtschaftlichen Stagnation in Europa, die Popularität von DIY in der Konsumgesellschaft, als Antwort auf den menschlichen Urinstinkt und das Verlangen nach inkrementellem, selbstbestimmtem Handeln, sowie dem Drang selber zu fertigen, zu schaffen und zu gestalten. Dies kommt sowohl durch Strategien auf der Makroebene, als auch durch Taktiken auf der Mikroebene zum Ausdruck. Man ist nicht mehr auf ExpertInnen und deren Meinung angewiesen, sondern jeder hat Zugang zu Do-it-Yourself Wissen und sieht sich selbst als ExpertInnen-Laie.

“The underlying mentality behind these grassroots movements seems that the actors cannot only ‘do-it-themselves’, but can also ‘do-it-themselves-better’. It shows that the lack of trust in large socio-economic systems is also a large motivator to engage in such practices”(BIALSKI ET AL. 2015: 5).

Neben der Wirtschaftskrise, die auch Veränderungen in der Gesellschaft und der Politik mit sich zog, nennen LYDON und GARCIA drei weitere Trends, die der raschen Verbreitung des DIY Urbanism zu Grunde liegen (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 25). Darunter fallen der rasante technologische Fortschritt vor allem in Bezug auf die Informationstechnologie (IT), welche anhand des „Hacking“-Trends in Kapitel „2.5.2 Hacking the City“ noch näher erläutert wird, der immer größer werdende Graben zwischen der Regierung und den BürgerInnen, sowie die Rückkehr in die Stadt, auf die in weiterer Folge näher eingegangen wird. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015:63; vgl. BISHOP 2015: 136)



Abbildung 2: Gründe für den Popularitätsanstieg von DIY Urbanism (Quelle: Eigene Darstellung nach Lydon & Garcia 2015: 64)

A RENEWED LOVE AFFAIR WITH THE CITY

Geht man in der Geschichte zurück, so waren es vor hundert Jahren genau zwei von zehn Personen weltweit, die in Städten angesiedelt waren. 2010 stieg die Zahl auf mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung und die Prognosen bis 2050 sagen sogar vorher, dass bis dahin sieben von zehn Personen in Städten leben. So eindrucksvoll diese Zahlen auch sind, muss man bedenken, dass dieser Trend hin zur Stadt, von einem exponentiellen globalen Bevölkerungswachstum begleitet wird. Sowohl der Maßstab als auch die Geschwindigkeit der Urbanisierung verlangen nach kostengünstigen, schnellen Lösungen mit hohem Wirkungsgrad. DIY boomt wie nie zuvor. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 63)

Der Prozess der Wiederentdeckung der Stadt – auch „*urban renaissance*“ genannt, kann als einer der Gründe für die Popularität von DIY-Initiativen genannt werden. Die Stadt wird nicht mehr nur wahrgenommen als Arbeits- und Freizeitort, sondern auch als Ort des Wohnens und der kulturellen sowie politischen Teilhabe wertgeschätzt. Dies scheint sich als Gegentrend zur Suburbanisierung abzuzeichnen, bei dem das individualisierte Eigenheim mit Garten im Stadtumland jahrzehntelang als Ideal angesehen wurde. Mit dieser Rückkehr neuer, meist jüngerer Bevölkerungsgruppen, ziehen auch viele neue Ideen, Wünsche, Vorstellungen und Nutzungsansprüche in das städtische Leben mit ein. Dieses Mehr an Mitgestaltungswillen ist, wenn es genutzt wird, von großem Vorteil. Wer mitgestaltet, bestimmt mit, ist stärker in die Nachbarschaft eingegliedert und fühlt sich ihr gegenüber zugehöriger (vgl. FRANZ 2016: 27). Es sind grundsätzlich zwei dominante demographische Kohorten, die an kommerziellen und kulturellen Orten, sowie an Orten der Freizeitgestaltung konvergieren. Zum einen ist es die Generation Y, auch als „*Millenials*“ bezeichnete Bevölkerungskohorte, die im Zeitraum zwischen 1987 und 1999 geboren wurde und einen technikaffinen Lebensstil pflegt. Zum anderen ist es ihre Vorgängergeneration, die sogenannten „*Babyboomer*“. Beide haben unterschiedliche Einflüsse und Erwartungshaltungen in Bezug auf Städte und das urbane Leben. Millenials lassen sich Großteils über ein höheres Heiratsalter und einen späteren Zeitpunkt der Familiengründung charakterisieren. Sie gehen im Vergleich zu anderen öfter freiberuflichen Tätigkeiten nach, weisen höhere Raten von Geschäftsgründungen auf und präferieren in ihrer städtischen Lebensumwelt einen autofreien oder autoreduzierten Lebensstil. Diese jungen Erwachsenen ziehen in Städte, wo das Transportangebot vielfältig ist und der Besitz eines eigenen Autos nebensächlich wird. Neueste Erkenntnisse zeigen, dass eine große Anzahl dieser Generation Y angehörigen Kohorte lieber in kompakten, verdichteten Stadtlagen wohnt anstatt in Gegenden, in denen die Mietpreise zwar erschwinglicher aber die Kosten der täglichen Wege deutlich höher ausfallen. Dies spiegelt sich auch in den aktuellen Mobilitätsdaten wieder. Das Auto ist für jungen Menschen nicht mehr das höchste Gut. Es wird nicht aussterben aber es wird rationaler verwendet. Der private PKW steht zu über 90 Prozent der Zeit in der Stadt herum. Da ist es für den Einzelnen, aber auch für die Gesellschaft, klüger, kein eigenes Auto zu besitzen, sondern sich dann eines auszuborgen, wenn es benötigt wird. Im Vergleich zu früher sind die Städte heute deutlich sauberer geworden. Es gibt weniger Lärm, Schmutz und Staub und auch die Belastung durch Abgase ist gesunken. Dies führte dazu, dass heute viele die inneren Bezirke als Wohnbezirke wieder zu schätzen gelernt haben. Ein angenehmer Nebeneffekt der Reduktion von Autos ist, dass der Straßenraum, der in der Vergangenheit als reiner Autoverkehrsraum wahrgenommen wurde, nun auch für andere Zwecke zur Verfügung steht. Diese Trends lassen darüber nachdenken, wie wir uns unsere Städte für die Zukunft wünschen (vgl. LYDON

UND GARCIA 2015:65-66). Die Qualität und Quantität kreativer Aspekte haben, neben der ökonomischen Entwicklung, direkten Einfluss darauf wie lebhaft und pulsierend eine Stadt ist. Sie bringen weitere Vorteile, locken hochqualifizierte Arbeitskräfte an, führen zu einer wachsenden Unternehmerschaft, stärken den Tourismus und die soziale Zusammengehörigkeit. All diese Faktoren machen Städte zu wunderbaren Orten zum Leben. (vgl. PRAWATA 2015: 232)

2.4 POP-UP URBANISM

Eine große Leinwand, bunte Liegestühle, Lichterketten und ein Bus voller Eis und Getränke – so präsentierte sich der Sigmund-Freud-Park in Wien an einem lauen Sommerabend im August 2016 im Rahmen der FM4 Pop-up Cinema Tour.

Das Setting mit seinem „Amateur-Look“ verleiht das Gefühl, als hätte man diesen Ort gemeinsam mit ein paar Freunden aufgebaut und gleichzeitig vermittelt es, dass diese Installation nicht permanenter Natur ist. Egal ob ein Park, ein ungenutzter Parkplatz oder ein leerstehendes Geschäft, das Erlebnis des temporären Vergnügens, welches durch Pop-ups vermittelt wird, verändert die Sichtweise der Menschen auf diesen bestimmten Ort. Durch diese vorübergehenden Interventionen können vergessene Räume wieder mit neuen Möglichkeiten ausgestattet werden, welche neue städtische Vorstellungsbilder hervorbringen und eine Plattform für Experimente, künstlerische Ausdrucksformen und Belebung bzw. Wiederbelebung urbaner Räume bieten. Im großen Maßstab gedacht, bietet die Pop-up Landschaft PlanerInnen die einzigartige Möglichkeit den öffentlichen Raum zu überdenken und neu zu gestalten. Gleichzeitig sollte dieses Phänomen auch kritisch untersucht und ihr Zweck kontextuell beleuchtet werden, denn Pop-ups unterstützen als weiteres Instrument der *„placemaking toolbox“* auch sogenannte *„property-led development“* Prozesse. Darunter versteht man einen Planungsansatz, der lokale Wirtschafts- und Immobilienentwicklung miteinander koppelt. Ziel ist es, gutverdienende Haushalte mit attraktiven Standorten und Anlagemöglichkeiten zu locken, günstige Investitionsbedingungen in der gebauten Umwelt zu schaffen und somit einen Anreiz zum Bauen zu geben. (vgl. SCHALLER UND GUINAND 2017: 1)

Es gilt die in der aktuellen Fachliteratur verwendeten Terminologien für solch temporäre Interventionen im öffentlichen Raum zu erläutern und die verschiedenen Spannungen dieser Konzepte herauszuarbeiten.

WAS VERSTEHT MAN UNTER POP-UPS?

Der an die Programmiersprache erinnernde Begriff *„Pop-up“* beschreibt ursprünglich sich spontan öffnende Werbefenster auf dem Computerbildschirm bei gleichzeitiger Surftätigkeit im Internet. Diese Pop-ups dienen dem Zweck Aufmerksamkeit zu erregen. Verwendet man den Begriff nun im Kontext von Stadtentwicklung, so impliziert der Begriff Installationen oder Design Interventionen, die für einen bestimmten Zeitraum zum Vorschein kommen. Damit möchte man für diesen bestimmten Standort Neugierde wecken, Möglichkeiten anderer Nutzungsformen aufzeigen und ein verändertes Gefühl für Raum und Zeit erzeugen. Die gebaute Umwelt verliert demnach ihre oft wahrgenommene Unveränderlichkeit und wird beweglich und wandelbar. Die verstärkte Popularität von temporären Interventionen im Kontext einer Do-it-Yourself Philosophie, wie sie auch auf Pop-ups zutrifft, wird in der Literatur

verstärkt mit den Unsicherheiten der Finanzkrise 2008 in Verbindung gebracht (LYDON UND GARCIA 2015; TALEN 2015; SCHALLER UND GUINAND 2017). Nichtsdestotrotz reichen die Wurzeln der Pop-up Interventionen wie bereits im Kontext der DIY Bewegung erläutert, auch hier lange zurück (vgl. SCHALLER UND GUINAND 2017: 2). Sowohl das Konzept des Tactical Urbanism in den USA (LYDON UND GARCIA 2015), welches im nachfolgenden Kapitel noch näher erleutert wird, als auch Pop-up Urbanism im europäischen Kontext (BEEKMANS und DE BOER 2014) erinnern an Bilder des neunzehnten Jahrhunderts. Während also interimäre Interventionen im urbanen Raum nichts grundlegend Neues darstellen, sind es jedoch die Bemühungen diese Aktivitäten neu zu benennen und damit einen neuen Zweck zu verfolgen und eine neues Publikum anzusprechen. Oft sind es junge KünstlerInnen, DesignerInnen oder ArchitektInnen, die diese neuen Räume erschaffen und dort ihre Philosophien und Ideen austesten. Zudem stellen DIY als auch Pop-up und Tactical Urbanism im Detail neue Wege dar, um gesellschaftliches Engagement zu fördern. Es werden kleine Investitionen durch recycelte, kostengünstige Materialien getätigt, um den sozialen und kulturellen Wert ungenutzter Räume zu steigern und diesen als neuen Interaktionsraum zu nutzen. Diese strategischen Interventionen katalysieren Reinvestitionen und stellen eine effektive „*place-making*“ Strategie dar. (vgl. SCHALLER UND GUINAND 2017: 3-4)

2.5 TACTICAL URBANISM – DISTURBING THE ORDER OF THINGS

Ein weiteres Konzept von essentiellern Wert für diese Arbeit stammt von MIKE LYDON und ANTHONY GARCIA, den beiden Begründern der Tactical Urbanism Bewegung. Sie sehen in dieser Bewegung, welche im vorliegenden Kapitel vorgestellt wird, das Versprechen für urbane Transformation und die Bestärkung und Inspiration für eine neue Generation von engagierten BürgerInnen, StadtplanerInnen, ArchitektInnen und politischen EntscheidungsträgerInnen als SchlüsselakteurInnen dieser Veränderung.

WAS VERSTEHT MAN UNTER TACTICAL URBANISM?

Warum nicht einen Pop-up-Park einrichten, die Straße als Fitness-Center nutzen oder Parkplätze zum Spielplatz erklären? Die Beispiele der selbstgemachten Stadt können ganz unterschiedlich aussehen und funktionieren. „*Tactical Urbanism*“ nennt MIKE LYDON, Stadtplaner aus New York, seinen aktivistischen Ansatz, Städte zu verändern. Doch was versteht man unter dem Terminus „*tactical*“?

Merriam-Webster, ein im englischsprachigen Raum sehr bekanntes und häufig verwendetes Wörterbuch, definiert „*tactical*“ als:

“of or relating to small-scale actions serving a larger purpose” oder “adroit in planning or maneuvering to accomplish a purpose” (MERRIAM-WEBSTER IN LYDON UND GARCIA 2015: 2).

Bezogen auf Städte, versteht man unter Tactical Urbanism einen Ansatz zur Schaffung und Aktivierung lebendiger Nachbarschaften durch den Einsatz von kurzzeitigen, kostengünstigen und kleinräumigen Interventionen und Strategien im Stadtraum, welcher sowohl von Seiten der Regierung, von Unternehmen als auch von Nonprofit-Organisationen, Interessensgruppen oder aber von Einzelpersonen angewendet werden kann. Tactical Urbanism bedient sich dabei

eines offenen und interaktiven Entwicklungsprozesses, dem effizienten Einsatz von Ressourcen und macht sich das kreative Potenzial zu nutzen, welches im gesellschaftlichen Miteinander wurzelt (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 2). Professor NABEEL HAMDI, Pionier der partizipativen Planung beschreibt dies treffend als:

„making plans without the usual preponderance of planning“(LYDON UND GARCIA 2015: 2).

Tactical Urbanism versteht sich dabei als Antwort auf die bisherigen, trägen und isoliert ablaufenden Prozesse in der Stadtentwicklung, welche kaum Platz lassen für unmittelbare Mitsprache und rasche Beanstandungen bezüglich der Gestaltung und Nutzung des öffentlichen Raums. Statt Projekte bis ins letzte Detail durchzuplanen, wird improvisiert: schnell, billig, temporär und *„von unten“* – so lautet das Motto. Eine neue Art der Kommunikation zwischen Stadtverwaltung und BürgerInnen wird so möglich. Ideen können gesponnen, erprobt, umgesetzt oder aber wieder verworfen werden. Für Interessensvertretungen und gemeinnützige Vereine ist es ein denkbarer Weg um zu zeigen, was möglich ist um Zustimmung und Unterstützung von Seiten der Politik und der Öffentlichkeit zu gewinnen. Auch die Regierung kann davon profitieren, wenn sie Tactical Urbanism als eine Möglichkeit sieht, bewährte Praktiken schnell in die Praxis umzusetzen. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 3)

„Because the places people inhabit are never static, Tactical Urbanism doesn't propose one-size-fits-all solutions but intentional and flexible response“(LYDON UND GARCIA 2015: 3).

Wie dieser Satz von LYDON und GARCIA besagt, gibt es nicht die eine Wunderlösung für alle Probleme und Situationen, jedoch erlaubt Tactical Urbanism ein flexibles Reagieren innerhalb eines dynamischen Systems. Es erlaubt Städten und ihren BewohnerInnen gemeinsam einen differenzierteren und beweglicheren Ansatz der Stadtproduktion zu verfolgen. Ein Konzept, das einerseits langfristige und dauerhafte Veränderungen vorsieht, und sich andererseits auch problemlos an sich verändernde Bedingungen anpassen kann. Dass nicht alle städtebaulichen Errungenschaften mittels eines Tactical Ansatzes umsetzbar wären, unterstreicht noch einmal, dass Tactical Urbanism keine Zauberformel beinhaltet. Der wirkliche Wert besteht darin, dass Tactical Urbanism anregt, aus den verharrenden und festgefahrenen Strukturen des konservativen Planungsprozesses auszubrechen - mittels Schritt-für-Schritt Projekten und flexibel adjustierbaren politischen Richtlinien, ohne dabei das Langzeitziel und den großen Maßstab aus den Augen zu verlieren. Der Einsatz von Tactical Urbanism lässt zu, neue Wege und Möglichkeiten auszuloten und kreativer und unorthodoxer zu denken. Die Um- und Neugestaltung von Plätzen sowie die Aufwertung ganzer Viertel durch temporäre Aktionen können somit angestoßen und in Gang gesetzt werden. Dabei sind jene Design- und Umgestaltungsideen nie Teil des großen Masterplans per se, sondern sollen primär aufzeigen, dass es der Aufwertung unbelebter, unattraktiver öffentlicher Räume nicht zwangsläufig ein Millionenbudget bedarf. Zusätzlich soll durch gezielte Aktivitäten das System gestört werden. Die Intention dahinter ist simpel: Umdenken zu generieren. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 3-4)

Im Zuge ihrer Tätigkeiten innerhalb des *Street Plan Collaborative* und durch Recherchetätigkeiten ihrer gemeinsamen Publikation zu Tactical Urbanism, wurden MIKE LYDON und ANTHONY GARCIA mit einer Reihe von innovativen Projekten konfrontiert, welche den überholten Planungsprozessen und Politiken entgegenhalten. Diese Projekte sind ihrer Ansicht

nach meist die Folge unmittelbarer Beteiligungs- und Gestaltungsprozesse von BürgerInnen in ihren eigenen Vierteln und Nachbarschaften, sowie durch die kreative Arbeit von Vereinen und Interessensgruppen. Gemeinsam zeigen sie einmal mehr, dass temporär gesetzte Aktivitäten langfristige Veränderungen hervorrufen können, wie auch in ihrem Tactical Urbanism Handbuch mit „*short-term Action for long-term Change*“ betitelt wird. Diese Tatsache beschreibt der Stadtsoziologe WILLIAM WHYTE als „*the huge reservoir of space yet untrapped by imagination*“ (LYDON UND GARCIA 2015: 6). Dieses von WHYTE beschriebene „*reservoir of space*“ lässt sich heute umlegen auf Brachflächen, städtische Leerstände, überdimensionierte Straßenzüge, Straßenunterführungen, Park- und Stellplätze sowie weitere ungenutzte Flächen des öffentlichen Raums. Sie werden allesamt zum Ziel aktiver, kreativer und zukunftsweisender StadtbewohnerInnen, die die Stadt als Ideenlaboratorium betrachten. Ideen, die nicht Teil eines offiziellen Masterplans sind, jedoch eine gewisse Prise Verrücktheit und Verspieltheit mitbringen und so nicht nur die Vorstellung einer anderen Zukunft erlauben, sondern diese auch erlebbar machen (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 6). LYDON beschreibt diesen Reiz des Tactical Urbanisms mit:

„It creates tactile proposals for change instead of plans or computer-generated renderings that remain abstract“ (LYDON UND GARCIA 2015: 6).

DIY URBANISM VERSUS TACTICAL URBANISM

„*Life hacking*“, „*Making*“, „*Der Pinterest Effekt*“ oder „*Ikea Effekt*“. Wie auch immer man es betiteln möchte, es zeigt die Wiederentdeckung und das Aufleben einer Do-it-Yourself Kultur. DIY Urbanism ist im Grunde ein Überbegriff für viele weitere Bewegungen wie der zuvor beschriebene Pop-up Urbanism, Guerilla Urbanism, Urban Hacking etc., die wie unter einem Schirm als DIY zusammengefasst werden. DIY beschreibt somit eine Verschmelzung von unternehmerischem Aktivismus auf der einen, und öffentlicher Kunst, Design, Architektur, Technik, Technologie und einer global fortschreitenden Urbanisierung auf der anderen Seite. Dies wirft die Frage auf, wie DIY Urbanism mit dem Phänomen des Tactical Urbanism in Verbindung steht und wo diese beiden Bewegungen Parallelen aufweisen bzw. worin sie sich unterscheiden. Die Antwort darauf ist einfach: Nicht alle DIY Bestrebungen sind „*tactical*“ und nicht alle Interventionen des Tactical Urbanismus sind „*DIY*“ (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 6). Als Beispiel für eine reine DIY Verschönerung nennt LYDON in seinem Buch das Phänomen des *guerilla knitting*: Darunter versteht man eine Form von Streetart, bei den Objekten des urbanen Raumes durch Stricken verändert werden. Dies kann vom Anbringen von gestrickten Accessoires bis zu großen Projekten wie das Einstricken ganzer Stadtmöbel oder Brücken reichen (vgl. SCHMID 2011). Er bezeichnet es als einen kreativen Akt, der zwar dem Zwecke der Verschönerung des Stadtbildes dient, jedoch keine langfristigen Veränderungen anstößt – wie beispielsweise das Novellieren obsoleter Politiken oder das Aufzeigen mangelhafter Infrastruktur (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 8). Das jedoch auch hinter *guerilla knitting* eine Botschaft steckt, lässt LYDON außen vor. Zentrales Anliegen ist das Hinterfragen von traditionell weiblich assoziierter Arbeit, die Forderung nach Entprivatisierung textiler Techniken und die Eroberung des primär männlich konnotierten öffentlichen Raums (vgl. SCHMID 2011). Dies zeigt wie schwer eine Abgrenzung zwischen DIY und Tactical Urbanism wirklich ist. DIY Urbanism ist nach der Auffassung von MIKE LYDON Ausdruck eines einzelnen Individuums oder allenfalls einer kleinen Gruppe von AkteurInnen und kann auch dem Tactical Urbanism zugerechnet werden. Oftmals wird Tactical Urbanism auch von kommunalen Behörden, der Landes- oder Stadtregierung,

sowie von Bauträgern oder gemeinnützigen Organisationen eingesetzt, um Ideen auszutesten oder unverzüglich einen Wandel herbeizuführen. Initiativen, die in solche kommunalen Projektprozesse eingebunden sind, bringen die Vorteile des Tactical Urbanism besser zur Geltung. Anders als sein Ruf als jugendliche und oftmals etwas abtrünnige Bewegung, besteht Tactical Urbanism nicht ausschließlich aus unerlaubten Aktivitäten, welche im Schutze der Dunkelheit ausgeführt werden, sondern kann durchaus in einem legalen Rahmen verortet werden. So lässt sich beispielsweise das Do-it-Yourself Aufmalen des eigenen Zebrastreifens in der Nachbarschaft als illegal einstufen, während das Umwandeln des Times Square in New York in eine autofreie Zone mit Rollrasen und Sitzgelegenheiten durch das Verkehrsministerium zulässig ist. Ganz gleich wer die treibende Kraft hinter diesen Aktivitäten ist, die Faszination, die von Tactical Urbanism ausgeht ist, dass die Menschen oft gar nicht unterscheiden können was an Handlungen verboten oder gestattet ist, sondern lediglich den auf den Menschen fokussierten Ansatz zu schätzen wissen, welcher im Zentrum dieser aufkeimenden Bewegung steht. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 8)

STRATEGIE VERSUS TAKTIK

Strategie und Taktik sind wichtige Begriffe in Bezug auf die Planung und Entwicklung von Städten. Strategien beruhen auf zentralen Plänen und Beschlüssen oder dem Ausbau und die Verbesserung von Infrastrukturkonzepten zur Erreichung sozialer, ökologischer oder ökonomischer Ziele (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 8). Um beispielsweise die Elektromobilität als neue Mobilitätsform zu fördern, bedient sich die Stadt Wien einer Elektromobilitäts-Strategie, welche sich wiederum an übergeordneten Strategien und Zielsetzungen der Stadt, und an Strategien und Rahmenbedingungen der EU orientiert (vgl. MA 18 2016: 7). Diese Strategien werden in weiterer Folge durch den Planungsprozess sichtbar gemacht, von der Kommunalpolitik verabschiedet und schlussendlich durch die Anwendung geeigneter Instrumente implementiert. Aufgrund der oftmals trägen und überholten Struktur versanden jedoch gut durchdachte Strategien häufig in irgendwelchen Schubladen und kommen überhaupt nie zur Umsetzung. Eine gut ausgearbeitete Strategie ist gemäß LYDON demnach nur die halbe Miete. Aus diesem Grund, so betont er, bedarf es auch Taktiken, die den Weg zur Implementierung ebnen. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 9)

„Our view is that governments can—and should—work more tactically, just as citizens can learn to work more strategically. Strategies and tactics are therefore of equal value and should be used in concert with each other“ (LYDON UND GARCIA 2015: 10).

Auch ihnen ist bewusst, dass beide die Vorgehensweisen verschiedener Ziele bezwecken. Wichtiger als das, ist es, der Frage nachzugehen, wie man beide zusammenbringt um daraus den größtmöglichen Mehrwert zu erzielen und so Städte zukunftsfähig macht. In Tactical Urbanism sehen sie das Schlüsselinstrument, welches es schafft den Bogen zwischen bottom-up und top-down Prozessen zu spannen und so ein Umfeld für alle erschafft, welches schnell auf Veränderungen reagieren kann. Das Bestreben nach sozialer Gerechtigkeit für alle ist ein zentraler Aspekt, auf den alle Projekte des Tactical Urbanism abzielen. Natürlich wirft das die Frage auf, was denn überhaupt Gerechtigkeit für alle bedeutet, und ob man dieser Zustand überhaupt erreicht werden kann. Was von einer Gruppe als fair und gerecht empfunden wird, bedeutet für eine andere womöglich genau das Gegenteil. Auch wenn es um Chancengleichheit bei der Teilhabe an öffentlichen Entscheidungsprozessen für möglichst viele geht, so lässt sich unterm

Strich oft beobachten, dass viele, auch wohlmeinende Projekte am Ende nur einer bestimmten Bevölkerungsschicht dienen oder lediglich die Durchsetzung von Partikularinteressen darstellen. Diese Bevölkerungsschicht, welche die Mitsprache bei der Entscheidung von Entwicklungs- und Gestaltungsprozessen einfordert und wahrnimmt, lässt sich meist charakterisieren durch einen höheren Bildungsstatus, ein vorhandenes Interesse an gesellschaftlichen Themen und ein bestimmtes Maß an Zeit, die investiert werden kann. Jene Bevölkerungsgruppen die dabei exkludiert werden wieder mit ins Boot zu holen und zu erreichen ist dabei keine leichte Aufgabe. Tatsache ist, dass öffentliche Stadtentwicklungsinitiativen niemals eine 100 prozentige Beteiligung erzielen. Gut durchdachte Projekte des Tactical Urbanism können jedoch eine Möglichkeit sein, um Planungsvorschläge und Konzepte einer größeren Menge an Personen näherzubringen. Anders als die Leute an einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Uhrzeit ins Rathaus zu bitten, sollte man die Vorschläge, welche im Rathaus ihren Ursprung haben, auf Durchführbarkeit, Nutzbarkeit und Praxisrelevanz hin testen und zwar dort, wo die Leute sind. Wie bereits erwähnt kann Tactical Urbanism einer Reihe von AkteurInnen helfen ihre persönlichen Ziele zu erreichen. Tactical Urbanism ist ein Weg um die konventionelle Art der Projektabwicklung zu umgehen und dem Bürokratismus der öffentlichen Verwaltung ein Ende zu bereiten. Dies geschieht dadurch, dass BürgerInnen ihr „*Recht auf Stadt*“ einfordern und davon Gebrauch machen. Sie werden selbst aktiv, setzen eigene Ideen in die Realität um und zeigen so auf, was alles möglich wäre. Für die formelle Stadtentwicklung ist Tactical Urbanism ein Instrument, um die breite Öffentlichkeit in Planungsprozesse miteinzugliedern und gemeinsam an Projekten zu planen. Zusätzlich ist es als Phase-o-Implementierungswerkzeug einsetzbar, wodurch wie in einem Laboratorium Ideen und Projekte im kleinen Rahmen getestet werden können, bevor große Investitionssummen bei der Umsetzung getätigt werden. Diese drei Möglichkeiten des Einsatzes von Tactical Urbanism schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern bauen oft aufeinander auf. Im nächsten Schritt soll noch spezifischer auf den bereits erwähnten Nutzen eingegangen werden. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 10ff.)

BÜRGERINNEN VERDEUTLICHEN IHREN BEDARF NACH VERÄNDERUNG

Die Anwendung von Tactical Urbanism ist für seine AnwenderInnen Großteils Ausdruck zivilen Ungehorsams gegenüber der offiziellen Stadtentwicklung, oder einfach gesagt, eine Möglichkeit um schnell und einfach im Stadtbild tätig zu werden, ganz ohne beschwerliche Verordnungen oder langwierige, mühsame Planungsprozesse. Es wird nicht darauf gewartet bis etwas geschieht, sondern man ist selbst die Veränderung. Wie bei jeder Form des Protests hat die Macht ihren Ursprung im unmittelbaren Handeln als Kommunikation der Bedürfnisse und der Möglichkeiten auf Veränderung. Seitdem die Fußgängerfreundlichkeit als wichtiger Bewertungsmaßstab für die Lebensqualität von Städten herangezogen wird, haben sich vermehrt „*guerilla crosswalks*“ als eine Taktik von NachbarschaftsaktivistInnen herauskristallisiert, die es, wie es LYDON (2015) betont, leid sind Monate oder gar Jahre darauf zu warten, dass ein paar weiße Linien auf die Straße gemalt werden. BürgerInnen malen sich dort selbst ihre Fußgängerübergänge wo ihres Erachtens eine Notwendigkeit besteht oder wo bestehende Straßenübergänge nicht mehr sichtbar sind. Weiters wird auf den urbanen Mangel an Sitzgelegenheiten mit dem Bau von Bänken und Stühlen in Eigenregie reagiert. Dieser Trend aus New York City hat beispielsweise dazu geführt, dass Sitzmöbel aus Paletten als internationales Symbol für von BürgerInnen initiierte DIY und Tactical Urbanism Bewegungen gelten. Im Gegensatz zu der oftmals aufkommenden Kritik von Seiten der Stadtverwaltung werden Interventionen wie diese von der Nachbarschaft durchwegs begrüßt und als positiv angesehen. Diese Spannungen

verdeutlichen den wachsenden Unterschied zwischen der Stadt, die den BürgerInnen durch Regulationen vorgeschrieben wird und jener Stadt, wie sie sich der Großteil der Bevölkerung wünscht. Trotzdem findet allmählich ein Umdenken von Seiten der offiziellen Planung statt. Zunehmend wird man sich dem Nutzen bewusst, den die Integration der StadtbewohnerInnen in langfristige Projekte und Politikwandel mitsichbringen. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 12 ff.)

EIN INSTRUMENT FÜR BÜRGERBETEILIGUNG

StädteplanerInnen und andere beteiligte AkteurInnen werden sich zunehmend bewusst, dass Tactical Urbanism dazu beitragen kann, den Spalt zwischen der Stadt und ihren PlanerInnen einerseits, sowie den BewohnerInnen andererseits, in einem Planungsprozess zu schließen. Vorausdenkende PlanerInnen in New York haben beispielsweise erprobt, dass der Einsatz von temporären Projekten die Ängste von *NIMBY*-Bewegungen (not in my backyard) stillen und zu höheren Akzeptanzwerten führen. Tactical Urbanism Projekte werden genutzt um Entwicklungskonzepte zu den Menschen zu bringen und nicht die Menschen darum zu bitten zu irgendwelchen Meetings zu kommen um Vorschläge in der Theorie zu diskutieren. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 14-15)

PHASE-0-IMPLEMENTIERUNG

Zukünftiger Planungserfolg stellt sich häufiger dann ein, wenn PlanerInnen und die Öffentlichkeit zusammenarbeiten und BürgerInnen in den Planungsprozess integriert werden. Der anfängliche Enthusiasmus schwindet oftmals, wenn Projekte an Förderungen, staatliche Finanzierungen oder jegliche Arten von Zuwendungen gebunden sind und sich dann in einem mühseligen Projektabwicklungsprozess und in einem wirren Netz an Regulationen wiederfinden. Nach der Auffassung von LYDON und GARCIA kann dieses Problem durch Tactical Urbanism entschärft werden. Sie bezeichnen dies als Phase-0-Implementierungs-Projekte. Diese haben den Vorteil, dass bezugnehmend auf die temporären Interventionen qualitative und quantitative Daten gesammelt werden können, die in das Projektdesign miteinfließen, bevor langfristige Investitionen auf größerer Maßstabsebene geplant werden. Wenn sich das Projekt als unbrauchbar herausstellt, ist nicht gleich das gesamte Projektbudget erschöpft und zusätzlich kann sich ein Lerneffekt einstellen, der zukünftige Verbesserungen zulässt. Wenn sich das Projekt jedoch bereits bewährt, können kleinmaßstäbige und temporäre Umnutzungen den ersten Schritt Richtung langfristige Veränderung sein. Dabei lässt sich der Trend beobachten, dass immer mehr einfache, low-cost Projekte, die temporär und unbefugt umgesetzt wurden, sich zu langfristigen und genehmigten Projekten wandeln. Dies geschieht jedoch nur, wenn beide, PlanerInnen und BürgerInnen, einen holistischen, interdisziplinären Ansatz pflegen. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 15ff.)

Tactical Urbanism ist weder eine Standardlösung noch eine Art Checkliste mithilfe dieser Städte beweisen können, dass sie offen und flexibel gegenüber neuen Ideen sind. Es ist, wie der Stadtplaner CHUCK MAROHN sagt, vielmehr eine Methode zur Veränderung geordneter, aber dummer Systeme in Systeme, die zwar chaotisch, aber klug sind. Ein System, das den Menschen erlaubt ihre Ideen und lebensqualitätsverbessernde Vorschläge auf der Ebene der Nachbarschaft auszutesten und umzusetzen. In diesem Prozess liegt auch die Stärke des Tactical Urbanism: Das Erlauben von Korrekturen und Nachadjustierungen und einer Wertschätzung von Ideen und das Vorantreiben dieser unter realen Bedingungen. Es ist demnach ein Ansatz für

Kommunalpolitik und BürgerInnen gemeinsam für eine verbesserte, effizientere und kreativere Nachbarschaft. „Die“ Lösung, oder auch Tactical Urbanism als „die eine Lösung“ gibt es nicht. Auf zahlreiche, lästige Probleme des urbanen Alltags bietet Tactical Urbanism keine wirksamen Antworten. Es ist eine Bewegung basierend auf einer positiven Zukunftsvision, auf Antworten und Prozessen sowohl für große Städte als auch für kleine Orte. Im Kern geht es um gesellschaftliches Engagement und Sozialkapital, sowie das Erzeugen von Lebensqualität, dort wo es für alle am deutlichsten wahrnehmbar ist: in der Nachbarschaft. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 22f.)

“It is about disturbing the order of things in the interest of change“, wie es NABEEL HAMDI in einem Satz formulierte (LYDON UND GARCIA 2015: 23).

„Die Spannungen zwischen der Regierung und den Regierten sind so alt wie die Städte an sich“

Mit dieser Aussage möchten LYDON und GARCIA betonen, dass der Begriff „Tactical Urbanism“ zwar neu erscheint, die Ideen, Projekte, Taktiken und Prozesse dahinter sind es jedoch nicht. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015: 21)

HACKING THE CITY – THE CITY AS AN PLAYGROUND

Auch die BürgerInnen Mexiko Citys waren es leid darauf zu warten, dass die Regierung ihrem Versprechen einer 300 km langen Fahrradspur endlich nachkommt. Eine Gruppe von BefürworterInnen des Zufußgehens und des Radfahrens haben sich daraufhin zusammengeschlossen und mittels Crowdfunding die Finanzierung des Projektes sichergestellt. Eine fünf km lange Radspur wurde im Laufe von nur acht Stunden realisiert und als eine Art Akt des Protests wurde entschieden, diese Radroute vor den Toren des Kongresshauses enden zu lassen. Diese Form der Selbstorganisation der BürgerInnen zur Schaffung öffentlicher Infrastruktur wie hier beschrieben, ist ein Beispiel eines globalen Trends mit dem Namen: *urban hacking* (vgl. GRIGSBY 2013). Der Begriff „*hack*“ kommt ursprünglich aus der studentischen Computerszene der 1960er und 1970er. Hacker werden von ROBERT STALLMANS, einem der ersten Beobachter dieser Szene, charakterisiert als:

„typically had little respect for the silly rules that administrators like to impose, so they looked for ways around“ (STALLMAN IN LYDON UND GARCIA 2015: 73).

Bei Hacking heutzutage geht es nicht um ein Endziel, sondern um den Weg wie dieses Ziel erreicht wird. Es geht konkret darum, Wege und Möglichkeiten zu finden, wie man konventionelle Regeln umgehen kann um sein individuelles Ergebnis zu erreichen. Dabei spielen Open Source und eine dezentrale Struktur oder Methode eine große Rolle (vgl. LYDON UND GARCIA 2015:73). Eine Open Source Software ist bei *civic hacking* unabdingbar. Passionierte ProgrammiererInnen schreiben Codes und erstellen Programme die der Verbesserung des täglichen Lebens und der Nachbarschaft dienen und zwar so, dass dies von anderen Gemeinschaften weltweit kopiert und übernommen werden können. (vgl. HYDER 2014: O.S.)

„Civic hacking is people working together quickly and creatively to help improve government“

berichtet JAKE LEVITAS, Veranstalter und Designer mit dem Fokus auf Städte und deren Verbesserung mittels Design, Kunst und Technologie (vgl. HYDER 2014: O.S.). Oder um es anders auszudrücken:

„urban hacking is about folks cleverly improving our cities by doing it better than the professionals. Verticality is replaced by horizontality, public administration by public reclamation.“ (GRIGSBY 2013: O.S.).

Toronto's Urban Repair Squad, eine Guerilla Bicycle Gruppe, berichtete

“Your city is broken. Don't wait for the bureaucrats to fix it. Do it yourself” (GRIGSBY 2013: O.S.).

Diese DIY Attitüde manifestiert sich in ihren verschiedensten Formen je nach lokalem Kontext. In von Autos dominierten Städten mit limitiertem öffentlichem Raum verwandeln Hacktivist*innen Fahrspuren für Autos in Radwege, Autoabstellplätze in Miniparks und urbane Brachflächen in Guerilla Gärten. In solchen Fällen ist *urban hacking* pragmatisch und verfolgt den Anspruch Städte zu „vervollständigen“ oder zumindest die Bedürfnisse der BewohnerInnen über die Bereitstellung bzw. Neu- oder Wiederaneignung von öffentlichem Raum zu befriedigen. Sieht man urban hacking als eine Form öffentlicher Partizipation, so lassen sich durch sie die kleinen Mängel und Versäumnisse in der Infrastruktur einer Stadt aufzeigen. Für GRIGSBY liegt hier das ungeheure Potential in dieser Bewegung (vgl. GRIGSBY 2013: O.S.).

“It can democratize city planning and make feasible the implementation of plans strangled by red tape. Urban hacking allows citizens to actively engage their city and shape it to their needs; that which is accepted by the collective public will remain while that which is rejected will disappear. Urban hacking becomes a positive disruption by tendering new ways of living, perceiving, interacting, and building” (GRIGSBY 2013: O.S.).

Das beschriebene Umgehen von Regeln von Hackern um schneller und effizienter an Lösungen zu kommen, könnte keine bessere Beschreibung für den Do-it-Yourself Spirit des Tactical Urbanism darstellen. In seinem Handbuch schreibt LYDON dazu: *„Tactical Urbanism is a way for citizens and municipalities to hack the city“* (LYDON UND GARCIA 2015: 73). Auch die Idee von *“hacking”* in Verbindung mit Stadtplanung kann in der Arbeit früher PionierInnen entdeckt werden. Die Verbindung zwischen diesen anfänglichen Ideen und der Bewegung des Tactical Urbanism manifestiert sich nach LYDON und GARCIA durch das publik werden eines bestimmten Blogbeitrages des Landschaftsarchitekten BRIAN DAVIS. Er beschreibt darin das „Greenlight for Broadway“ Projekt, ein Vorhaben zur Öffnung der Straßen für FußgängerInnen und RadfahrerInnen in New York City, als *„inexpensive hacks, tactical interventions producing great effects“* (DAVIS 2010: o.S.). Diese Definition von DAVIS verdeutlicht, dass eine Reihe der Ideen und Inspirationen des Tactical Urbanism der heutigen Zeit eigentlich der *„hacking culture“* und ihrer digitalen Technologie geschuldet sind. NICCO MELE, Direktor des Shorenstein Center für Medien, Politik und Öffentlichkeit bezeichnet die heutige Ära des Internets in seinem Buch *„The End of Big: How the Internet Makes David the New Goliath“* als *„radical connectivity“*. Seiner Meinung nach haben sich die Bereiche Government, Bildung und Journa-

lismus durch die Demokratisierung des Internets und der Zugang zu Informationen weitgehend verändert. Die BürgerInnen sind nicht mehr abhängig von den altherwürdigen Institutionen. Es hat ein Machttransfer von den Institutionen zu den einzelnen Individuen stattgefunden. Diese „End of Big“-These von MELE ist auch relevant für den Paradigmenwechsel, den man in der Stadtplanung beobachten kann.

PAUL GOLDBERG sprach in seiner Rede an der Berkeley University über „*Cities, Places and Cyberspace*“ und stellte einen Vergleich zwischen der Stadt und dem Internet an.

„[...] In a sense, it is the original Internet, the original hyperlink – since cities are places in which random connections, rather than linear order, often determines what will happen. Cities aren't linear, even though they exist in real space. Random connections are what make them work, and surprise and a sense of infinite choice is what gives them their power. Maybe that is the most important reason of all that old-fashioned cities aren't obsolete – because their very physical form is itself a series of hyperlinks in real space“ (LYDON UND GARCIA 2015: 77).

Obwohl es neue Technologien erlauben würden schneller und effizienter auf Situationen zu reagieren, geht deren Implementierung in Planungs- und Regierungsbehörden oft nur langsam von statten. Diese Kritik kommt vorwiegend von der Generation „*Digital Natives*“, welche bereits mit dem Vorhandensein digitaler Technologien im Alltag aufgewachsen ist. Bezogen auf Wien liegt nach Bevölkerungsstand am 1.1.2016 die Zahl der 0-36-Jährigen bei 46 Prozent. Ein Wert, der in Zukunft weiter steigen wird (vgl. STATISTIK AUSTRIA 2017: o.S.). Dies wurzelt natürlich auch in der Tatsache, dass das Spektrum der Internet-basierten Kommunikationstools, welche von dieser Generation als selbstverständlich angesehen wird, noch nicht existierte, als die heutige Generation an PlanerInnen und ArchitektInnen ihre Ausbildungen und Karrieren starteten. Weiters muss berücksichtigt werden, dass dem gegenüber auch eine große Anzahl an Menschen steht, die dem Internet nur wenig abgewinnen können und die dessen Nutzung nicht in ihren Alltag integriert haben. Diese digitale Kluft wirft weitere Fragen der Gleichstellung und der Gleichverteilung an Zugang zu Gütern und Dienstleistungen auf.

2.6 THEORIE DER SUBVERSIVEN STADTPLANUNG NACH STREICH

Auch BERND STREICH (2014) und sein Konzept der „Subversiven Stadtplanung“ betrachtet den Wandel der Rolle von Stadtplanung in der Wissensgesellschaft durch den Wandel von Government mit seinen traditionellen Instrumenten und Methoden der top-down Planung hin zu Governance mit stärkerer kooperativen, koordinierenden und vermittelnden Methoden und Instrumente. Um sich im Folgenden dem Thema der subversiven Stadtplanung widmen zu können, ist es zuvor zwingend notwendig, sich dem essentiellen Begriff der „*Subversion*“ zu nähern und ihn ausführlicher zu bestimmen. Nur so lassen sich etwaige Unschärfen in der Begriffsdefinition erkennen bzw. hinterfragen. Wie Subversion im Allgemeinen verstanden wurde und wird, wie sie von STREICH (2014) gedeutet wird und wie Subversion bzw. subversives Denken und Handeln – und damit untrennbar verbunden auch der Begriff der Subversiven Stadtplanung – in der vorliegenden Arbeit verwendet werden, soll Inhalt dieses einführenden Kapitels sein.

Subversion wies in der Vergangenheit verschiedene Deutungsweisen auf. Ableiten lässt sich der Begriff Subversion aus dem lateinischen Begriff „*subversio*“, was ursprünglich das Umkehren des Bodens in der Landwirtschaft, das Wenden von unten nach oben, bezeichnet. Das Verb „*subvertere*“ charakterisiert dagegen ein umstürzlerisches Verhalten dem Staat bzw. führenden Machthabern und Herrschern gegenüber. Zusätzlich lässt sich der Begriff auch im biblischen Kontext wiederfinden. Als „*subversores*“ wurden Verderber guter Sitten bezeichnet. Im Verlaufe der Zeit haben kirchliche Institutionen Abweichler oder – aus Sicht der katholischen Kirche – Ketzer als „*subversiv*“ eingruppiert. Diese fast ausschließlich negative Konnotation des Begriffs hatte bis ins 19. Jahrhundert Bestand. Dort fand der Begriff des Subversiven insbesondere im polizeitechnischen Sprachgebrauch Verwendung. Zum Beispiel wurden zum revolutionären Umsturz entschlossene Protestgruppen als subversive Elemente oder subversive Kräfte deklariert. Häufig fielen unter diese Definition auch friedliche Gruppierungen, deren Aktivitäten aber dennoch als subversiv eingestuft wurden. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wandelte sich die Sichtweise. Subkulturelle Gruppen und unkonventionelle Künstlermilieus prägten diese erste Umdeutung des Begriffs. Vor allem Künstler, Dadaisten und Surrealisten verstanden sich als subversive Bewegungen. Insgesamt lässt sich festhalten, dass sich zwei grundlegende Begriffsbedeutungen im Laufe des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart herausgebildet haben. Die Dualität des Begriffs zeigt sich darin, dass Subversion zum einen im Sinne von Umsturz und Zerstörung aufgefasst werden kann oder zum anderen im Sinne von Innovation. (vgl. STREICH 2014: 22-23)

Insgesamt ist festzuhalten, dass Subversion in der Geschichte des Begriffs immer wieder einen Bedeutungswandel erfahren hat. Von den negativen Deutungsweisen des Begriffs, vor allem von der strikten Bedeutung im polizeitechnischen Sinne im 19. Jahrhundert, gilt es sich in dieser Arbeit zu lösen. Subversion soll im weiteren Verlauf vielmehr als etwas Neues begriffen werden. Eine Reduktion alleine auf kritische, umwälzende Veränderungsprozesse wäre nicht angebracht. Etwas in Frage zu stellen oder neue Ansatzpunkte zu schaffen sollte in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken. Wie Subversion, subversives Denken bzw. subversives Handeln im Einzelnen zu verstehen ist, wird im weiteren Verlauf des Kapitels näher diskutiert.

DIE MODERNE STADTENTWICKLUNG IM WANDEL

Warum es überhaupt zu subversiven Aktivitäten innerhalb der Stadtentwicklung kommt, soll im Folgenden geschildert werden. Die Stadtplanung befindet sich aktuell im Wandel aufgrund von sozio-ökonomischen sowie sozio-technologischen Trends, welche bereits im Zusammenhang mit dem vermehrten Aufkommen von DIY Aktivitäten näher erläutert wurden (vgl. STREICH 2014: 11). STREICH benennt zudem zwei weitere Faktoren, auf die sich seine Theorie stützt und die einen Umbruch in der Stadtplanung nötig machen:

- I. Soziale Konsequenzen der Tertiärisierung bzw. der Übergang zur Wissensgesellschaft
- II. Verbesserte Informationsstruktur, die den Aufbau von sozialen Netzwerken ermöglicht

Die ubiquitäre Verfügbarkeit von Informationen und Wissen zwingt die traditionelle Stadtplanung, sich den aktuellen Entwicklungen anzupassen und ihr Methodenrepertoire auszubauen. Wissen ist heutzutage in der Wissensgesellschaft eine gesamtgesellschaftliche Ressource. Wis-

sen und Informationen sind für jeden frei und niederschwellig zu erlangen. Wissen, Interpretation und Informationsangebot ist nicht mehr ausschließlich den Facheliten vorbehalten. In der heutigen Zeit ist es jedem möglich, sich zu informieren und sich auf einem Themengebiet zu engagieren. Zudem stehen den AkteurInnen der Stadtplanung und den BürgerInnen neben den allgemeinen Wissensmöglichkeiten auch moderne technische Systeme (u.a. leistungsfähige Computer inklusive Internet) zur Verfügung. Diese erweiterten technischen Systeme ermöglichen den verbesserten Informationsaustausch sowie die Kommunikation untereinander, aber auch den Aufbau von sozialen Netzwerken. Über solche Netzwerke lassen sich vereinfacht Informationen und Wissen generieren. Da die Stadtplanung auf diese Trends bzw. Entwicklungen mit ihren traditionellen Methoden und Vorgehensweisen nicht adäquat reagieren kann, können nicht alle Bedürfnisse aller AkteurInnen und BewohnerInnen der Stadt hinreichend gedeckt werden. (vgl. STREICH 2014: 13ff.)

SUBVERSIVE STADTPLANUNG

Bevor im Anschluss auf die Charakteristika von subversiven Denk- und Handlungsweisen eingegangen werden kann, sollte zur besseren Verständlichkeit der Grundthematik zuvor noch eine knappe Einordnung des Begriffs „*Subversive Stadtplanung*“ im Sinne STREICHs erfolgen. Eine ausführliche Behandlung dieses Themas wird zusätzlich im nächsten Kapitel vorgenommen.

Als subversive Stadtplanung bezeichnet STREICH eine besondere Ausprägung urbanen Handelns. Er versteht subversive Stadtplanung als eine soziale Bewegung, die sich nicht in ihren Bedürfnissen und Intentionen bevormunden lassen möchte, der die traditionelle Bürgerpartizipation in der Stadtplanung zu eng gefasst ist und die dem etablierten Stadtplanungsprozess, teilweise auch mit Widerstand, entgegentritt. Subversive Stadtplanung wird von STREICH im Kontrast und im Widerstreit zur herkömmlichen Stadtplanung gesehen. Dabei können vor allem soziale Aktivitäten als Elemente subversiver Stadtplanung ausgelegt werden. Ziele solcher Aktivitäten sind es, bestehende Denkstrukturen, Bezugssysteme und Normen zu verändern sowie das System bzw. die Strategie der dominanten Top-Down-Planung einzuschränken. Dabei ist eine kritische Reflexion der Planung alleine noch nicht subversiv. Von Subversion ist erst zu sprechen, sobald soziale Gruppierungen selbstbewusst auftreten und Akzentverschiebungen herbeiführen. Mit ihrem Amateurwissen können sie einen Gegenpol zum herkömmlichen Expertenwissen bilden. Die wichtigsten Methoden bei einer solchen Aktivität stellen die Aufmerksamkeitsgewinnung, die kritische Kommunikation sowie Humor oder Ironie dar. Diese Methoden werden bewusst und gezielt als Alternativen zum konventionellen urbanen Handeln eingesetzt. (vgl. STREICH 2014: 9ff.)

SUBVERSIVES DENKEN UND HANDELN

Unter subversivem Denken ist das Infragestellen des bisher bekannten und Erreichten zu verstehen. „*Denken außerhalb der eingefahrenen Denkstrukturen kann Kreativität beflügeln und manche Innovation hervorbringen*“ (STREICH 2014: 19). Diese Eigenschaft bildet die Voraussetzung für subversive Stadtplanung. Wissen sollte nicht nur den Eliten und ExpertInnen vorbehalten sein. Durch die Prüfung und das Hinterfragen von Wissen – damit kann beispielsweise auch das geltende Planungsrecht gemeint sein – können bewährte Praktiken und Autoritäten kritisch betrachtet werden. Subversives Denken bezeichnet in gewisser Weise die Umkehr vom

Top-Down-Denken hin zum bottom-up-synchronisierten Denken. Durch diverse Aktivitäten im urbanen Raum können Veränderungen herbeigeführt und vor allem neue Denkanstöße geliefert werden. (vgl. STREICH 2014: 25ff.)

„Urbanes Handeln [...] wird in seiner kreativsten und unkonventionellsten Form durch subversive Kräfte vorangetrieben“ (STREICH 2014: 9).

Als subversives Handeln bzw. als subversive Aktivität lässt sich bereits das subversive Denken fassen, sofern dadurch versucht wird, bestehende Denkstrukturen durch Freude an Innovation, Provokation, sowie Lust am Querdenken zu verändern. Humor und Witz sind in der Stadtplanung weitestgehend kaum beachtete Elemente. Vor allem aber kann Humor als Widerstandsmittel gegen gewisse Planungen, Infrastrukturvorhaben oder andere Projekte im öffentlichen Raum genutzt werden. Humor stärkt den Zusammenhalt und die Identifikation innerhalb der AkteurInnen und mindert zugleich die Gewaltbereitschaft der subversiv handelnden Personen. Von Humor und Kreativität geprägte Aktivitäten im öffentlichen, urbanen Raum werden von Seiten der administrativen Stadtplanung weitestgehend ignoriert und nicht wirklich ernst genommen. (vgl. STREICH 2014: 24ff.)

Es lässt sich festhalten, dass subversive Stadtplanung eng mit den Begriffen des subversiven Denkens und Handelns verbunden ist. Subversives Denken sowie kreatives subversives Handeln können in der Stadtplanung eine gewichtige Rolle spielen, sofern Stadtplanung nicht als eine institutionelle und administrative Organisationseinheit gesehen wird und nicht als eine Aktivität von Menschen, die das Ziel haben, auf verschiedene Art und Weise die Geschehnisse in einer Stadt zu beeinflussen (STREICH 2014: 31). Doch genau aus diesem Grund ist es an dieser Stelle schwierig und vielleicht sogar missverständlich von Stadtplanung zu sprechen. Unweigerlich wird mit dem Begriff der Stadtplanung die öffentliche, administrative Aufgabe der Stadt assoziiert, nicht jedoch die Prozesse und Aktivitäten fernab der öffentlichen Hand, die ebenfalls sehr wohl zur Entwicklung und Gestaltung einer Stadt beitragen. Daher wird im weiteren Verlauf dieser Arbeit auf den Begriff „Subversive Stadtplanung“ verzichtet und in der Folge durch den Begriff „Subversive Stadtentwicklung“ ersetzt. Stadtentwicklung umfasst die vielen verschiedenen Dimensionen und Aktivitäten eindeutiger und passender als Stadtplanung.

DAS BOTTOM-UP PRINZIP

Bottom-up-Prozesse sind in der Stadtentwicklung nichts Neues oder Unbekanntes. Sie dienen der Gewinnung städtebaulicher Informationen, kommen in Partizipationsverfahren und der Vorbereitung von Planungsentscheidungen zu tragen und finden Anwendung bei der Abstimmung von Planinhalten auf verschiedenen Maßstabs- und administrativen Ebenen. Subversivität und dem bottom-up Ansatz gemein ist die Assoziation, etwas von unten nach oben zu wenden, diametral entgegengesetzt zum Prinzip des „*Top-down*“, welches systemlogisch „*von oben nach unten*“ funktioniert. Bei bottom-up handelt es sich um ein grundsätzliches Prinzip, welches in Bereichen wie dem Organisationsmanagement, im politisch-sozialen Handeln, in der Ökonomie, in der Wissenschaft sowie bei Prozessen der Selbstorganisation und Entscheidungsfindung zum Einsatz kommt. Laut STREICH liefert das bottom-up Prinzip im subversiven Modus der Wissensgesellschaft die entsprechende Form der Operationalisierung. Fachkenntnis und Wohlinformiertheit bilden laut STREICH die Basis für subversive Aktivitäten (vgl. STREICH 2014:

85ff.). Darüber hinaus ist eine gewisse Hierarchielosigkeit charakteristisch, was jedoch nicht heißen soll, dass es dabei keinerlei Struktur innerhalb des sozialen Systems geben kann. Eng damit verbunden ist das Prinzip zur Ablehnung von Dominanz und eine gewisse Dezentralität in der Organisationsstruktur. Es herrschen demnach keine stabilen oder starren Organisationsformen vor, weshalb die Selbstorganisation unter anderem über das Internet demnach ein entscheidendes Kriterium bildet. Darüber hinaus ist der subversive Kern des bottom-up Prinzips eng mit dem offenen System der Teilhabe verbunden, welches Vielfalt, Heterogenität und Flexibilität gewährleisten soll. Der entscheidendste Punkt jedoch ist die Emanzipation, also die Befreiung von den institutionellen Strukturen. (vgl. STREICH 2014: 98f)

Daraus resultiert die Frage, inwieweit das empirische Beispiel der Grätzloase den subversiven Kern des bottom-up Prinzips beinhaltet. Da es sich bei der Grätzloase um ein von der Stadtverwaltung initiiertes und institutionalisiertes Projekt handelt, werden hierin die meisten Merkmale nicht erfüllt sein. Es bleibt fraglich, inwieweit sich die Träger des Projekts von den institutionellen Strukturen der Stadtentwicklung befreien können.

STREICH hinterfragt in Hinblick auf Partizipation auch die etablierten Institutionen, die für Stadtentwicklung und -planung zuständig sind. Er kritisiert, dass sich diese seit der Gründung ihrer Disziplin kaum verändert hat, ungeachtet des Umstandes, dass die Gesellschaft massiven Änderungen unterworfen war und ist. Obwohl sich die Industrie allmählich in eine Netzwerkgesellschaft umgewandelt hat, gibt es in der Stadtentwicklung kaum veränderte Organisationsstrukturen oder Herangehensweisen an Planungsvorhaben (STREICH 2014: 163ff.). Dieser Umstand macht es für partizipationswillige BürgerInnen ungleich schwerer, sich in Vorgänge der Stadtentwicklung einzubringen. Von den Institutionen der Stadtentwicklung wird Bürgerbeteiligung immer wieder *„als Sand im Getriebe des gut organisierten und wunderbar eingespielten Planungshandelns empfunden“* (vgl. STREICH 2014: 138). Diese müssen sich aber vor Augen führen, dass sie quasi für die einzelnen Menschen arbeiten, die sie an der Teilhabe hindern wollen. Sie sollen diesen einzelnen Entscheidungen abnehmen, müssen aber immer *„von der Gesamtheit der von ihnen betroffenen Individuen legitimiert und akzeptiert werden“*. Kippt dieses Einverständnis aber, so müssen die Institutionen entweder ihr Handeln anpassen oder sie werden durch *„die Subversivität des neuen Denkens“* instabil und müssen Neuem weichen (vgl. STREICH 2014: 122). Gerade weil es heute aufgrund der wachsenden sozialen Netzwerke viele neue Möglichkeiten gibt, könnten Institutionen zunehmend an Bedeutung verlieren, vor allem, weil *„immer weniger aktive Leute bereit sind, den ‚Marsch durch die Institutionen‘ überhaupt anzutreten“* (vgl. STREICH 2014: 136). Laut STREICH werden vor allem die sozialen Netzwerke mit ihrer schnellen Informationsverbreitung und das Internet an sich sehr stark zu partizipativen Bewegungen beitragen (STREICH 2014: 159ff.). Gerade deshalb ist es wichtig, die Überlegenheit der Institutionen in der Stadtentwicklung gegenüber partizipativen Bewegungen zu hinterfragen. STREICH ist der Meinung, dass sich diese im Zuge der Transformation zur Wissensgesellschaft stark wandeln müssen. Es muss von dem Bild weggegangen werden, dass nur ExpertInnen und Fachleute gute Stadtentwicklung betreiben können. Obwohl er deren Wirken als durchaus sinnvoll und zielführend erachtet, sieht er deren Aufgabe im Übernehmen der Rolle *„als Spezialist wie auch als Generalist der Disziplin“* (vgl. STREICH 2014: 155). Somit sollen ExpertInnen die beteiligungswilligen BürgerInnen und Gruppen in die Planung miteinbeziehen und einerseits Detailwissen bereitstellen, andererseits aber auch den Überblick behalten. STREICH glaubt, dass die *„Stadtplanung der Zukunft [...] an urbanen Themen interessierten NetzwerkerInnen der Wissensgesellschaft [gehört], die den offenen Diskurs mithilfe digitaler*

Technologien pflegen“ (STREICH 2014: 151). Obwohl die ständige Möglichkeit der Partizipation verlockend klingt, muss die Frage gestellt werden, ob es auch ein Zuviel an Partizipation geben könnte. Wollen BürgerInnen beispielsweise jedes kleine Detail mitbestimmen, so wird man nie auf einen grünen Zweig kommen. Außerdem muss einem klar sein, dass es niemals eine einzige richtige Lösung geben kann, die für alle Beteiligten passt. Jede Medaille hat zwei Seiten, die man so gut wie möglich im Auge haben sollte. Dies könnte erfahrenen ExpertInnen leichter fallen als beteiligungswilligen BürgerInnen, die den Fokus eher auf die eigenen Bedürfnisse und Probleme legen.

2.7 THE LUDIC CITY – WENN DIE STADT ZUM SPIELPLATZ WIRD

Ein weiteres Konzept, welches dem Urban Design entspringt und im weiteren Verlauf der Arbeit im Kontext der Grätzloase relevant erscheint, ist das Konzept der spielerischen Stadt (The Ludic City) von QUENTIN STEVENS. Die zentrale Frage des Konzeptes der spielerischen Stadt ist die Frage nach der Bedeutung von öffentlichen Räumen. *The Ludic City* zielt darauf ab, Städte und öffentliche Räume für BewohnerInnen spielend nutzen zu können. Spielen ist nicht nur Kindern vorbehalten – jeder kann eine Stadt auch aus einer anderen Perspektive betrachten. Warum kann öffentlicher Raum kein Ort des Spiels und Spaß sein? Warum kann er nicht unkonventionellen Zwecken dienen? (vgl. FREY O.J.: 405)

Urban Design verfolgt laut STEVENS oft klare Ziele wie Komfort, Zweckmäßigkeit und Ordnung. Der Lebensalltag lässt sich jedoch nicht gänzlich diesen vorgefertigten, rationalen Zwecken unterordnen. Menschen können kapriziös sein, unvorhersehbar, launisch. Öffentliche Räume und die Aktivitäten, die dort stattfinden generieren Chaos, Spontaneität, Wagnis und Wandel und bieten eine Vielfalt an Erlebnissen und Möglichkeiten. The Ludic City bewirbt die spielerische Nutzung urbaner Räume und macht die Potentiale öffentlicher Räume sichtbar (STEVENS 2007: 1). QUENTIN STEVEN'S *“The Ludic City”* fügt durch den Faktor des Spielens eine neue Dimension in den Diskurs über Urbanismus und Stadtentwicklung hinzu. Er und sein Konzept der „*Ludic City*“ entwirft die Stadt als Spielplatz indem Orte und Räume in der Alltagspraxis und der Wahrnehmung zu einer urbanen Welt des Spiels werden. Der öffentliche Raum wird zu einem Setting informeller, nicht ziel- oder zweckgerichteter, sozialer Interaktionen, die den Ausbruch aus der Alltäglichkeit des städtischen Lebens beschreiben (FREY O.J.: 405). Das Spiel ist hierbei Gegenpol zu jenem Verhalten, welches als „normal“, „alltäglich“, „konventionell“, „erwartet“, „geplant“ und „zweckmäßig“ angesehen wird. Es steht gegensätzlich zu der generellen Auffassung über die Funktionalität des Alltags der gebauten, urbanen Umwelt. Spielerische Aktionen ermöglichen Kritik am herkömmlichen Verständnis der Zweckmäßigkeit und des Bedarfs bei gleichzeitigem Einfordern einer neuen Sichtweise auf diese Aspekte (STEVENS 2007: 26ff.). Es ebnet den Weg für Kritik, Transformation und Ausweitung sozialer Praktiken aufgrund der Verschiedenheit und Kreativität, der Erprobung von Limits, das Fehlen eines instrumentellen Nutzens und das Distanzieren von Rollen, Regeln und Erwartungen des täglichen Lebens (STEVENS 2007: 49). Der tägliche Gang zur Arbeit ist seiner Theorie nach beispielsweise ein rein instrumenteller Akt. Wählt man aus reiner Abenteuerlust eine alternativ längere Route versteht er dies als nicht-instrumentelle Abweichung dieser instrumentellen Aktivität. Dies impliziert, dass diese Art des Spielens, der Neuartigkeit und des

Abenteuers eine wichtige Komponente des menschlichen Lebens darstellt. Aus der Design Perspektive bedeutet das, dass PlanerInnen die Möglichkeit des Spielens als Komponente immer im Hinterkopf behalten sollen, wenn es ums Planen geht. Weitergesponnen besagt dies, das Planen von Räumen die in ihrer Nutzung nicht zu sehr vordefiniert sind – ein Planen das mehr chaotisch und provokativ erscheint und den Menschen die Option gibt ihm selbst eine Bedeutung zuzuschreiben. Die Begrüßung von Wagnis, Chaos und Durcheinander im städtischen Raum ist erwünscht. Diese Forderung von STEVENS an Stadtplanung und -entwicklung, welche traditionell das Bestreben verfolgt, das Leben durch Rationalisieren von Städten einfacher und reibungsloser zu gestalten ist kein konventioneller Ansatz. Er kann in diesem Mix an Aufgaben der Stadtentwicklung als die gewisse Würze angesehen werden.

2.8 GEGENÜBERSTELLUNG DER PLURALISTISCHEN THEORIEKONZEPTE

Die umfassende theoretische Einbettung des Konzeptes DIY sowie die Aufarbeitung des aktuellen Diskurses über weitere Konzepte, die Stadtproduktion „bottom-up“ konzeptualisieren erfolgte bereits ausführlich in den vorhergehenden Kapiteln. Die nachfolgende Zusammenfassung soll noch einmal in kurzer Form die Parallelen und Unterschiedlichkeiten der jeweiligen Theoriekonzepte aufzeigen und zu einem besseren Verständnis des Theorierahmens führen. DIY Urbanism als Konzept, welches seinen Ursprung in der Urban Design Theorie und der Beautification hat und den urbanen Raum als städtischen Lebensraum in den Mittelpunkt rückt, gilt als Schirmbegriff für alle weiteren Konzepte wie Pop-up Urbanism, Tactical Urbanism, City Hacking etc. Wie der Begriff DIY zeigt, geht es im Kern um das Selbermachen bzw. die Eigeninitiative als gemeinsamer Nenner all dieser Konzepte.

“What all these types of DIY Urbanisms share is a can-do spirit, a “Hacker” mentality: people are taking back their cities, without any “expert” help”(QUIRK 2012: o.S.).

Bei DIY Urbanism geht es um BürgerInnen, die Initiative ergreifen und Verantwortung für ihre eigene Nachbarschaft übernehmen. Es ist eine neue Welle urbaner Initiativen, die ihren Ursprung in der Gesellschaft hat und nicht von der Regierung diktiert wird. Die Gruppe der AkteurInnen reicht demnach von einzelnen Individuen bis hin zu kleinen Akteursgruppen jeden Alters, die durch kleinräumige, urbane und temporäre Praktiken auf kreative und spontane Weise den öffentlichen Raum nutzen oder Lösungen von Problemen durch kleinräumige Aktivitäten im lokalen Kontext, anstreben um so das eigene, unmittelbare Wohnumfeld ein Stück weit besser zu gestalten. Oftmals handelt es sich bei DIY auch um reine Stadtverschönerungsbestrebungen ohne den Zweck langfristige Veränderungsprozesse in Gang zu setzen. Ziel ist nebenbei die Produktion von physischem Raum und Orten sozialer Interaktion auf lokaler Ebene, sowie die Förderung gesellschaftlichen Engagements. Durch den lokalen Raumbezug ermöglicht DIY den StadtbewohnerInnen die Möglichkeit des aktiven Mitgestaltens und Verschönerns des Wohnumfeldes und das Einbringen und Verwirklichen eigener Ideen, die infolgedessen auch die Identifikation und somit auch die Wohnzufriedenheit im eigenen Stadtviertel steigern. Dies kann auch von der formellen Stadtentwicklung aufgegriffen werden und bringt Vorteile wie eine aktive und motivierte Stadtbevölkerung sowie ein funktionierendes Zusammenleben im Stadtteil mit sich. (vgl. FINN 2014; IVESON 2013; FARAH ET AL. O.J.; PAGANO 2013; ZEIGER 2011; ZARDINI 2008; HOU 2010)

Ein weiterer, jedoch aktivistischer Ansatz zur Veränderung von Städten, welcher auch aus der Urban Design Theorie stammt, ist das Konzept des Tactical Urbanism von MIKE LYDON. Auch hier geht es um temporäre Aktivitäten im öffentlichen Raum, die sich mit den Attributen schnell, billig und "bottom-up" charakterisieren lassen. Wie LYDON und GARCIA bereits festgehalten haben sind nicht alle DIY Bestrebungen "tactical" und nicht alle Interventionen des Tactical Urbanism „DIY“. Der große Unterschied ist das Anstoßen langfristiger Veränderungen durch das Aufzeigen von Missständen und der Schaffung eines kritischen Diskurses. Man möchte das System stören und aus verharrenden und festgefahrenen Strukturen der konservativen Planungsprozesse ausbrechen und infolgedessen Umdenken generieren. Demnach ist auch die Akteursgruppe altersmäßig eine andere als bei reinen DIY Aktivitäten. Gleich sind jedoch die aktive Mitgestaltungsmöglichkeit des öffentlichen Raums und die Steigerung der Wohnzufriedenheit im eigenen Stadtviertel. Eigene Wünsche und Bedürfnisse können mit eingebracht werden - zusätzlich dazu bietet Tactical Urbanism auch die Möglichkeit einer unmittelbaren Mitsprache und rascher Beanstandung bezüglich der Gestaltung und der Nutzung urbaner Räume. Ziel ist es, durch temporäre Aktionen Veränderungen herbeizuführen und zu permanenten Lösungen beizutragen. Neben den BürgerInnen zählt LYDON auch Interessensgruppen, NGOs, Unternehmen sowie die Regierung selbst zum Kreis der AkteurInnen. Als ein Konzept, das die Rolle der formellen Stadtentwicklung hinterfragt und auf die Probe stellt, bietet es laut ihm auch ein geeignetes Werkzeug um DIY Aktivitäten in die institutionalisierte Stadtentwicklung zu integrieren. Es soll Städte zukunftsfähig machen indem es bottom-up Taktiken und langfristige top-down Strategien zusammenbringt und so einen bestmöglichen Mehrwert erzeugt. Ein weiteres Alleinstellungsmerkmal des Tactical Urbanism liegt in seiner Fähigkeit Implementierungen in Planungs- und Regierungsbehörden durch schnelleres und effizienteres Reagieren zu ermöglichen. Tactical Urbanism wird hier als ein "Phase o" Implementierungswerkzeug beschrieben, welches einen geeigneten Rahmen schafft Ideen vor der Implementierung auf deren Sinnhaftigkeit zu überprüfen, bevor große Investitionssummen bei der Umsetzung getätigt werden. Zudem ist Tactical Urbanism ein Instrument, um die breite Öffentlichkeit in Planungsprozesse mit einzugliedern. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015)

Als drittes Konzept der Stadtproduktion "bottom up", deren Aktivitäten als temporär zu bezeichnen sind, ist hier Pop-Up Urbanism als Design Installationen oder Design Interventionen nicht permanenter Natur zu nennen, die für einen bestimmten Zeitraum zum Vorschein kommen. Die Theorie entspringt hier eher einer studentischen Szene bzw. einem unternehmerischen Aktivismus, demnach sind auch die AkteurInnen eher eine junge Design-Elite aus dem studentischen bzw. unternehmerischen Milieu entstammend. Neben einer Zwischen- bzw. alternativen Nutzung von Räumen steht hier vor allem eine Wahrnehmungs- und Imagesteigerung bzw. eine Konsumsteigerung im Vordergrund. Demnach ist der Raumbezug auch zielgruppenspezifischer - man poppt dort auf, wo man präsent sein will. Zusätzlich ist Pop-Up Urbanism auch stark auf den Innenraum konnotiert. Es entstehen neue Orte der Interaktion, Vernetzung und neuer Ideen und zusätzlich bieten Pop-Ups eine gute Möglichkeit um Projekte und Ideen vorerst mal auszutesten. Die Stadtentwicklung profitiert vor allem durch die Belebung und Wiederbelebung urbaner Räume. In der Literatur wird in diesem Zusammenhang auch von Aufwertung ausgewählter Stadtviertel gesprochen. (vgl. SCHALLER UND GUINAND 2017; LYDON UND GARCIA 2015; TALEN 2015; BEEKMANS UND DE BOER 2014)

Auch aus dem studentischen Milieu stammt das Konzept des City Hackings oder Urban Hackings. Hier handelt es sich um technologieaffine BürgerInnen bzw. um StudentInnen der Computerszene die mit dem Einsatz digitaler Technologien, oftmals auch über versteckte Aktionen, ihre Stadt verbessern wollen. Ziel ist es "travelling concepts" zu erstellen, die zwar lokal

erarbeitet werden aber auch anderen Städten als Lösungsansätze dauerhaft dienen sollen. Es verspricht schnelle und effiziente Lösungen durch das Umgehen von Regeln und zielt weiters darauf ab, Grenzen und Beschränkungen von Systemen aufzuheben und auf die autoritären Regeln der Partizipation hinzuweisen. Man möchte somit nicht nur die Stadt aktiv mitgestalten, sondern auch die Politik beeinflussen. Das Konzept selbst ist in der Form für die Stadtentwicklung nicht verwendbar, dies schließt allein der Name schon aus, jedoch kann das Integrieren von Technologien und Wissen der Bevölkerung durch kreatives und schnelles Zusammenarbeiten zu Verbesserungen in der Stadtverwaltung führen. Problemlösung in der Stadt durch digitale Möglichkeiten und die Kombination aus Technologie und Politik wären denkbar. Zusätzlich können neue Technologien eine Antwort auf Verwaltungseinsparungen und fehlende Manpower sein. (vgl. LYDON UND GARCIA 2015; HYDER 2014; GRIGSBY 2013; DAVIS 2010: O.S.)

Ein weiteres Konzept im Zusammenhang mit technologieaffinen BürgerInnen sowie "AmateurrexpertInnen" ist jenes der Subversiven Stadtplanung von BERND STREICH. Es fußt in dem von ihm beschriebenen Übergang zur Wissensgesellschaft und Digitalisierung. Die Aktivitäten lassen sich zusammenfassen als subversives Denken und Handeln um das etablierte Planungssystem durch neue AkteurInnen zu beeinflussen. Auch hier kann man wie bei Tactical Urbanism von urbanen Strategien als Reaktion auf modernistische, technokratische Planung sprechen mit dem Ziel, bestehende Denkstrukturen zu verändern und die dominante Top-Down-Planung durch Technologien, Wissensgenerierung und -austausch einzuschränken. STREICH spricht von einer Umkehr des Top-Down-Denkens hin zu einem bottom-up synchronisierten Denken durch Emanzipation. Demnach ist auch die Subversive Stadtentwicklung nicht geeignet um von der institutionalisierten Seite aufgegriffen zu werden. Einzelne Aspekte wie die Möglichkeit zum Sammeln urbaner Informationen durch "Laien-ExpertInnen" sowie technisch vernetzte, urbane Systeme und ein offener Diskurs durch digitale Technologien können aber durchaus Vorteile für die Stadtentwicklung bringen. Den BürgerInnen verspricht das Konzept der Subversiven Stadtentwicklung informationelle Waffengleichheit durch den Zugang zu Daten, verbesserten Informationsaustausch durch technische Systeme sowie Einflussnahme auf die Stadtentwicklung. Es soll eine kritische Kommunikation entstehen, die durch Querdenken Veränderungen hervorbringt. (vgl. STREICH 2014)

The Ludic City als sechstes Theoriekonzept stammt von QUENTIN STEVENS und gilt als reines Theoriekonzept im Kontext der Wissenschaft, welches in der Praxis in der Form noch keine Anwendung gefunden hat. Dies unterscheidet sich wesentlich zu allen anderen Konzepten. Städte und öffentliche Räume für BewohnerInnen spielend nutzen zu können und die Stadt somit aus einer anderen Perspektive aus zu betrachten, ist das Hauptanliegen von STEVENS. Als Ziel seiner Theorie nennt er das Generieren von Chaos, Spontaneität und Wandel im städtischen Raum, welches er als wünschenswert erachtet. Diese nicht ziel- oder zweckgerichteten sozialen Interaktionen und die Dimension des Informellen im öffentlichen Raum erlauben einen Ausbruch aus der Alltäglichkeit des städtischen Lebens. Die AkteurInnen werden auch hier als BewohnerInnen jeglichen Alters beschrieben. Auch die Stadtentwicklung kann als möglicher Akteur mitgedacht werden, da STEVENS in seiner Theorie durchaus die Forderung an sie erteilt, dass PlanerInnen die Möglichkeit des Spielens als Komponente mit einfließen lassen sollen, wenn es ums Planen geht. Er prangert die seines Erachtens in ihrer Nutzung zu sehr vordefinierten Räume an. Welchen Nutzen das Konzept der Ludic City für die BürgerInnen sowie die formelle Stadtentwicklung verspricht wird in der Theorie nicht explizit erwähnt. Lediglich die

Möglichkeit für Kritik und Transformation durch Kreativität, welche auch der DIY Theorie entspricht, wird hervorgehoben. (vgl. STEVENS 2007; FREY o.J.)

Zusammenfassend ist es das Hinterfragen von Autoritäten und die Rolle der traditionellen Stadtentwicklung sowie des Ansatzes einer top-down Planung das alle Konzepte in ihrem Kern vereint. Gemeinsamkeiten finden sich im Glauben an Veränderung urbaner Räume und der Wiederaneignung von Raum bzw. das Aufzeigen neuer Nutzungsformen und eines alternativen Lebensstils, welcher den Alltag neu definiert.

Konzept	Akteurinnen & Akteure	Normatives Framing	Aktivitäten	Ziele	Zeitdauer	Raumbezug
DIY Urbanism (erste Erwähnungen 2010 – ab 2014 vermehrte Literatur)	BürgerInnen jeglichen Alters (Einzelnes Individuum bis kleine Gruppe von AkteurInnen)	Urban Design & Beautification	kleinräumige urbane Praktiken im öffentlichen Raum kreative, spontane Interventionen zum Zwecke der Verschönerung - jedoch ohne langfristige Veränderung -	Lösung von Problemen durch kleinräumige Aktivitäten im lokalen Kontext Produktion von physischem Raum und Orte der sozialen Interaktion auf lokaler Ebene Zwischen- bzw. alternative Nutzung von öffentlichem Raum Verschönerung ("Beautification") & Selbsthilfe Förderung gesellschaftlichen Engagements	temporär	lokal eigenes Wohnumfeld
Pop-Up Urbanism (Pop-Up City 2014)	Design-Elite studentisches, unternehmerisches Milieu	studentische und unternehmerische Szene unternehmerischer Aktivismus	Installationen oder Design Interventionen nicht permanenter Natur	Zwischen- oder alternative Nutzung von öffentlichem Raum Wahrnehmungs- & Imagesteigerung Konsumsteigerung Ausstattung vergessener Räume mit neuen Möglichkeiten	temporär	eigene Stadt Zielgruppenspezifisch ABER: stark auf Innenraum konnotiert
Tactical Urbanism (2011)	Regierung Unternehmen NGO's Interessensgruppen Einzelpersonen	Urban Design	Aktivistischer Ansatz mittels temporärer Aktivitäten schnell, billig, temporär und "von unten" urbane Strategien als Reaktion auf modernistische, technokratische Planung	Ausbruch aus verharrenden und festgefahrenen Strukturen der konservativen Planungsprozesse Störung des Systems Generierung eines Umdenkens Bewusstseinsbildung Aufzeigen von Missständen Schaffung eines kritischen Diskurses	temporär	lokal eigenes Wohnumfeld

Konzept	Akteurinnen & Akteure	Normatives Framing	Aktivitäten	Ziele	Zeitdauer	Raumbezug
City Hacking (2010)	Technologieaffine BürgerInnen studentisches Milieu	studentische Computerszene	Verbesserung von Städten mittels Design, Kunst und Technologie Einsatz digitaler Technologien Neuerfindung und Gestaltung des öffentlichen Raums durch versteckte Aktionen Erarbeitung von "traveling concepts"	schnelle und effiziente Lösungen durch Umgehen von Regeln Aufheben von Grenzen und Beschränkungen von Systemen Kreative Nutzung der "kriminellen" Energie des Hackers Aufzeigen von autoritären Regeln der Partizipation	dauerhaft	lokal eigene Stadt ABER: globales Agieren durch Technologien
Subversive Stadtplanung (2014)	Technologieaffine BürgerInnen "AmateurexpertInnen" Stadtentwicklung	Übergang zu Wissensgesellschaft Übergang zu Technologisierung und Digitalisierung	Beeinflussung des etablierten Planungssystems durch neue AkteurInnen urbane Strategien als Reaktion auf modernistische, technokratische Planung Subversives Denken und subversives Handeln	Veränderung bestehender Denkstrukturen, Bezugssysteme und Normen Einschränkung des Systems bzw. der Strategie der dominanten Top-Down-Planung Wissensgenerierung und Informationsaustausch durch Technologien Umkehr vom Top-Down-Denken hin zum bottom-up-synchronisierten Denken Emanzipation, als Befreiung von den institutionellen Strukturen der Stadtentwicklung Alternative zum konventionellen Handeln	dauerhaft	lokal eigene Stadt
The Ludic City (2007)	BürgerInnen jeglichen Alters evtl. Stadtentwicklung	reines Theoriekonzept	Spielerische Nutzung öffentlicher Räume	Generieren von Chaos, Spontanität, Wagnis und Wandel Ausbruch aus Alltäglichkeit des städtischen Lebens Distanzieren von Rollen, Regeln und Erwartungen des täglichen Lebens	dauerhaft	nicht explizit in Literatur erwähnt

Konzept	Nutzen für BürgerInnen	Nutzen für die Stadtentwicklung	Eignung des Konzeptes für die Stadtentwicklung
DIY Urbanism	aktive Mitgestaltung des öffentlichen Raums, Ideen realisieren Steigerung der Wohnzufriedenheit im eigenen Stadtviertel Verschönerung des Wohnumfeldes	aktive und motivierte Stadtgesellschaft funktionierendes Zusammenleben im Stadtteil	+
Pop-Up Urbanism	neue Orte der Interaktion und Vernetzung Entstehungsorte neuer Ideen Möglichkeiten Projekte auszutesten	Belebung, Wiederbelebung urbaner Räume Aufwertung	+
Tactical Urbanism	aktive Mitgestaltung des öffentlichen Raums unmittelbare Mitsprache und rasche Beanstandungen bezüglich der Gestaltung und Nutzung des öffentlichen Raums Steigerung der Wohnzufriedenheit im eigenen Stadtviertel Mittel der aktiven Stadtgestaltung nach den eigenen Wünschen und Bedürfnissen permanente Lösungen durch temporäre Aktionen	Miteingliedern einer breiten Öffentlichkeit in Planungsprozesse „Phase o“ Implementierungswerkzeug Aktivierung lebendiger Nachbarschaften Steigerung der Wohn- und Lebensqualität in der Stadt Schlüsselinstrument zwischen top-down und bottom-up Prozessen	+
City Hacking	Verbesserung des eigenen Lebensumfeldes Aktive Stadtgestaltung Beeinflussung von Politiken	Erarbeiten von digitalen Lösungen für reale Probleme in der Stadt. Verbesserungen in der Stadtverwaltung durch kreatives und schnelles Zusammenarbeiten Möglichkeit der Digitalen Stadtentwicklung Problemlösung durch Kombination aus Technologie und Politik Antwort auf Verwaltungseinsparungen und fehlende Manpower	-
Subversive Stadtplanung	Einfluss auf Stadtentwicklung Verbesserter Informationsaustausch durch technische Systeme Aufmerksamkeitsgewinnung, kritische Kommunikation Veränderung durch Querdenken Informationelle Waffengleichheit durch Zugang zu Daten	„ubiquitous computing“ als technisch vernetzte, urbane Systeme Möglichkeit zum Sammeln urbaner Informationen durch "Laien-ExpertInnen" Offener Diskurs in der Stadtentwicklung mittels digitaler Technologien	-
The Ludic City	Möglichkeit für Kritik und Transformation durch Kreativität	Möglichkeit für Transformation durch Kreativität neue Dimension im Diskurs über Urbanismus und Stadtentwicklung	+

Abbildung 3: Gegenüberstellung der pluralistischen Theoriekonzepte (Quelle: Eigene Darstellung 2018)

2.9 DIY URBANISM UND DIE EMANZIPATORISCHE STADT – BETWEEN EMANCIPATORY PRACTICES AND EVERYDAY LIFE

Im folgenden Kapitel soll der emanzipatorische Aspekt in Hinblick auf alltägliche Praktiken des DIY Urbanism sowie Partizipation und Aktion im öffentlichen Raum erläutert werden. Dabei gilt es den Begriff der Emanzipation im Kontext von Planung und Design zu beleuchten und die Möglichkeiten zwischen urbaner Emanzipation und öffentlichem Raum aufzuzeigen.

Die Theorie der „emancipatory city“ entspringt dem Diskurs über Gentrifizierung in der kanadischen Stadtforschung. CAULFIELD (1989, 1994) sieht diese als kritische Antwort auf die modernistische Entwicklung und das Wachstum sowie auf die repressiven Institutionen des Vorstadtlebens (vgl. SLATER 2004: 1192ff.). Es galt die in den 1960er Jahren definierte:

„routine of placeless space and monofunctional instrumentality“ (SLATER 2004: 1193) aufzubrechen.

Dabei verstand man unter Emanzipation eine soziale Praxis.

„[...]a process that liberated the middle classes, united different people in the central city, and created opportunities for social interaction and tolerance“ (SLATER 2004: 1193).

Unter dem breiten Banner der emanzipatorischen Stadt kursieren in der Geographie und Urbanistik vielfältige Auffassungen und Auslegungen. Für viele scheint die emanzipatorische Stadt ein Ort einer neuen Art des Umgangs mit Differenz zu sein. Man spricht von einer Gemeinschaft, die offen ist für Andersartigkeit (HARVEY 2000; JACOBS und FINCHER 1998; YOUNG 1990) oder der Ort für einen magischen Urbanismus (DAVIS 2001). Alternativ neu gedacht als Stadt der Zuflucht (DERRIDA 2001), das Recht auf Stadt (LEFEBVRE 1968) oder Städte der Differenz (JACOBS und FINCHER 1998) (vgl. RUDDICK 2004: 24). YOUNG (1990) sieht die Stadt als emanzipatorisch, aufgrund des Versprechens von Räumen der Anonymität, Heterogenität, Offenheit und Veränderung. Bereits der Diskurs über die lebenswerte Stadt von JANE JACOBS (1972) machte deutlich, dass die Stadt vielfältig sein muss, für die Nebeneinanderstellung von heterogenen Funktionen, gebauten Formen und Menschen auf der Straße. (vgl. LEES 2004: 11ff.)

“City areas with flourishing diversity sprout strange and unpredictable uses” (JACOBS 1972: 250).

Ihrer Auffassung nach müssen emanzipatorische Stadträume die Möglichkeit von *“Sidewalk Ballets”* und anderen Interaktionen bieten, deren Endungen nicht vorbestimmt sind, sondern Platz lassen für Improvisation. (vgl. SHIELDS 2018: 78)

“This means a type of ‘fee-zoning’ that is not prescriptive but requires a planning practice that allows active engagement in negotiating uses on a daily basis [...]” (SHIELDS 2018: 78)

Oder ein emanzipatorischer Prozesse als

“one that occurs when actors are able to act outside of or redefine the categories they are assigned to. [...] a stage where multiple belongings are expressed and perceived, thereby offering a space for emancipatory action and incorporation processes”(SALZBRUNN ET AL. 2018: 115).

URBANE INTERVENTIONEN ALS ORTE DER EMANZIPATION

Im Schatten institutioneller Regulierung bilden DIY Aktivitäten in ihrem ursprünglichen Kontext, als eine Art „*agency of citizens*“, eine Form alltäglicher Aufstände gegen die vorherrschenden Entwicklungen im Rahmen einer neoliberalen Politik des Städtischen. Diese gesetzten Aktivitäten stehen für eine alternative Form der Stadtproduktion oder wie LEES (2004) schreibt

„They reveal cracks in the system in which everyday cultural practices can continue to flourish.”(LEES 2004: o.S.)

Weiters weisen ARMIN und THRIFT (2004) auf das Potenzial der Stadt als Ort der Emanzipation hin. Inwiefern können jedoch DIY Maßnahmen, abgesehen von taktischer Umgehung bzw. Missachtung zu Änderungen der Planungspraktiken und des politischen Systems beitragen? Wie kann DIY Urbanism zur Verwirklichung und Praxis emanzipatorischer Stadtproduktion beisteuern? Dies ist der Versuch, Verbindungen zwischen alltäglichen, gegenhegemonialen Raumpraktiken und ihrem emanzipatorischen Potenzial zu erforschen um transformative Ergebnisse zu erzielen. Fakt ist, dass DIY Praktiken, als Akte der Rebellion, Grundlage für organisierte, kollektive Aktivitäten sein können. Diese können als eine Form emanzipatorischer Praktiken mit der Absicht politische und städtische Prozesse zu beeinflussen, gewöhnliche AkteurInnen zu engagierten BürgerInnen werden lassen. Es geht um das Überdenken des „Sozialen“ als Komponente in der Planung und das transformative Potenzial von „*placemaking activities*“, welche einen alternativen öffentlichen Bereich, im Gegensatz zu den zunehmend regulierten, kontrollierten und oft privatisierten öffentlichen Räumen formaler Planungsprozesse, entstehen lassen. Wie kann DIY zu strategischen, transformativen Aktionen gegen die hegemonialen Kräfte der Verwaltung und Politik führen? Inwiefern gibt es Verbindungen zwischen alltäglichen, taktischen Handlungen der BürgerInnen einerseits und strategischen, kollektiven und organisierten Aktivitäten andererseits? DIKEÇ (2001) und ALBRECHTS (2003) argumentieren, dass Emanzipation die Bildung von Bewusstsein im Kampf gegen Ungerechtigkeit, sowie absichtliche, strategische Aktionen benötigt, um Widerstand zu leisten und strukturelle Veränderung zu bewirken. (vgl. HOU 2018: 85 ff.)

VON DIY INTERVENTIONEN ZU STRATEGISCHEN AKTIVITÄTEN

Was können Guerilla Bike-Lanes, DIY Skateparks, Build A Better Block etc. und all die anderen Beispiele über Verbindungen zwischen spontanen DIY Interventionen und organisierten Aktionen erzählen? JEFFREY HOU (2018) benutze hierbei die Phasen des „*Rapturing, Accreding, Bridging*“ um das zu charakterisieren, was als ein gemeinsames Thema wahrzunehmen ist.

RAPTURING

Dies birgt die Fähigkeit von DIY Urbanism – egal ob von Einzelpersonen oder kleinen Gruppen – die hegemonische Ordnung der Stadt aufzubrechen. (vgl. HOU 2018: 94)

„It disrupts the typical use of streets, sidewalks and plaza [...]” (HOU 2018: 94).

Denkt man an die Interventionen von AktivistInnen und BürgerInnen am New Yorker Time Square, so brachten diese mediale Aufmerksamkeit in die Debatte rund um öffentlichen Raum und private Interessen. Andere Beispiele schaffen Möglichkeiten der Interaktion zwischen den BewohnerInnen, die bisher durch die vorherrschende räumliche und soziale Struktur der Gesellschaft gehemmt wurden. Auch das Hinterfragen und Herausfordern von städtischen Räumen und deren Konzeption wird durch DIY Urbanism möglich und bietet Möglichkeiten der Reproduktion in anderen Städten. Sie alle stören oder öffnen die institutionelle und räumliche Struktur der Stadt und schaffen Voraussetzungen für potenziell transformative Maßnahmen. (vgl. HOU 2018: 94)

ACCRETING

In unterschiedlicher Ausprägung zeigen die vielfältigen Beispiele des DIY Urbanism, dass diese die Fähigkeit besitzen zu Verbinden, zu Multiplizieren und zu Reproduzieren. Oftmals sind es kleine individuelle oder kollektive Handlungen die sich durch die temporäre aber regelmäßige Aneignung des öffentlichen Raumes eine Sichtbarkeit erarbeiten und die Möglichkeiten zur politischen Mobilisierung bieten. (vgl. HOU 2018: 95)

BRIDGING

Offensichtlich ist auch, dass AktivistInnen, gemeinnützige Organisationen aber auch Einzelpersonen eine enorme Rolle spielen, wenn es um die Erleichterung organisierter Aktionen geht. Sie tragen durch Befürwortung und Bewusstseinsbildung dazu bei, DIY Interventionen in Kräfte mit politischer Bedeutung umzuwandeln. (vgl. HOU 2018: 95)

„These acts of bridging provide a critical linkage between everyday insurgencies and organized, collective and emancipatory actions” (HOU 2018: 95).

Es zeigt sich, dass ein Fehlen dieser AkteurInnen oftmals ein Nichtzustandekommen organisierter Aktionen bedeutet bzw. bewirkt, dass sich deren kollektive Macht nicht entfalten kann. (vgl. HOU 2018: 96)

DAS EMANZIPATORISCHE POTENZIAL VON DIY

Aus der obigen Diskussion geht klar hervor, dass DIY Interventionen als rebellische Akte zu gewollten, organisierten Aktionen und möglicherweise zu politischen und institutionellen Veränderungen in der Stadtverwaltung führen können. Sie besitzen die Fähigkeit kritische Diskurse zu eröffnen und Widersprüche sowie Missstände aufzuzeigen, die den städtischen Raum und dessen Aktivitäten betreffen. Durch zusammenschließen und hochskallieren dieser Aktivitäten lassen sich Probleme sichtbar machen und bieten einen fruchtbaren Boden für Mobilisierung und weitere Interventionen unter Einbeziehung weiterer AkteurInnen mit spezifischen

Fähigkeiten, Kenntnissen und manchmal auch ein Fenster politischer Möglichkeiten. Andernfalls bleibt es bei flüchtigen Interventionen, deren emanzipatorisches und transformatives Potenzial unrealisiert bleibt. DIY Interventionen müssen nicht notwendigerweise zu breiteren, transformativen Ergebnissen führen – dennoch zeigen genug Beispiele, so konfliktbeladen sie auch sein mögen, dass sie die Bedingungen für eine kritische Reflexion vorweisen. Sie kritisieren die begrenzte Handlungsfähigkeit unter dem vorherrschenden Paradigma der Stadtplanung, welches Regeln über Engagement, Verhandlung und Zusammenarbeit stellt. (vgl. HOU 2018: 96f.)

“[...] the occupation of space, which goes beyond a mere behavioral response to the context, is simultaneously a form of adaptation, questioning, resistance, and transformation” (PERERA 2009: 54).

Auf diese Weise kann eine kritische Reflexion über die Praxis alltäglicher Aufstände des DIY Urbanism zu Praktiken emanzipatorischer Stadtbildung beitragen. (vgl. HOU 2018: 97)

2.10 DIE ROLLE VON DIY ZUR STADTENTWICKLUNG

Die Stadt ist den StadtplanerInnen keine fremde, sondern eine vertraute und vor allem faszinierende Materie – trotzdem scheint es als hätten PlanerInnen als Teil von Planungsinstitutionen Probleme adequate Lösungen in Bezug auf Urban Design bereitzustellen. Als solche steht die Suche nach neuen Paradigmen hoch oben auf der Stadtentwicklungs- und Urban Design Agenda. Seit rund fünf Jahrzehnten schon haben UrbanistInnen damit begonnen die seit damals geltenden Paradigmen der modernen Stadtplanung zu hinterfragen. Christopher Alexander machte mit seinem Essay „*A City is Not a Tree*“ Raum für das Ungeplante innerhalb der Stadtplanung, basierend auf den Prinzipien, dass das städtische Leben und das Verhalten der BewohnerInnen einer Stadt nicht starren, hierarchischen und monofunktionalen Mustern unterworfen ist. Die Suche nach Alternativen zu diesem hierarchischen, funktionalen und strukturierten Konzept der Stadt führte zur Begründung neuer Paradigmen in Bezug auf Planungstheorie und Planungspraxis. Die „*complexity theory*“ gilt als passende Antwort um mit gegenwärtigen städtischen Gebieten und darin ablaufenden urbanen Prozessen zu verfahren, welche nicht nur als Resultat der Stadtplanung angesehen werden, sondern auch als Ergebnis ungeplanter, oftmals selbstorganisierter Initiativen. Selbstorganisation als Konzept um Prozesse des Urbanen zu erklären wird immer mehr Aufmerksamkeit seitens der Wissenschaft zu Teil. Das Wissen darüber, wie sich DIY Initiativen gemeinsam mit Planungsinstitutionen heraus entwickelt haben wirft Licht darauf, wie bottom-up Initiativen interpretiert und in Planungsprozesse integriert werden können. Dieses Kapitel behandelt demnach die Beziehungen zwischen bottom-up Interventionen und der formellen Stadtentwicklung. Zu Beginn ist zu erwähnen, dass Prozesse der Selbstorganisation zwischen der formellen und der informellen Sphäre angesiedelt sein können. Dies ist hochgradig relevant, da Planungsinstitutionen die Normen und Regeln vorgeben, welche für die Sanktion von DIY Interventionen benötigt werden. Bezüglich der rechtlichen Rolle von DIY Urbanism, können in Folge von gesetzten Interventionen zwei Szenarien auftreten. Entweder die Aktivität ist nicht relevant genug um sie zu adaptieren und zu institutionalisieren oder sie wird adaptiert. Letzteres impliziert intensive Interaktion zwischen den DIY-AktivistInnen und der Planung (vgl. Silva 2016: 1041). Einige Städte haben den

Mehrwert von temporären, kleinräumigen Praktiken im DIY Stil schon für sich entdeckt und kleinmaßstäbige Veränderungen in top-down Manier institutionalisiert. Das New York City Department of Transportation beispielsweise lancierte 2008 ein Projekt namens „*Green Light for Midtown*“ und hob die Nutzung vom Broadway für Fahrzeuge auf, um einen neuen, öffentlichen Aufenthaltsraum für seine BürgerInnen inmitten der Stadt zu schaffen. Von da an verweilten die New YorkerInnen auf den temporär installierten Gartenmöbeln, tranken Kaffee und blätterten durch Magazine – und das auf einem einst hochfrequentierten Straßenabschnitt. Einige Jahre später wurde aus diesem Versuch eine permanente Fußgängerzone. Kritik hierbei ist jedoch, dass viele dieser insitutionalisierten Projekte marktgetrieben agieren und in bereits gentrifizierten oder touristischen Gebieten der Stadt angesiedelt sind. (vgl. Pagano 2013: 351ff.) Aus der Planungsperspektive gesehen ist nichts befremdlicher als der Umgang mit Ungewissheit und Unsicherheit, die der DIY Bewegung jedoch inherent ist. Es wurde stets ein strukturiertes Vorgehen betrieben und Möglichkeiten, die dieser Vorstellung nicht entsprachen wurden abgewiesen. Heute steht man vor der Frage, wie man mit diesen Unsicherheiten in Zukunft umgehen wird. Eine Möglichkeit wäre der Einsatz neuer Instrumente um auf neue städtische Herausforderungen reagieren zu können. Diese Ungewissheit führte dazu, dass PlanerInnen und Planungssysteme in einem Dilemma stecken – zwischen der Vereinbarkeit einer gewissen Rigidität sowie einer Flexibilität von Normen und Richtlinien, welche als neue Qualität für die Planung angesehen wird. Unbefriedigende Lösungen, die dieses Dilemma adressieren, sind Mitgründe für die aktuelle Suche nach Alternativen. In der Zwischenzeit entstanden neue Bewegungen, welche sich an den Bedürfnissen und Erfahrungen der BewohnerInnen orientieren und davon lernen. DIY ist hierfür ein mögliches Beispiel als eine Vielfalt an Interventionen, welche auf verschiedenen Maßstabsebenen zum Ausdruck kommen. Die Bedeutung und die Charakteristika von DIY Urbanism wurden bereits zu Beginn der Arbeit diskutiert (vgl. SILVA 2016: 1041ff.). Die Gemeinsamkeiten aller unter dem Begriff DIY zusammengefassten Aktivitäten liegen in ihrem gemeinsamen Grassroot Ursprung und ihren gesetzten Impulsen hinsichtlich gesellschaftlichem Engagement und aktivem Gestalten. Sie verkörpern alle einen, aus dem Urban Design kommenden, „bottom-up“ Ansatz. Im Gegensatz zu großen Planungs- und Designprojekten implementiert von seiten der offiziellen Planung oder großer InvestorInnen, representieren DIY Interventionen ein demokratisches „grassroot“ Ideal von Bürgerpartizipation. Sie kreieren sogenannte „*spaces of insurgent citizenship*“ welcher zu Deutsch als rebellischer öffentlicher Raum übersetzt werden kann. Unter diesem rebellischen öffentlichen Raum versteht man einen von BürgerInnen oder Gemeinschaften oft außerhalb der Grenzen von Normen und Gesetzen initiierten oder gestalteten Raum. Dieser aufständische öffentliche Raum wird eingenommen, zurückerobert oder besetzt für freie Meinungsäußerung bzw. dient der Ausübung verschiedener kultureller Praktiken. (vgl. HOU 2012: 89ff.)

THE DIMENSION OF TIME, SPACE AND CIVIC IN NEW URBANISM AND DIY URBANISM			
	TIME	SPACE	CIVIC
NEW URBANISM	DURABLE	INCLUSIVE VISION OF DIFFERENT SCALES - FROM THE REGION TO THE BUILDING	COMMUNITIES, PRACTITIONERS
DIY URBANISM	TEMPORARY	LOCAL - FROM THE SIDEWALK TO THE STREET CORRIDOR	COMMUNITIES, LOCAL ADVOCATES, BUSINESSES

Abbildung 4: The Dimension of Time, Space and Civic in the New Urbanism and DIY Urbanism (Quelle: Eigene Darstellung nach Silva 2016: 1045)

Die DIY Bewegung in ihrer heutigen Form ist aus einem nordamerikanischen Kontext heraus entsprungen – einerseits als Alternative andererseits als Ergänzung zu den Entwicklungstrends, vorangetrieben von der New Urbanism Bewegung (vgl. PAGANO 2013: 349). Die oben stehende Tabelle zeigt eine Gegenüberstellung beider Bewegungen hinsichtlich der Merkmale: Zeit, Raum und Gesellschaft. Die meisten DIY Initiativen haben einen sehr spezifischen Zeitrahmen und verfolgen den Anspruch nach Temporalität. Ein Übergang von temporären zu permanente Aktivitäten ist genauso möglich und wurde bereits anhand von Pionierbeispielen erläutert. Eine weitere Möglichkeit ist das temporäre, aber zyklische Auftreten von Aktionen wie der „Park(ing) Day“ oder aber auch Initiativen wie „Built Better Block“. Während sich die New Urbanism Bewegung auf Stadterweiterung und eine integrative Sichtweise aller Betrachtungsebenen fokussiert, konzentriert sich DIY mehr auf die Transformation existierender Räume. Der Maßstab liegt hier vorwiegend auf lokaler Ebene. Zudem spielt der lokale Kontext im Sinne der Involvierung lokaler BewohnerInnen, UnternehmerInnen und weiterer AkteurInnen eine wichtige Rolle bei DIY Interventionen (vgl. SILVA 2016: 1045). So können DIY Projekte hier durch das Involvieren lokaler Gemeinschaften und Traditionen im Sinne von „cultural planning“ einen Mehrwert erzeugen und fördern zusätzlich Gemeinschaft. Viele DIY Interventionen, welche klein beginnen entwickeln sich nach und nach zu einer großen Bewegung und gehen einher mit gesellschaftlichem Wandel. DIY Urbanism entspricht dem Model von „placemaking“ und stellt für Menschen neue Möglichkeiten dar sich in einer mordenen, hochtechnisierten Welt mit ihrer physischen Umgebung auseinanderzusetzen und sich zu engagieren. (vgl. PAGANO 2013: 351ff.)

DIY gilt als direkte Antwort auf die entstandene Lücke zwischen der Stadtplanung und den Bedürfnissen und Wünschen der StadtbewohnerInnen. Die Bewegung gilt als Resultat einer neuen Haltung dieser StadtbewohnerInnen gegenüber ihren Städten, der Planung und der Administrationsebene. Anders als traditionelle Planungswerkzeuge, welche in einem legalen Rahmen verankert sind und sich erst ändern, wenn sich dieser Rahmen ändert, erlauben DIY Aktivitäten die Anpassung an lokale, sich ändernde Gegebenheiten (vgl. SILVA 2016: 1048). Zwecks der Erschaffung lebendiger Städte benötigt es durchaus Prozesse die bottom-up beginnen. Viele Mängel in der Stadtentwicklungspolitik wurzeln in der Annahme, dass nur

ExpertInnen beurteilen könnten was gute Nachbarschaft ausmacht. Zu oft nähern sich PlanerInnen Projekten bereits mit vorgefertigten Strategien. Erfolgreiche Stadtentwicklungsinitiativen stützen sich auf die Stärken einer Nachbarschaft und versuchen diese wirksam einzusetzen anstatt nur ihre Defizite zu verbessern. DIY Interventionen ermöglichen dabei von BürgerInnen selbst initiierte Veränderung auf oft kleinster, lokaler Ebene, da diese dazu beitragen ihr Potential zu nutzen und den Fokus auf ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten zu legen anstatt auf die Schwächen der zu gestaltenden Räume. (vgl. PAGANO 2013: 350)

Geht man von der Annahme aus, dass DIY Aktivitäten im öffentlichen Raum weiterhin zunehmen, sollten Städte zum Einen Möglichkeiten prüfen, wie sich potentielle negative Auswirkungen eindämmen lassen anstatt diese Aktivitäten einfach zu ignorieren oder zu kriminalisieren. Zum Anderen wäre es sinnvoll zu überlegen, wie man den Enthusiasmus und das kreative Potential zur Ideengenerierung des DIY Urbanism parallel zu anderen bestehenden Partizipationsinstrumenten einsetzen könnte. Ein Patentrezept gibt es hier aufgrund des lokalen Kontexts jedoch nicht. Auch wenn sich die Bemühungen der DIY AktivistInnen mit dem bürgerzentrierten, visionären Selbstverständnis der Planung decken, bringen sie jedoch auch Nachteile mit sich, die bei all ihrem erwähnten Nutzen nicht außen vor gelassen werden sollen. (vgl. FINN 2014: 382)

DIY Initiativen sind von Natur aus opportunistisch. Jede Situation die eine Veränderung des „Normalen“ verspricht, ist von Interesse. Sowohl die Stadtentwicklung als auch DIY bedienen sich der selben Instrumente um die BürgerInnen einzuladen, sich zu beteiligen und zu intervenieren. Dabei spielt die Fähigkeit der BürgerInnen, Situationen zu erkennen, die behoben werden müssen, eine wichtige Rolle. Der Unterschied besteht darin, dass Stadtentwicklung diese Informationen in ihren eigenen modus operandi integriert und eigenmächtig behebt. Im Sinne von DIY werden die BürgerInnen selbst Teil des Lösungsprozesses. DIY Urbanism bewirbt temporäre Lösungen, welche als eine Art Test für fortdauernde Lösungen angesehen werden können. Dementsprechend können Planungsinstitutionen aus DIY Initiativen einen großen Nutzen ziehen und diese als Laboratorien des Experimentierens ansehen. Die öffentliche Verwaltung ist jedoch mehr mit der Implementierung als mit dem Testen von Lösungen vertraut. Pläne werden noch immer dafür gemacht Vorgaben, Zielen und Szenarien gerecht zu werden. Was würde jedoch passieren, wenn man für ungewisse Ziele und für Möglichkeiten der Entwicklung plant? Auf jeden Fall würde sie die Planung in ihrer Struktur verändern. Die Tatsache, dass DIY Initiativen entstehen um neuen Bedürfnissen und neuen Umständen gerecht zu werden, birgt auch eine neue Chance. Verstärkte Interaktion zwischen den lokalen AkteurInnen und der öffentlichen Verwaltung würde eine Weiterentwicklung beider ermöglichen. Beide sind, aus unterschiedlichen Perspektiven heraus, an der Stadt und an den Veränderungen durch das Handeln der Gesellschaft an ihr interessiert. Die meisten Argumente in der Literatur stützen sich dabei auf den Einfluss den DIY Interventionen auf das Verhalten der Planungsinstitutionen und ihre Strukturen ausüben. Man könnte jedoch auch die andere Seite betrachten und den Blick öffnen für Probleme und Fragen betreffend unserer Städte. (vgl. SILVA 2016: 1048f.)

2.11 IDENTIFIKATION DER FORSCHUNGSLÜCKE

Dies wirft in weiterer Folge die Frage auf, ob es überhaupt sinnvoll ist das Thema DIY Urbanism im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit theoretisch und empirisch zu beleuchten - oder geht es hier nicht eigentlich um das Handeln und Tun selbst?

Das kritische Hinterfragen, ob DIY Urbanism überhaupt einen Beitrag zur Stadtentwicklung leisten kann, lässt sich klar mit Ja beantworten. Die Erforschung des Themas bietet WissenschaftlerInnen im Bereich der Stadtforschung und Stadtentwicklung die Möglichkeit, das Verständnis von Stadtproduktion durch das Verstehen von „Wie“ und „in welchem Kontext“ DIY Interventionen gesetzt werden, zu vertiefen. Zudem lässt sich deren Bedeutung für die Planung und Entscheidungsfindung, untersuchen. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse sind das Ergebnis komplexer Zusammenhänge, lassen die Bedeutung der Planung heutzutage hinterfragen und liefern im besten Fall Antworten darauf, wie Städte vom Nutzen des DIY Urbanism profitieren und diesen künftig in deren traditionellen Planungsstrukturen verankern können. Das eigene Forschungsinteresse an DIY Urbanism und ihm verwandten Bereichen ist nicht zuletzt auch deren Aktualität geschuldet. DIY Urbanism ist ein junges, sehr aktives Forschungsfeld an dem eine Vielzahl an Menschen mitwirkt. Diese Interdisziplinarität bringt Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungen, Fähigkeiten und Blickwinkeln zusammen, um gemeinsame Lösungen zu erarbeiten – über universitäre Grenzen hinweg. DIY ist ein Ansatz, der auch für die nächste Generation an PlanerInnen nichts an Relevanz einbüßen wird.

3. OPERATIONALISIERUNG UND FORSCHUNGSDESIGN

3.1 OPERATIONALISIERUNG

Die vorliegende Forschungsarbeit bewegt sich im Schnittfeld zwischen einer einerseits neuen Form der Stadtproduktion durch urbane Praktiken aus der Bevölkerung – und andererseits der formellen Stadtentwicklung. Erstere findet in ihrem Ursprung ohne diese oder aber im Widerspruch zur Politik und ihren Gesetzen sowie Richtlinien statt. Zweitere beschreibt laut Definition die Gesamtheit aller raumwirksamen Planungsprozesse einer Stadt, die auch gesellschaftliche, wirtschaftliche, kulturelle und ökologische Gesichtspunkte beinhalten. (vgl. WISSENSCHAFTSSTADT DARMSTADT O.J.: O.S.)

Demnach orientiert sich diese Arbeit in ihrem Aufbau an folgender Fragestellung:

Wie sind die Beziehungen zwischen DIY Urbanism und formeller Stadtentwicklung konstituiert, um eine emanzipatorische Stadtgesellschaft zu integrieren?

Diese Arbeit hat den Anspruch, dieses aktuelle Thema des Urbanen aufzugreifen, zu diskutieren und einer interessierten (Fach)Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dabei orientiert sie sich an der jüngsten Forschung, deren Ziel es ist, das Phänomen DIY Urbanism und

deren Praktiken und AkteurInnen im urbanen Raum abzubilden, zu skizzieren und Zusammenhänge zu beschreiben. Inwiefern DIY im Kontext der Planung mehr ist als ein Epiphänomen und wie deren Einfluss zu einer systematisierten Stadtproduktion beitragen kann, ist eine offene Frage, welche in der Literatur und Praxis auf enormes Interesse stößt.

Es soll beleuchtet werden, welche Beziehungen zwischen dem Phänomen des Selbermachens und der offiziellen Planung bestehen und wie sich diese in ihren Praktiken beeinflussen. Dabei sollen sowohl die Möglichkeiten als auch die Limitierungen von DIY Urbanism aufgezeigt werden, sowie deren Fähigkeit über die kleinmaßstäbigen Grenzen hinweg zu bestehen und zu Systemen der Stadtentwicklung auf großer Maßstabsebene beizutragen.

Dementsprechend gliedert sich die Forschungsfrage wie folgt:

I: WIE SIEHT DIE INSTITUTIONALISIERTE STADTENTWICKLUNG AUS UND WO SIND DIE ANKNÜPFUNGSPUNKTE FÜR DIY AKTEURINNEN?

Zuallererst gilt es, die formale Struktur der Stadtentwicklung zu erforschen bevor in einem zweiten Schritt darauf eingegangen wird, inwiefern hier in der Praxis überhaupt Raum für Ungeplantes und DIY Bemühungen besteht. Es gilt herauszufinden, wie die Stadtentwicklung mit neuen Konzepten der „bottom-up“ Stadtproduktion umgeht und inwiefern DIY Aktivitäten nützliche Beiträge für die formelle Planung und Gestaltung in Wien leisten und zu einer systematischen Stadtproduktion beitragen. Zusätzlich soll die Frage beantwortet werden, inwiefern kleinmaßstäbige, bottom-up Veränderungen von Seiten der Stadtentwicklung aktiv unterstützt und Impulse gesetzt werden, BewohnerInnen zu ermutigen ihre Stadt mitzugestalten und sich einzubringen.

II: WER SIND DIE AKTEURINNEN DES SELBERMACHEN UND WELCHE PRAKTIKEN UND HANDLUNGSLOGIKEN VERFOLGEN SIE?

Ziel ist es herauszufinden, wer im Rahmen von DIY Urbanism die Stadt gestaltet und durch informelle, spontane, kreative Interventionen im Stadtraum selbst tätig wird. Wer sind die „bottom-up“- AmateurexpertInnen und was sind die dahinterliegenden Motivationen, Werte, Lebensstile? Was möchte mit diesen selbstgemachten Projekten erreicht werden und gegen welche Aspekte offizieller Stadtentwicklung richten sich heutzutage temporäre Interventionen? Dies soll sowohl im allgemeinen Kontext, als auch in Bezug auf Initiativen der Organisation „Wiener Grätzloase“ beleuchtet werden.

III: WELCHE ROLLE NIMMT DIE STADTENTWICKLUNG IN DER SELBSTGEMachten STADT EIN?

Großstädte sind Laboratorien, voll von Experimenten und Irrtümern, Fehlschlägen und Erfolgen. Auch die neue Generation von DIY AktivistInnen nutzt die Stadt als Labor für soziale, politische, ökologische oder gestalterische Experimente und bewegt sich mit ihren Interventionen zwischen Ordnung und Chaos, Wiederholbarkeit und Einmaligkeit, Bestimmtheit und

Offenheit sowie Planbarkeit und Experimentierfreude. Dabei werden alte, eingefahrene Planungsmuster und Strukturen hinterfragt und kritisiert. Die offizielle Planung wird durch diese Art der Stadtentwicklung von unten vor neue Herausforderungen gestellt, die es zu meistern gilt. Ziel ist es, mithilfe dieser Forschungsfrage solche Herausforderungen zu identifizieren und zu eruieren, wie die Stadtentwicklung auf Veränderungen dieser Art reagiert und mit dieser alternativen Form der Stadtproduktion umgeht.

IV: INWIEFERN STELLT DAS PROJEKT „GRÄTZLOASE“ EIN BEISPIEL FÜR DIY AKTIVITÄTEN IM ÖFFENTLICHEN RAUM DAR?

„Wir verwandeln den Freiraum!“, lautet der Leitsatz der Grätzloase, einem Aktionsprogramm der Stadt Wien und der Lokalen Agenda 21. Welche Parallelen zwischen der Grätzloase und DIY gezogen werden können und wie der Freiraum in der Stadt verwandelt bzw. in welcher Art und Weise in den Projekten der Grätzloase mitgestaltet wird, soll mittels Teilfrage vier erhoben werden. Zudem soll die Frage beantwortet werden, welche Aspekte des Konzepts zu DIY Urbanism mit dem Ansatz des Mitgestaltens in der Grätzloase vergleichbar sind?

V. WELCHE MÖGLICHKEITEN UND HERAUSFORDERUNGEN LASSEN SICH VON DIY STADTENTWICKLUNGSPROJEKTEN IN DER INSTITUTIONALISIERTEN WIENER STADTENTWICKLUNG ABLEITEN?

Die Beispiele der selbstgemachten Stadt können ganz unterschiedlich aussehen und funktionieren. Dabei wurde bereits das Potential, welches hinter DIY Urbanism und der Bespielung der Stadt steht, erhoben. Weiters sollen mit dieser letzten Teilfrage die Herausforderungen und Limitierungen in Hinblick auf die Stadtentwicklung untersucht werden, die eine Implementierung von DIY Aktivitäten im öffentlichen Raum erschweren. Inwieweit können subversive Handlungsweisen in die Planungsprozesse der Stadt Wien aufgenommen werden? Ausgehend von den zuvor untersuchten Fragestellungen ist es der Anspruch der Forschungsarbeit, mögliche Handlungsempfehlungen für die Stadt Wien, aber auch für kreative DIY Initiativen, welche sich mit dem öffentlichen Raum in Wien beschäftigen, zu formulieren.

VI. WAS MACHT EINE EMANZIPATORISCHE STADTGESELLSCHAFT AUS UND INWIEFERN WIRD DIESE IM WIENER FALLBEISPIEL ERREICHT?

Die letzte Subforschungsfrage beleuchtet den emanzipatorischen Aspekt im Kontext von Planung und Design. Sie gibt Antworten darauf, was eine emanzipatorische Stadtgesellschaft ausmacht, ob und inwiefern urbane Interventionen im Rahmen von DIY Urbanism als Orte der Emanzipation angesehen werden können und inwiefern diese durch das Fallbeispiel der Grätzloase in Wien erreicht werden.

Das Arbeitsziel dieser Masterarbeit beschränkt sich darauf, die zuvor genannten Fragestellungen hinreichend zu beantworten und in Verbindung zueinander zu setzen. Dabei ist es wichtig, das vorgestellte Thema nicht nur zu beschreiben, sondern auch in einen wissenschaftlichen

Kontext einzubetten und daraus ableitend, bestimmte Handlungsempfehlungen auszusprechen. Ein weiteres Ziel ist es, das Projekt und die Theorie einer kritischen Betrachtungsweise zu unterziehen.

3.2 FORSCHUNGSDESIGN

Die umfassende Aufbereitung des Forschungsstandes und die Einbettung in den aktuellen akademischen Diskurs dienen als Grundlage für diese Arbeit. Darauf basieren wiederum die Operationalisierung der Forschungsfrage mitsamt ihren Teilfragen sowie das gewählte Forschungsdesign. Im Laufe der Arbeit werden dabei die aus der Literaturanalyse gewonnenen Erkenntnisse laufend mit den empirischen Ergebnissen abgeglichen. Für die empirische Bearbeitung der Forschungsfragen und in Hinblick auf deren Aussagekraft wurden ein qualitativer Forschungsansatz und ein entsprechendes Forschungsdesign gewählt. Den Fragen nach der Rolle der AkteurInnen des Selbermachens sowie der Rolle der Stadtentwicklung und deren Wechselwirkungen kann nur über einen qualitativverstehenden Forschungsansatz und dazu abgestimmten qualitativen Erhebungs- und Auswertungsverfahren nachgegangen werden. Charakteristisch für qualitative Forschungsabläufe ist das Fehlen eines eindeutig geregelten Forschungsdesigns, da die reaktiven Rückkoppelungen des Forschungsgegenstandes das Vorhandensein einer hohen Flexibilität erfordern. Demnach können sowohl Fragestellung als auch Ablauf der Forschungsarbeit als Ergebnis eines flexiblen und offenen Prozesses angesehen werden, der am Anfang der Arbeit noch nicht vorhersehbar war und erst durch den zu erforschenden Gegenstand geprägt wurde.

FORSCHUNGSZUGANG: AKTEURZENTRIERTER INSTITUTIONALISMUS (SH. MAYNTZ UND SCHARPF)

Als Forschungszugang wurde der Mitte der 1990er Jahre entwickelte akteurzentrierte Institutionalismus nach MAYNTZ/SCHARPF gewählt, der die Analyse der Rolle relevanter AkteurInnen innerhalb ihres institutionellen Kontexts untersuchen soll. Er geht davon aus, dass das Handeln der AkteurInnen in hohem Maße durch die sie umgebenden Institutionen geprägt wird. Ihr Handeln ist nicht komplett frei, es wird durch diese institutionelle Einbettung beeinflusst, begrenzt, legitimiert oder auch ermöglicht. Unter Institutionen im sozialwissenschaftlichen Sinn versteht man die Spielregeln einer Gesellschaft, welche sich in Form von Gesetzen und Organisationen verfestigen. Aber auch informelle, wiederkehrende Handlungsstrategien können sich institutionalisieren. (vgl. ORTNER 2014; vgl. BLUM UND SCHUBERT 2011)

„Der institutionelle Rahmen, der die Regeln definiert, deren Einhaltung man von anderen erwarten kann und sich selbst zumuten lassen muss, konstituiert die Akteure und Akteurskonstellationen, strukturiert ihre Verfügung über Handlungsressourcen, beeinflusst ihre Handlungsfähigkeit und prägt wichtige Aspekte der jeweiligen Handlungssituation“ (MAYNTZ UND SCHARPF 1995: 49).

Dieser von RENATE MAYNTZ und FRITZ W. SCHARPF entwickelte Ansatz erklärt somit koordinatives Handeln als Ergebnis von Interaktion zwischen intentional handelnden AkteurInnen in den Anreiz- und Restriktionsstrukturen der institutionellen Rahmenbedingungen. Ziel ist somit eine Analyse, die den Anspruch verfolgt zu erklären, wie und wodurch akteursspezifisches Handeln im Kontext der institutionellen Strukturen bestimmt, ermöglicht oder restringiert

wird (vgl. ORTNER 2014: O.S.). Unter AkteurInnen versteht man handelnde Einheiten, welche nicht nur als individuelle Personen in Erscheinung treten können, sondern auch als komplexe, also aus vielen Individuen zusammengesetzte Gruppen handeln (vgl. BLUM UND SCHUBERT 2011: 54). Auf der Struktur des Akteurzentrierten Institutionalismus aufbauend, werden im Rahmen dieser Forschungsarbeit durch Interviews mit SchlüsselakteurInnen die institutionellen Rahmenbedingungen, die AkteurInnen und ihre Konstellationen sowie ihre Interaktionsformen identifiziert.

ERHEBUNGSMETHODE: KARTIERUNG

Die Methode der Kartierung dient dem Verorten, also dem Anzeigen der räumlich-geographischen Lage von Standorten in einer Karte. Die Forschungsarbeit zur Untersuchung der Grätzloase basiert auf den offiziellen Daten und Informationen, welche auf der eigenen Homepage genannt sind. Die Website listet und beschreibt hierfür alle umgesetzten Projekte des Untersuchungszeitraums von 2015-2017. Festzuhalten ist, dass im Jahr 2015 zwei und im Jahr 2016 vier Aktionen ortsungebunden waren und deshalb nicht in die fortlaufende Analyse miteinfließen. Auf der Homepage werden jeweils Informationen zur räumlichen Verortung, zu Inhalt und Zielen sowie zu den Aktivitäten und der Organisationsstruktur des jeweiligen Projekts zur Verfügung gestellt. Zusätzlich dazu werden in manchen Fällen auch Bilddokumentationen in Form von Fotos der Grätzloasen publiziert oder auf weiterführende Projekthomepages verwiesen.

Mit Hilfe dieser Kartierung wurden für die Analyse der Grätzloase folgende Punkte näher beleuchtet:

- Die Art der durchgeführten Aktionen der Jahre 2015, 2016 und 2017 durch eine Kategorisierung (activity profile)
- Die räumliche Verteilung der in den Jahren 2015, 2016 und 2017 realisierten Projekte durch eine Kartierung (spatial formation)

Ziel dieser Kartierung war es herauszufinden, wo in Wien eine räumliche Konzentration welcher Art von Projekten stattgefunden hat. Basierend auf den Daten und Informationen, die online zur Verfügung stehen, wurden alle 135 Projekte der drei Jahre unter den oben genannten Gesichtspunkten und Kriterien analysiert. Die sich daraus ergebende Übersicht über die Ergebnisse erlaubt einen weiteren Blick auf die zugrundeliegenden Bestimmungen und Abläufe. Um den Zweck der durchgeführten Aktionen näher analysieren zu können wurden die Hauptaktivitäten der Grätzloase Projekte aus dem Beobachtungszeitraum 2015-2017 anhand der gegebenen Informationen auf der Website (www.grätzloase.at) beleuchtet und in Folge charakterisiert. Die Daten wurden durch Abstraktion typisiert und klassifiziert. Dadurch entstanden acht unterschiedliche Kategorien, denen die Projekte zugeteilt wurden. Diese Kategorien lauten wie folgt:

KATEGORIEN		
FARBKENNUNG	BEZEICHNUNG	
	KUNST, KULTUR & KREATIVITÄT	GRÄTZLFEST AM KALVARIENBERG, HOFFFEST, MUSICALWORKSHOP ETC.
	GEMEINSCHAFTLICHES GÄRTNERN & BEGRÜNUNG	FREILUFTSUPERMARKT, GARTENFEST, LEBENDE ERDE ETC.
	AUFENTHALT & ERHOLUNG	PLACES FOR PEOPLE, KRONGARTEN, GRÄTZLSTUBE ETC.
	BEWEGUNG, SPORT & SPIEL	FIT&FAUL DURCH DEN SOMMER, MICROSOCER, PINK PONG ETC.
	HANDEL, TAUSCH & SCHENKEN	POP-UP BÜCHERSCHRANK, DAS VIERTEL FEILSCHT ETC.
	KULINARIK, GEMEINSCHAFTLICHES KOCHEN & ESSEN	PERMANENT BREAKFAST, SPICY VIENNA, BROBACKOFEN ETC.
	GENERATIONENÜBERGREIFENDE SOZIALE KONTAKTE	RAUM FÜR ÄLTERE UND JÜNGERE ETC.
	INTEGRATION & INTERAKTION MIT FREMDEN UND FREMDEN	NEUE UND ALTE NACHBARIINNEN ETC.

Abbildung 5: Projektkategorien der zu klassifizierenden Grätzloasen (Quelle: Eigene Darstellung 2018)

Diese Kategorien wurden weiters für die Darstellung der räumlichen Verteilung herangezogen. Dafür wurden alle in Wien durch die Grätzloase durchgeführten Aktionen der Jahre 2015-2017 lokalisiert, nach ihrer Projektthematik typisiert und grafisch mittels farblicher Punktesymbolik verortet. Das für die Lagekarte verwendete Kartenmaterial, bereitgestellt von mapz.com, stammt von KOBER-KÜMMERLY+FREY unter Einsatz von Geodaten aus dem OpenStreetMap-Projekt. Die Dateiformate für eine optimale Druck- und Bildschirmausgabe umfassen Rasterdatenformate.

ERHEBUNGSMETHODE: LEITFADENGESTÜTZTE (SEMISTRUKTURIERTE)

EXPERTINNENINTERVIEWS

Für die Erhebung der Daten wurde in Hinblick auf die Forschungsfragen die Form der Befragung gewählt. Diese stellt in der empirischen Sozialforschung die am häufigsten verwendete Form der Datenerhebung dar. Dabei wird die Befragung auf Basis eines Interviewleitfadens geführt, der bereits im Vorfeld entwickelt wurde, und bei allen miteinander zu vergleichenden Interviews in ähnlicher Form zum Einsatz kommt. Durch diesen Leitfaden wird das Interviewgespräch zwar interaktiv zwischen dem InterviewerIn und dem bzw. der InformantIn organisiert, Inhalt und Verlauf orientieren sich jedoch am zuvor ausgehandelten Gesprächsthema und somit vor allem am Interviewleitfaden. Dadurch zeichnet sich das Interview durch ein hohes Maß an Offenheit aus. Im Gegensatz zu standardisierten Fragebögen ist dieser Leitfaden aber kein starres Schema oder ein Instrument, das es „abzufragen“ gilt, sondern ein begleitendes Hilfsmittel, welches als eine Art Checkliste verstanden werden kann. Durch eine Orientierung an einem vorher aufgestellten Leitfaden ist eine spätere Auswertung bzw. genauer ein späterer Vergleich mehrerer Interviews durch den ähnlichen Aufbau wesentlich leichter. (vgl. KROMREY 2009: 387-388; vgl. SCHNELL ET AL. 1989: 353; REUBER UND PAFFENBACH 2005: 134ff.)

Für die Forschungsarbeit werden für jedes der sechs ExpertInneninterviews individuell angefertigte Leitfäden verwendet, die sich in ihren Grundzügen jedoch aneinander orientieren und aufeinander aufbauen (siehe Anhang). Sie enthalten alle wesentlichen Stichpunkte und Themenkomplexe mit Fragen, die in jedem Interview gestellt werden sollen („Schlüselfragen“) und solche, die je nach Verlauf des Interviews relevant werden können. Der für die Befragung von einer *Vertreterin der Grätzloase* verwendete Hauptleitfaden ist in diesem Falle in elf verschiedene thematische Blöcke untergliedert. Dabei sind miteinander zusammenhängende Themen jeweils in einem Block zusammengefasst. Zuerst erfolgen eine kurze Vorstellung der For-

scherin, des Forschungsinteresses und die Klärung der Rahmendbedingungen für das durchzuführende Interview. Nach einer kurzen Einstiegsfrage zu der Arbeit der zu interviewenden Person bzw. Organisation folgen weitere zehn Themenblöcke, welche auf die Beantwortung folgender Fragen abzielen:

- Die institutionelle Einbettung der Grätzloase
- Projekte der Grätzloase
- AkteurInnen des DIY Urbanism
- Wandel der Stadtentwicklung
- DIY Praktiken
- DIY und die Rolle der Stadtentwicklung – Wo gibt es Anknüpfungspunkte für DIY innerhalb der bestehenden Planungsstruktur?
- Implementierung und Integration einer emanzipatorischen Stadtgesellschaft
- Herausforderungen und Limitierungen
- Die rechtliche und politische Rolle von DIY
- Repräsentanz

Abgerundet wird der Leitfaden mit einem letzten Block, in dem etwaige Fragen, die sich im Verlaufe des Interviews ergeben, geklärt werden. Die Dokumentation der Leitfadengespräche erfolgt nach Absprache mit den jeweiligen Personen mittels Sprachaufnahmefunktion des Mobilfunkgerätes.

Die Besonderheit in dieser Form der qualitativen Interviews liegt darin, dass nicht die persönliche Lebenswelt der interviewten Personen vordergründig ist, sondern die Aufgaben und Tätigkeiten und die daraus gewonnenen Erfahrungen und Wissensbestände in einem bestimmten Feld. Sie werden als ExpertInnen ausgewählt, weil diese Personen eine Funktion innehaben, durch die sie eine besondere Form von Wissen besitzen (vgl. MEUSER und NAGEL 1991: 442f). Die Samplegröße der durchgeführten ExpertInneninterviews wurde frei gewählt und zielt darauf ab, VertreterInnen aller ExpertInnengruppen aus Stadtverwaltung und Politik, die im Rahmen dieses Themas auftreten, zu befragen. Demnach wurden davon abhängig als ExpertInnen Personen ausgesucht, die aufgrund ihres beruflichen oder ehrenamtlichen Engagements eine aktive Rolle in der Stadtentwicklung innehaben. Konkret handelt es sich um VertreterInnen der Wiener Stadtverwaltung, VertreterInnen der Wiener Gebietsbetreuungen als Intermediär, VertreterInnen der Lokalen Agenda 21 und gleichzeitig auch der Initiative Grätzloase sowie VertreterInnen des Vereins *space and place* stellvertretend für kunst- und kulturschaffende AkteurInnen im öffentlichen Raum.

ÜBERSICHT DER GEFÜHRTEN EXPERTINNENINTERVIEWS

INSTITUTION - VEREIN - ORGANISATION	INTERVIEWTE PERSON	DATUM
GB*9/17/18	AMILA ŠIRBEGOVIC	20.11.2017
MAGISTRATSABTEILUNG 19	ELISABETH IRSCHIK	22.11.2017
GRÄTZLOASE	ANNELIES LARCHER	23.11.2017
MAGISTRATSABTEILUNG 18	PIA HLAVA	24.11.2017
GB*6/14/15	MARKUS STEINBICHLER	27.11.2017
SPACEANDPLACE	ISABELLA SCHIESZLER	12.12.2017

Abbildung 6: Auflistung der geführten ExpertInneninterviews (Quelle: Eigene Darstellung 2018)

Anmerkung: Durch die Neustrukturierung der Gebietsbetreuung ab 2018 kam es zur Zusammenlegung der Auftragsgebiete in ganz Wien. Anstatt der bisherigen neun Teams an 17 Standorten gibt es nun fünf Teams an fünf Standorten. Die interviewte GB*9/17/18 wird nun unter GB*west als Stadtteilbüro für die Bezirke 16/17/18/19 geführt.

ERHEBUNGSMETHODE: BEFRAGUNG MITTELS QUALITATIVER

FRAGEBOGENERHEBUNG

Mittels qualitativer Fragebogenerhebung soll als zusätzliche Methode die Sicht der AkteurInnen erhoben werden, die im Untersuchungszeitraum bereits eine Grätzloase realisiert haben. Aufgrund mangelnder personeller und zeitlicher Ressourcen handelt es sich bei der Fragebogenerhebung um keine statistisch repräsentative Auswahl an befragten Personen, was dem Ziel die Erfahrungen der AkteurInnen zu erheben sowie die Erfassung möglicher Verbesserungsvorschläge in Bezug auf DIY Aktivitäten in der Stadt trotzdem keinen Abbruch tut. Für die Auswahl der zu befragenden Projekte wurde ursprünglich angedacht erneut die acht festgelegten Projektkategorien aus der Kartierung heranzuziehen und aus jeder Kategorie ein Projekt auszuwählen – ungeachtet der Umsetzung 2015 oder in den zwei Folgejahren. Die Intention dahinter war, möglichst unterschiedliche Projekte zu erfassen um auch der Vielfalt der Grätzloasen bestmöglich gerecht zu werden. Auch auf eine ausgewogene Verteilung der zu untersuchenden Projekte im Stadtgebiet sollte geachtet werden. Aufgrund der geringen Rücklaufquote konnte dieses Vorhaben jedoch in seiner ursprünglichen Art nicht realisiert werden. Die Auswahl der empirischen Projekte orientiert sich demnach an der tatsächlichen Ausschöpfung

und umfasst zehn Grätzloasen. Acht dieser zehn untersuchten Projekte wurden 2017 realisiert. Dies zeigt, dass die Teilnahmebereitschaft an einer Fragebogenerhebung stetig abnimmt, je weiter das zu erhebende Ereignis zurück liegt.

Für die Erstellung des Fragebogens wurde auf den bisherigen Forschungsstand und die ExpertInneninterviews zurückgegriffen. So gliedert sich dieser in drei thematische Frageblöcke. Block 1 deckt die Hintergründe, Motivationen und Ziele hinter der eigenen Grätzloase ab, während Block 2 die Projektphase – von der Idee bis zur Umsetzung, beleuchtet. Dabei geht es vor allem um die Zusammenarbeit mit der Grätzloase und etwaige auftretende Hindernisse und Herausforderungen während der Planungs- und Umsetzungsphase. Der letzte Block befasst sich mit DIY Aktivitäten im Allgemeinen und der Rolle der Stadtentwicklung aus Sicht der AkteurInnen. Die Fragen sind dabei in offener Weise gestellt und für alle standardisiert. Durchgeführt wurde die Befragung mittels Email Aussendung an den ausgewählten Personenkreis. Im Gegensatz zu den ExpertInneninterviews, die das Wissen externer ExpertInnen über das Untersuchungsgebiet erfragen, soll durch diese Methode primär die erste Subforschungsfrage beantwortet werden, mit dem Ziel die Praktiken und Handlungslogiken der BürgerInnen und InitiatorInnen zu beleuchten. Die jeweiligen Fragebögen für beide Erhebungsmethoden finden sich exemplarisch im Anhang dieser Arbeit. Bezogen auf die Samplegröße der interviewten AkteurInnen wird ein Sättigungseffekt angestrebt. Diese Sättigung tritt dann ein, wenn beim wiederholten Durchlaufen der Befragungen keine für die Forschungsarbeit relevanten Neu-entdeckungen mehr gemacht werden. Zudem greifen hier auch forschungspragmatische Gesichtspunkte wie die Begrenztheit zeitlicher und finanzieller Ressourcen sowie die bereits erwähnte Rücklaufquote.

AUSWERTUNGSMETHODE

Für die Transkription der Interviews wurde das online Programm oTranscribe verwendet. Die Auswertung der Interviews erfolgte computergestützt mittels qualitative data analysis software f4analyse. Dabei wurde das Textmaterial mit den jeweiligen, vorab festgelegten Transkriptionscodes versehen und markiert. Die gekennzeichneten Zitate können dann über das Programm für jeden einzelnen Code ausgegeben werden und wurden anschließend paraphrasiert und zusammengefasst.

4. FALLBEISPIELANALYSE: DIE GRÄTZLOASE IN WIEN

4.1 ZUR ENTWICKLUNG DER AGENDA 21

"Lively, diverse, intense cities contain the seeds of their own regeneration, with energy enough to carry over for problems and needs outside themselves"(JACOBS 1961: 462).

Im Planungsdiskurs und in unseren Köpfen hat der als modern wirkende Begriff „Nachhaltigkeit“ als Ersatz für die etwas verstaubter anmutenden Begriffe „Umwelt“ und „Lebensqualität“

längst Einzug gehalten. „*Sustainable Development*“ wurde dabei erstmals 1987 als Schlüsselbegriff im Brundtland-Report der UN Weltkommission für Umwelt und Entwicklung genannt (vgl. LÖTSCHER und KÜHMICHEL 1998: 135).

„Darunter versteht man bis heute eine Entwicklung, welche die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne aber zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht mehr befriedigen können“ (NIEMANN 1997: 31).

Dieser Abschlussbericht der Brundtland-Kommission formulierte erstmals ein Leitbild für eine nachhaltige Entwicklung, welches bis heute Gültigkeit hat und den Beginn einer weltweiten Umsetzung des Konzepts der nachhaltigen Entwicklung darstellt (vgl. EHMAYER 2012: 47). So wurden auf der UN Konferenz zu Umwelt und Entwicklung in Rio 1992 anschließend die Grundlagen einer qualitativ neuen, weltweiten Zusammenarbeit diskutiert. Die „Lokale Agenda 21“ als Teil des internationalen Programms „Agenda 21“ zur nachhaltigen Entwicklung für das 21. Jahrhundert findet in dieser Konferenz von Rio seinen Ursprung. Die „Agenda 21“ wurde hier als ein Aktionsprogramm von über 180 Staaten unterzeichnet und setzt vor dem Hintergrund von Globalisierungsprozessen unter dem Motto „Global denken – lokal handeln!“ seine Schwerpunkte auf Nachhaltigkeit und die Sicherung der Lebensgrundlagen des Menschen über Generationen hinweg. (vgl. VEREIN LA21 2008: 6; LINZER UND TSCHIRK 2016: 3ff.)

AUSGANGSPUNKT: VON DER AGENDA 21 ZUR LOKALEN AGENDA 21

In dem Aktionsprogramm „Agenda 21“ wurde in einem eigenen Kapitel auf die wichtige Rolle der Gemeinden und Regionen für die Umsetzung einer nachhaltigen Entwicklung eingegangen. Ihnen wird eine bedeutende Rolle bezüglich der Umsetzung zugeschrieben, da viele der in der Agenda 21 angesprochenen Probleme und Lösungen auf die örtliche Ebene zurückzuführen sind (vgl. LÖTSCHER und KÜHMICHEL 1998: 135). Man erachtete im Hinblick auf die Anforderungen nachhaltiger Entwicklung einen breiten gesellschaftlichen Konsens als notwendig, der immer weniger ausschließlich mit den traditionellen Mitteln parlamentarischer Demokratie hergestellt werden konnte. Man setzte erstmals auf die Beteiligung von BürgerInnen und erhoffte sich daraus nicht nur eine fachliche Verbesserung staatlichen Handelns, sondern zielte ganz bewusst darauf ab, zivilgesellschaftliche Strukturen zu stärken (vgl. DANGSCHAT und BREITFUSS 2000: 2). Deshalb soll

„jede Kommunalverwaltung in einen Dialog mit ihren Bürgern, örtlichen Organisationen und der Privatwirtschaft eintreten und eine < kommunale Agenda 21 > beschließen“ (LÖTSCHER und KÜHMICHEL 1998: 135).

Die politisch Verantwortlichen und die Verwaltung wurden aufgefordert initiativ zu werden und die Agenda 21 zu unterstützen, indem sie unter Einbeziehung ihrer BürgerInnen Konzepte für eine nachhaltige Entwicklung erarbeiten (vgl. EHMAYER 2012: 49). Durch diese aktive Einbindung einer möglichst breiten gesellschaftlichen Basis mit dem Ziel einer gleichwertigen Kooperation werden betroffene BürgerInnen zu aktiven KooperationspartnerInnen. Dadurch wird das Akteursfeld von Verwaltung und Politik um Wirtschaft, intermediäre Organisationen und selbstorganisierte Gruppen von Einzelpersonen ergänzt (vgl. DANGSCHAT und BREITFUSS 2000: 2). In Aalborg, Dänemark fand 1994 daraufhin erstmals eine Konferenz für nachhaltige

Städte und Gemeinden statt. Daraus entstand ein weiteres zentrales Dokument, die „Charta von Aalborg“ (vgl. EHMAYER 2012: 49). Mit dieser Charta und den „Aalborg Commitments“ 2004 haben sich viele europäische Kommunen zu Zielen für eine nachhaltige Entwicklung verpflichtet. (vgl. VEREIN LA21 2008: 6)

LOKALE AGENDA 21 IN ÖSTERREICH UND WIEN

Alle LA 21 Aktivitäten in Österreich werden durch das Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus betreut. Zusätzlich ist die LA 21 im Förderprogramm zur ländlichen Entwicklung der Europäischen Union verankert. In jedem Bundesland wurden daraufhin eigene Agenda 21-Ansätze entwickelt und Leitstellen eingerichtet. Einer der Grundsätze lautet hierbei Empowerment von unten durch Implementierung von oben (vgl. LINZER und TSCHIRK 2016: 3-8). Auch Wien hat sich unter Bürgermeister Michael Häupl durch Unterzeichnung dieses Dokuments 1996 freiwillig dazu verpflichtet einen Lokalen Agenda 21-Prozess einzuleiten, welcher als Pilotprojekt 1998 im 9. Wiener Gemeindebezirk startete (vgl. EHMAYER 2012: 49). Mit der Lokalen Agenda 21 unter dem Motto: *„In Wien Mitgestalten für eine nachhaltige Bezirks- und Stadtentwicklung!“* bestand somit für alle WienerInnen auf Bezirksebene die Chance, Initiativen und Projekte für eine nachhaltige Bezirksentwicklung gemeinsam mit Politik, Stadtverwaltung und anderen AkteurInnen zu kreieren und umzusetzen (vgl. VEREIN LA21 2008: 6). Durch den Erfolg, der sich durch das Pilotprojekt einstellte, wurde die Entstehung eines gesamtstädtischen Organisationsmodells für eine wienweite Lokale Agenda 21 forciert. 2002 startete durch den Beschluss des Wiener Gemeinderats das „Wiener Modell der Lokalen Agenda 21“ für den der „Verein Lokale Agenda 21 in Wien zur Förderung von Bürgerbeteiligungsprozessen“ als zentrale Koordinationsstelle eingerichtet wurde (vgl. EHMAYER 2012: 50). Die Finanzierung übernehmen die Stadt Wien sowie der jeweilige Bezirk zu gleichen Teilen. Das erweiterte Programm der Lokalen Agenda 21 Plus Wien, welches seit 2009 besteht, beschäftigt sich unter anderem mit den Hauptthemen öffentlicher Raum, interkultureller Dialog sowie die Gestaltung von Stadtteilen für Jung & Alt (vgl. LINZER und TSCHIRK 2016: 3ff.). In weiterer Folge wurde die Lokale Agenda als Ausdruck des Anspruches der WienerInnen ihr Lebensumfeld mitgestalten zu wollen auch im STEP 2025 der Stadt Wien neben Formaten wie der Gebietsbetreuung und Stadtteilmanagement verankert. Die untenstehende Grafik verdeutlicht noch einmal die wichtigsten Meilensteine rund um die Charta von Rio und die Charta von Aalborg.

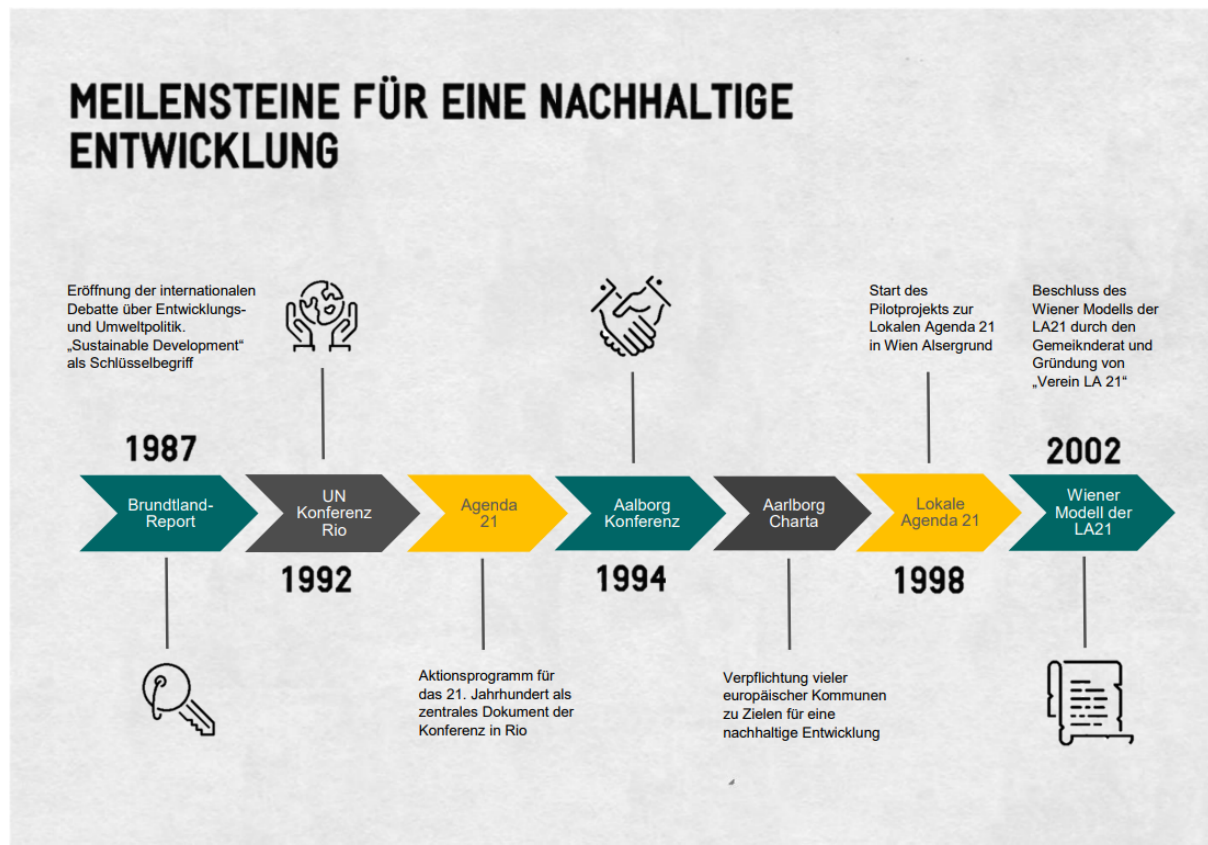


Abbildung 7: Meilensteine für eine nachhaltige Entwicklung (Quelle: Eigene Darstellung 2018)

Es ist festzuhalten, dass gleichberechtigte Kooperation zwischen der Verwaltung und den verschiedensten gesellschaftlichen Gruppen noch immer keine Alltäglichkeit darstellt, sich jedoch zunehmend in einzelnen Handlungsfeldern von Verwaltung und Politik durchsetzt. Die Gründe für diese „neuen Formen“ der Beteiligung stehen im Zusammenhang mit allgemeinen Veränderungen im öffentlichen Sektor sowie mit allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen, die zu neuen Formen der Kooperation zwischen einer wachsenden Anzahl an AkteurInnen führen. Zu den Mitteln einer „Top-Down-Planung“ gesellen sich neue Arten des Umgangs mit Planungsaufgaben. Es entstehen neue, kooperative Arbeits- und Organisationsformen, die sich stärker an Aushandlungsprozessen orientieren und Vorteile wie Bürgerschaftliches Engagement, Synergieeffekte durch Kooperation und Empowerment der dort lebenden Bevölkerung mit sich bringen. (vgl. DANGSCHAT und BREITFUSS 2000: 2ff.)

4.2 DIE GRÄTZLOASE – DIMENSIONS OF THE PROGRAM AND PROJECTS

„Die Wünsche werden die Wohnung verlassen und auf die Straße gehen“ (CZENKI 1999: o.S.)

Die vorliegende Arbeit stützt sich im Rahmen von DIY Urbanism auf die Analyse des Wiener Programms „Grätzloase“, welches 2015 vor dem Hintergrund einer Lokalen Agenda 21 als Förderinstrument von der Wiener Stadtverwaltung ins Leben gerufen wurde. Demnach gehört die Grätzloase zum Verein Lokale Agenda 21, der wiederum mit Bezirksprozessen und Agendabüros in mittlerweile 10 Wiener Gemeindebezirken tätig ist (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

Ausgangspunkt hierbei war der Wunsch einer weiteren Belebung des öffentlichen Raumes sowie das immer stärker eingeforderte Bedürfnis aus der Bevölkerung Stadt mitzugestalten. Zusätzlich zur Schaffung der gesetzlichen Rahmenbedingungen wollte man das Engagement der BürgerInnen in Wien unterstützen und finanziell honorieren. Das Konzept der Grätzloase stützt sich auf die Annahme, dass erst mit einer zusätzlichen Zahl an kreativen und kooperativen AkteurInnen und unter Zuhilfenahme kommunikativpartizipatorischer Strategien „nachhaltige Stadtentwicklung“ durchgesetzt werden kann. Diese Art von neuen Beteiligungsansätzen im Sinne von Lokalen Agenda 21 Prozessen bedingt auch eine Veränderung der Steuerungsrichtung nach dem Gegenstromprinzip. Dieses zeichnet sich durch ein Zusammenwirken von Top-Down und Bottom-Up Prozessen aus (vgl. DANGSCHAT und BREITFUSS 2000: 7). Genauso wie die Lokale Agenda 21 einem Top-Down Ansatz entspringt, sind es auch bei der Grätzloase extern induzierte Prozesse (da die „Erlaubnis“ und das Geld zu diesen Verfahren meist von oben kommt), die als Anstöße von oben, Prozesse von unten hervorrufen wollen. Als essenzieller Unterschied zu anderen LA 21 Prozessen gilt die Grätzloase als operatives Programm, welches auf das gesamte Stadtgebiet von Wien ausgerichtet ist. Die TeilnehmerInnen sind demnach nicht abhängig davon, ob derzeit in ihrem Grätzl ein LA 21 Prozess stattfindet oder nicht.

ENTSTEHUNG DER GRÄTZLOASE

Inwiefern die Parkraumbewirtschaftung in Wien durch die Einführung des Parkpickerls und der damit einhergehenden Zunahme von freien Parkplätzen dazu beigetragen hat eine Förderschiene wie die Grätzloase ins Leben zu rufen, ist nicht eindeutig belegbar. Das Bedürfnis aus der Bevölkerung sich an Stadtentwicklung zu beteiligen existiert unabhängig davon. Nichtsdestotrotz hatte man durch das Parkpickerl plötzlich Raum zur Verfügung, den man schnell und auch temporär nutzen wollte. Das Parkpickerl ist somit nicht die Ursache – man kann jedoch von einem Maßnahmenbündel sprechen, welches sich gegenseitig bedingt und ergänzt hat (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Zusätzlich zu diesem Zusammenspiel aus unterschiedlichen Aspekten manifestierte sich ein europaweiter bzw. globaler Trend, hinsichtlich der Zurückspiegelung des öffentlichen Raumes in den Städten an die Bevölkerung. Die Politik hat den Bedarf erkannt, dass die Verwaltung zunehmend mit Projekten konfrontiert war, die einfach ohne Rahmen entstanden sind. Zusätzlich dazu wird auch die Tatsache immer bedeutender, dass der öffentliche Raum als knappe Ressource immer wichtiger erscheint, weil die Stadt dichter wird, da Wien mit einem hohen Zuzug konfrontiert ist und dementsprechend nachverdichtet wird. Man steht in Wien vor der Herausforderung dafür Räume zu schaffen und diese vor allem sinnvoll zu nutzen und im Kontext einer Verdichtung zu erhalten (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Geht es um neue urbane Trends, blickt man gerne auf Städte wie Berlin oder auch San Francisco, die immer wieder eine gewisse Vorreiterrolle in Bezug auf die kreative Nutzung der Stadt durch ihre BürgerInnen einnehmen. Die Projektschiene der Parklets – als Parkplatzbespielungen auf der Parkspur ist bereits vor 2005 in San Francisco gestartet und wurde von der Grätzloase aus dem internationalen Bereich aufgegriffen. Trotzdem sind die Anknüpfungspunkte für die Grätzloase sehr regional angesiedelt und stark in Wien zu suchen. Bereits davor gab es ähnliche Vorgängermodelle beim Verein Lokale Agenda 21, die jedoch anders strukturiert waren. Die Grätzloase, so wie sie jetzt geformt ist, gilt in Europa als Vorbildmodell und kann selbst als „*travelling concept*“ bezeichnet werden. Sehr viel ist von Wien ausgehend passiert, dementsprechend orientieren sich andere Städte an der funktionierenden Wiener Lösung. Die Stadt Stuttgart hat die Parkletschiene bereits aufgegriffen und ist gerade dabei, ausgehend vom Wiener Beispiel, ein Aktionsprogramm wie die Grätzloase zu schaffen. Auch München

will zukünftig Parklets in der Stadt aufgreifen. An der Grätzloase besteht zusammenfassend viel Interesse aus dem deutschsprachigen Raum aber auch aus Österreich selbst. Der Unterschied zu den Parklets aus San Francisco besteht darin, dass diese nicht konsumfrei sind, sondern mehr wie Schanigärten funktionieren. Davon grenzt sich die Grätzloase in ihren Konstitutionen jedoch stark ab. (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017)

„Bei uns sind alle Parklets konsumfrei. Die Schiene der Grätzloase ist finde ich etwas ganz Besonderes, was Einzigartiges und ich würde schon sagen, was Wien zugeschnittenes“
(VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

Vor dem Hintergrund der Komplexität der Stadt Wien war es neben der verstärkten Nachfrage aus der Bevölkerung auch von Nutzen, dass man auf andere Städte und Best Practice Beispiele wie San Francisco verweisen konnte um die Etablierung der Grätzloase als Förderinstrument der aktiven Freiraumgestaltung zu legitimieren. Zudem konnte man damit argumentieren, dass es sich eigentlich um nichts Anderes als konsumfreie Schanigärten handle, die in Wien bereits lange Zeit Tradition haben. Um die Frage zu beantworten, inwiefern das Projekt Grätzloase ein Beispiel für DIY Aktivitäten im öffentlichen Raum darstellt und welche Effekte diese haben, ist es von Nöten die institutionelle Einbettung sowie die sozioökonomische Struktur des Programms zu beleuchten. Dabei geht es um Fragen wie: Wer ist wie involviert? Wer profitiert davon und wer stellt die finanziellen Mittel zur Realisierung der Grätzloasen bereit? Diese drei Aspekte gilt es in Beziehung zueinander zu setzen.

DAS ZIEL EINER NACHHALTIGEN STADTENTWICKLUNG

Der Begriff “Grätzloase” selbst ist eine Zusammensetzung der Wörter “Grätzl”, welcher in Wien einen Teil eines Wohnviertels als kleinste städtische Einheit beschreibt und dem Wort “Oase”, der im übertragenen Sinne für einen Ort der Erholung und Entspannung steht. Das Wort Grätzloase spiegelt somit auch die lokale Entstehung und lokale Verankerung wider. Dieses Aktionsprogramm unter dem Motto *“Wir verwandeln den Freiraum!”* zielt darauf ab *“socially mixed shared space”* als konsumfreie Orte der Begegnung entstehen zu lassen und zum Mitmachen anzuregen (vgl. BRAIT und HAMMER 2017: 33). Dabei werden Aktionen zur alternativen Freiraumnutzung in Wien gefördert, mit dem Ziel, die BürgerInnen von Wien durch die Unterstützung von gemeinschaftlich organisierten Projekten im Sinne einer nachhaltigen Stadtentwicklung partizipieren zu lassen und sie einzuladen, ihre Ideen zur Aufwertung und Belebung ihrer Wohnumgebung, ihres „Grätzls“ miteinzubringen und umzusetzen (vgl. ÖIF 2016: 74). Dabei ist eine nicht markt- und gewinnorientierte Ausrichtung der Projekte Voraussetzung für die Umsetzung. Es geht um die Prinzipien der Nutzbarmachung, der Kooperation, der Teilhabe und des gemeinsamen „*sharing*“-Gedankens. Ziel hinter den Aktionen ist die politische Bestrebung einer lebenswerten und fair geteilten Stadt mit durchmischten Stadtteilen und aktiven BürgerInnen, die in städtischen Programmen wie dem STEP 2025 und der Smart City Vienna verankert sind. Dabei werden die BürgerInnen motiviert, Ideen zur Aufwertung und Belebung ihrer unmittelbaren Wohnumgebung umzusetzen und in Projekten zur Gestaltung ihrer Nachbarschaft zu partizipieren (vgl. BRAIT und HAMMER 2017: 35). Die Stadt Wien verspricht sich dabei die Belebung des öffentlichen Raums und eine Stärkung der Nachbarschaft und des sozialen Miteinanders sowie das Aufzeigen der Potenziale von öffentlichem Raum abseits der Verkehrsfunktion. (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017)

AUSWAHL UND FINANZIERUNG DER PROJEKTE

Das zur Verfügung stehende jährliche Budget des Programms inklusive Personalkosten und Öffentlichkeitsarbeit umfasst EUR 200.000. Davon entfallen EUR 125.000 auf die Finanzierung spezieller Projekte. Damit die eingereichten Ideen tatsächlich umgesetzt werden können, gibt es für genehmigte Grätzloasen aus diesem Budget eine öffentliche Förderung bis zu maximal EUR 4.000 (in Ausnahmefällen sogar bis zu EUR 8.000). Die Höhe der tatsächlichen Förderung hängt von den jeweiligen entsprechenden Projektkosten ab. Jeder der eine Aktivität im öffentlichen Raum initiieren will, hat die Möglichkeit drei Mal jährlich über die Website der Grätzloase seine bzw. ihre Idee einzureichen. Die StadtbewohnerInnen selbst ebenso wie Vereine oder auch lokale Unternehmen werden zum Partizipieren eingeladen. Die Kriterien für eine erfolgreiche Einreichung umfassen Projekte zur konsumfreien Belebung öffentlicher Räume, die Stärkung des sozialen Zusammenhalts und des Miteinanders in der Nachbarschaft, die das Zusammenleben im Grätzl fördern sowie die Motivation weiterer StadtbewohnerInnen sich am Aktionsprogramm zu beteiligen. Der einladende Charakter der Veranstaltungen soll verhindern, dass finanzielle Hürden eine Teilnahme bestimmter Personengruppen verhindern und es zu Exklusionsmechanismen kommt. Nach der Einreichung erfolgt die Prüfung durch eine eigens zusammengesetzte Jury, bestehend aus MitarbeiterInnen verschiedenster Magistratsabteilungen der Stadt Wien, (MA 19 – Architektur und Stadtgestaltung, MA 21 – Stadtteilplanung und Flächennutzung, MA 28 – Straßenverwaltung und Straßenbau und MA 46 – Verkehrsorganisation und technische Verkehrsangelegenheiten) der Mobilitätsagentur Wien sowie MitarbeiterInnen der LA21 Wien. Erst diese Jury entscheidet, welche der eingereichten Projekte gefördert werden. Danach kommt es zu einem Kooperationsvertrag zwischen der LA21 und dem/der EinreicherIn, welcher Einzelheiten zum Förderbudget sowie zu Versicherungs- und Haftungsfragen beinhaltet. Zusätzlich wird im Falle von finanzieller Vorstreckung von Seiten des Einreichers festgelegt wann und wieviel des Geldes von der Grätzloase refundiert wird. Üblicherweise erfolgt die Refundierung nach der Umsetzung des Projektes (vgl. BRAIT und HAMMER 2017: 36). Projektideen, die von der Jury abgesegnet werden, werden automatisch zu offiziellen Projekten der Grätzloase – beinhalten jedoch nicht automatisch eine offizielle Genehmigung diese auch umzusetzen. So müssen in einem nächsten Schritt die erforderlichen Genehmigungen der Behörden der Stadt Wien von den EinreicherInnen selbst eingeholt werden. Die Grätzloase bzw. die LA21 fungiert hier als unterstützende Instanz und steht den InitiatorInnen durch eine Bindegliedwirkung zwischen den einreichenden Personen und der Verwaltung mit Beratung in der Projektentwicklung zur Seite. Sie moderiert zwischen den BürgerInnen und der Stadt Wien (vgl. BRAIT und HAMMER 2017: 37). Die Grätzloase gilt als eines der ersten Aktionsprogramme, das ganzheitlich von der Idee bis zur Umsetzung und dem Abbau begleitet. Guerilla Handlungen, die zweifelsohne bestehen, liegen dabei nicht im Fokus der Grätzloase. Es geht um das Gemeinsame von BürgerInnen, der Stadt, der Verwaltung und der Politik, die das Budget zur Verfügung stellt. (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017)

GRÄTZLOASE UND DIE INSTITUTIONELLEN STRUKTUREN DER STADTENTWICKLUNG

Das Zugeständnis von Seiten der Politik sowie die politische Entscheidung in Form eines Gemeinderatbeschlusses waren der Startschuss für die dreijährige Pilotphase der Grätzloase von 2015-2017. Danach musste dieser wieder neu ausverhandelt werden. Dies zeigt bereits ein Abhängigkeitsverhältnis hinsichtlich politischer Entscheidungen, welche wiederum Gesetze, all-

gemeine Verordnungen und Vorschriften bedingen, an die man in seiner täglichen Arbeit gebunden ist. Ein Förderprogramm wie die Grätzloase führt zu einem Vorantreiben von bottom-up Projekten durch finanzielle Förderung und fungiert als eine Art Plattform, die der Vernetzung dient. Zudem ermöglicht es einen vielfältigeren AkteurInnenkreis. Die Finanzierung erfolgt über ein dreijähriges Budget der Stadt Wien. Mittels monetärer Unterstützung der einzelnen Projekte will man deren Umsetzung vorantreiben sowie Wertschätzung zum Ausdruck bringen (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017; VERTRETERIN GB 2017; VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Eine Realisierung ist jedoch nicht an diese Förderung der Grätzloase gekoppelt. Bevor die Stadt Wien beschlossen hat, Parklets zu fördern, entstand bereits 2014 in Margareten der Krongarten, initiiert von der Galerie Hinterland und der Porzellanmanufaktur Feine Dinge. Seither kehrt er in der Krongasse jede Freiluftsaison wieder (vgl. MARITS 2017). Auch in der Kalvarienberggasse und der Jörgerstraße wurde im Rahmen eines Kunstfestivals bereits 2014 ein Parklet errichtet. Die Umsetzung war vor Beginn der Grätzloase jedoch vielfach langwieriger, komplizierter und somit auch hochschwelliger. Jene, die diesen langwierigen Prozess dennoch auf sich genommen haben, sind jedenfalls nicht jenen marginalisierten Gruppen zuzuordnen, die für den öffentlichen Raum kämpfen müssen, weil sie ihn unbedingt brauchen, sondern weil sie aufzeigen wollen, dass man ihn auch anders nutzen kann. (vgl. VERTRETERIN GB 2017)

Weiters stellt sich die Frage, inwiefern durch die Grätzloase eine neue Art der Kommunikation zwischen der Stadtverwaltung und den BürgerInnen möglich wird. Stadt an sich und auch die Stadt Wien funktionieren sehr differenziert. Es ist ein sehr vielfältiges Gebilde mit sehr vielen verschiedenen AkteurInnen, die daran beteiligt sind. Die Intention der Grätzloase unter dem Gesichtspunkt des „gemeinsamen“ war unter anderem hierbei eine vermittelnde Rolle zwischen Zivilgesellschaft, Vereinen und Institutionen sowie der Bezirkspolitik mit wiederum der Verwaltung und der Stadt Wien einzunehmen. Ziel war es, die Kommunikation aller zu verbessern. Deshalb hat man sich für eine Kooperation anstelle einer reinen Projektauswahl mit Förderung entschieden (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017; VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Der große Vorteil der Grätzloase ist jener, dass jeder einreichen kann und dass die Grätzloase selbst auch Unterstützung anbietet. Es treffen Stadt und BewohnerInnen dann aufeinander, wenn es um die Genehmigungen geht. Personen, die etwas umsetzen möchten können ihr Vorhaben erklären und sehen gleichzeitig, welche Rahmenbedingungen es seitens der Stadt zu berücksichtigen gibt. Diese Art von Interaktionen bedingt gleichzeitig auch gegenseitige Lernprozesse. Die Stadt lernt über die Bedürfnisse und Wünsche der Bevölkerung und die BürgerInnen können sich einbringen und ihre Stadt nach eigener Vorstellung gestalten. Zudem erhalten sie Einblicke in die komplexe Organisation von Stadt (vgl. VERTRETER GB 2017). Durch diesen Prozess konnte die Grätzloase im Laufe der drei Bestehensjahre bereits ein gewisses Vertrauensverhältnis zu den Magistraten aufbauen, was Umsetzungen in Folge erleichtern. Einige der ersten Projekte haben in ihrer Realisierung länger gebraucht, weil vieles für alle Beteiligten noch unbekannt war und man seitens der Stadt noch genauer hingeschaut hat. Mittlerweile ist auch der Bekanntheitsgrad über die Bezirke hinweg oder innerhalb der Verwaltungsabteilungen ein größerer. Hier gibt es jedoch noch immer Unterschiede hinsichtlich der Art der Projekte. So haben Straßenveranstaltungen beispielsweise bereits eine längere Geschichte. Man kann sie prinzipiell digital einreichen und erhält auch eine digitale Bewilligung. Anders bei Parklets. Hier kommen alle unterschiedlichen AkteurInnen vor Ort zusammen, was sich anfangs als ein großer Vorteil für die Grätzloase herausstellte. Dadurch konnten durch das Kennenlernen aller Beteiligten Hemmschwellen abgebaut werden. (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017)

„Die Leute die eingereicht haben, haben gesehen, dass die Magistrate auch nur mit Wasser kochen. Die Magistrate haben wiederum gesehen, dass das jetzt nicht die Guerilla Kämpfer sind, die sich an nichts halten. [...] Ich finde die Grätzloase ist sehr dankbar, weil sie so kleine Aktionen hat, die so überschaubar sind und dadurch viele kleine Gruppen zusammenkommen und man einfach auf einer relativ einfachen Ebene neue Kooperationsformen initiieren kann. Bei so einer Ortsverhandlung sind die Magistratsbeamten da, es sind die Wiener Linien da, unter Umständen jemand von der Polizei, es kommen BezirksvertreterInnen und es wird dadurch möglich unterschiedliche Sichtweisen zusammenzubringen. [...] weil dadurch auch klar wird, wie differenziert Stadt eigentlich funktioniert und wie viele beteiligt sind“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

ANNELIES LARCHER weiter:

„Es ist glaub ich auch oft notwendig Unklarheiten anzusprechen und auszuräumen. Es war zum Beispiel anfangs notwendig relativ naiv bei den Ortsverhandlungen nachzufragen, dass auch für die Magistratsverantwortlichen klar geworden ist, dass es einfach vom Vokabular einen Unterschied macht, ob da jetzt ein Bürger steht oder ein Architekt oder ein Bauherrenteam, das seit 10 Jahren Baustellen betreut. [...] Es geht einfach oft darum Interesse zu schaffen für den Hintergrund wie Dinge zu Stande kommen. Natürlich sind wir irgendwie auch parteilich. Aber im Normalfall ist es eine relativ neutrale Mediationsrolle, die man einnehmen muss“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

PROJEKTE DER GRÄTZLOASE IM ÖFFENTLICHEN RAUM

Neben den ersten Projekten wie dem Krongarten zur Belebung von Parkspuren, die sich dann zum Konzept der „Grätzloase“ entwickelt haben, entstand gleichzeitig auch die Broschüre „Belebte Freiräume“ der Stadt Wien, welche als Info-Folder und Leitfaden zum Umgang mit Einreichungen wie z.B. Parklets verstanden werden kann (vgl. MA 28: 2015). Um den Zugang zur Stadtmitgestaltung im eigenen Grätzl zu erleichtern, wurde 2014 weiters die „DIY Stadtanleitung“ der GB*6/14/15 konzipiert und realisiert. Sie gilt als Handbuch und Ideensammlung mit Schritt-für-Schritt-Anleitungen zur individuellen Verschönerung und Belebung der eigenen Stadt. Die Veröffentlichung des Leitfadens für Aktionen im Straßenraum mit dem Titel „Feste, Spaß und Aktionen“ kann als weitere Reaktion auf das stetig größer werdende Interesse von eigens organisierten Aktionen und Veranstaltungen im öffentlichen Raum betrachtet werden. (vgl. MA 18: 2016)

Der Gelbe Garten in der Kalvarienberggasse steht für das erste Projekt, welches tatsächlich im Rahmen der Initiative Grätzloase als Parklet realisiert wurde. Die Grätzloase ist dabei als erster Schritt anzusehen um relativ einfach und unaufwändig als Privatperson oder Nachbarschaftsinitiative mit Unterstützung ein Projekt umzusetzen. Parallel dazu fanden im ersten Jahr bereits mehrere Grätzloase Aktionen statt. Über die letzten drei Jahre war ein gesteigertes Interesse wahrzunehmen, welches alleine an der Zahl der Einreichungen ersichtlich wird. Dies zeigt, dass sich die Grätzloase mit der Zeit etablieren konnte. Zudem ist ersichtlich, dass das Thema „Stadt selber machen“ von Relevanz ist, dass es angenommen wird und dass es genügend Ideen und Konzepte in der Bevölkerung gibt, die Umsetzung benötigen. Als Herausforderung für die Zukunft gilt es verstärkt Unterstützung anzubieten, ein größeres Budget dafür

zu veranschlagen und sich so aufzustellen, dass man möglichst viele Leute erreicht. (vgl. VER-
TRETER GB 2017)

Um die Grätzloase Aktionen der Jahre 2015 bis 2017 im Detail zu beleuchten, wurden im Fol-
genden drei Grafiken erstellt, welche die anteilmäßige Verteilung aufgeteilt auf die bereits
festgelegten Kategorien zum Inhalt haben.

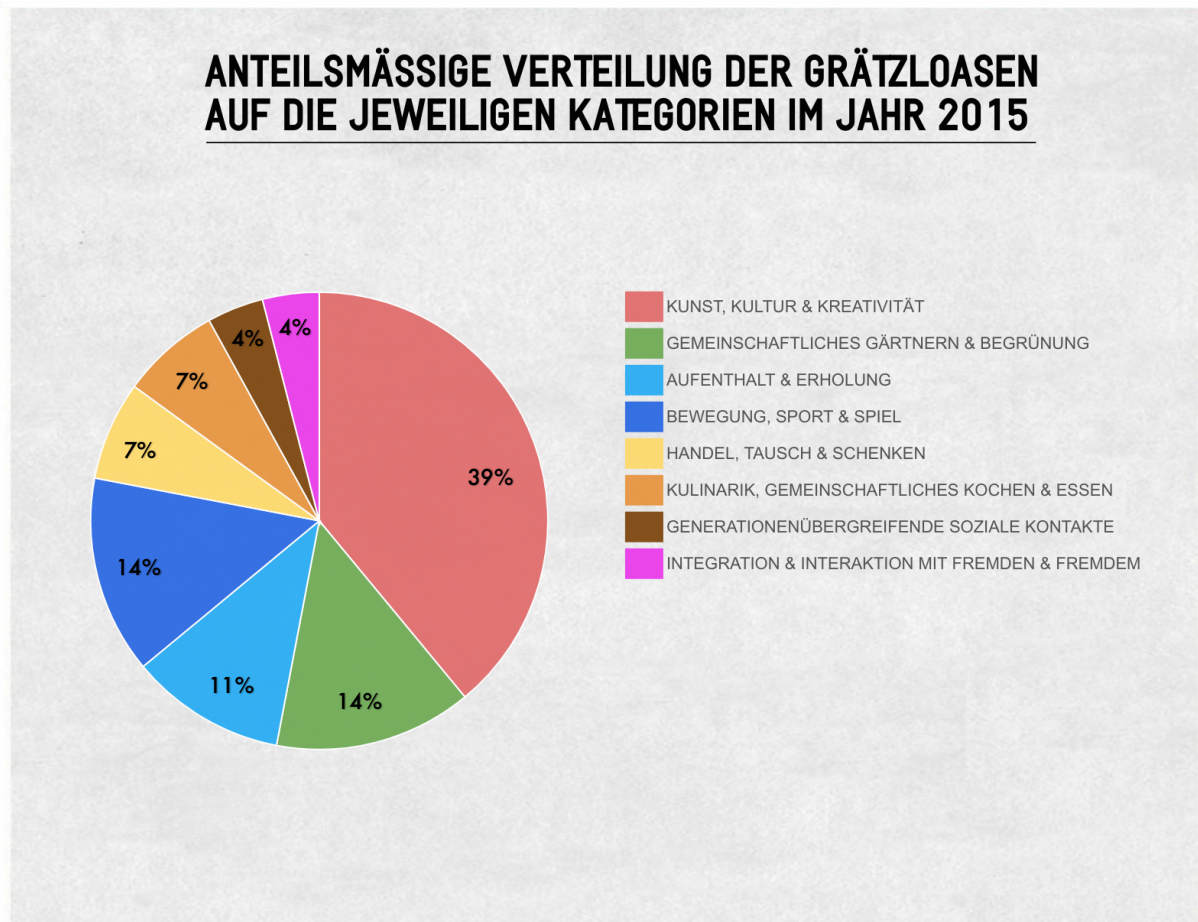


Abbildung 8: Diagramm der anteilmäßigen Verteilung der Grätzloasen auf die jeweiligen Kategorien im Jahr 2015
(Quelle: Eigene Darstellung 2018)

Im Jahr 2015 dominierte die Kategorie „Kunst, Kultur & Kreativität“ mit insgesamt 39% am Gesamtanteil, gefolgt von „Gemeinschaftliches Gärtnern & Begrünung“ und „Bewegung, Sport & Spiel“ mit jeweils 14%. Schlusslicht bilden mit jeweils 4% die Kategorien „Generationenübergreifende Soziale Kontakte“ und „Integration & Interaktion mit Fremden und Fremdem“.

Betrachtet man das Diagramm von 2016 so zeigt sich ein ähnliches Bild. Noch immer lässt sich ablesen, dass die Kategorie „Kunst, Kultur & Kreativität“ den größten Anteil ausmacht – jedoch ist dieser im Jahresvergleich um 9 Prozentpunkte gesunken. Auffällig ist auch die Zunahme der Kategorie „Aufenthalt und Erholung“ von 11% im Jahr 2015 auf 28% Prozent im Jahr 2016. Das ist mehr als eine Verdoppelung innerhalb eines Jahres. Zu den Verlierern zählt zudem die Kategorie „Bewegung, Sport & Spiel“ mit vorerst 14%. Diese ist nur mehr mit insgesamt 9% vertreten und im Jahr 2016 anteilmäßig nur mehr die viertstärkste Kategorie. Die Verteilung auf den hinteren Plätzen hat sich dazu hingegen kaum verändert.

ANTEILSMÄSSIGE VERTEILUNG DER GRÄTZLOASEN AUF DIE JEWEILIGEN KATEGORIEN IM JAHR 2016

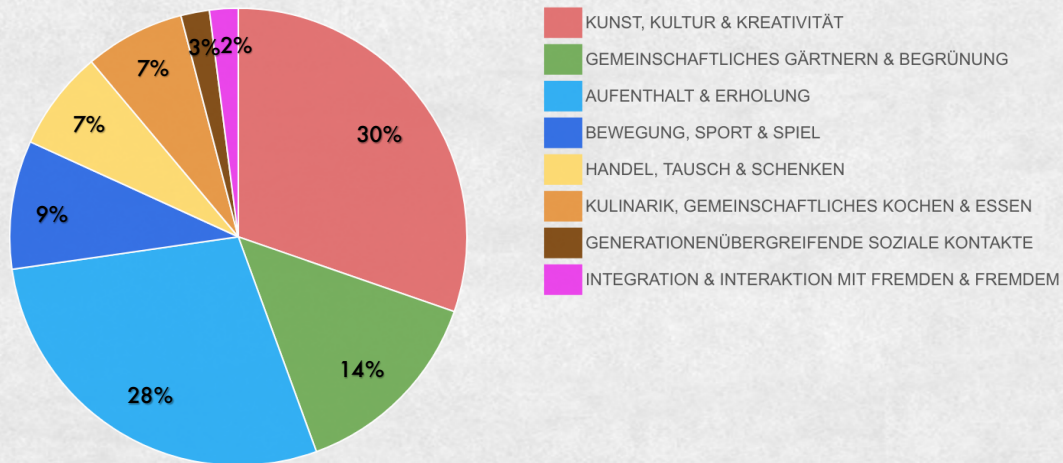


Abbildung 9: Diagramm der anteilmäßigen Verteilung der Grätzloasen auf die jeweiligen Kategorien im Jahr 2016 (Quelle: Eigene Darstellung 2018)

Im Jahr 2017, dem letzten Grätzloase-Jahr der Pilotphase, stieg die Kategorie „Kunst, Kultur & Kreativität“ von 30% auf 37% und näherte sich dem Wert von 2015 an. Die Kategorie „Aufenthalt & Erholung“ blieb annähernd gleich und stieg von 28% im Jahr 2016 auf 30% in 2017. Auch in der Kategorie „Gemeinschaftliches Gärtnern & Begrünung“ gab es einen Zuwachs von 5 Prozentpunkten innerhalb eines Jahres. Weniger Grätzloase wurden 2017 in allen restlichen Kategorien realisiert. Auffallend hierbei ist, dass die Kategorie „Generationenübergreifende Soziale Kontakte“ gar nicht vertreten ist. Dem ist jedoch hinzuzufügen, dass ein Projekt thematisch oft mehreren Kategorien zugeordnet werden kann – jedoch nur in einer Kategorie aufscheint. Der Aspekt der Kontaktknüpfung über Generationen hinweg spielt implizit in vielen Projekten eine Rolle.

ANTEILSMÄSSIGE VERTEILUNG DER GRÄTZLOASEN AUF DIE JEWEILIGEN KATEGORIEN IM JAHR 2017

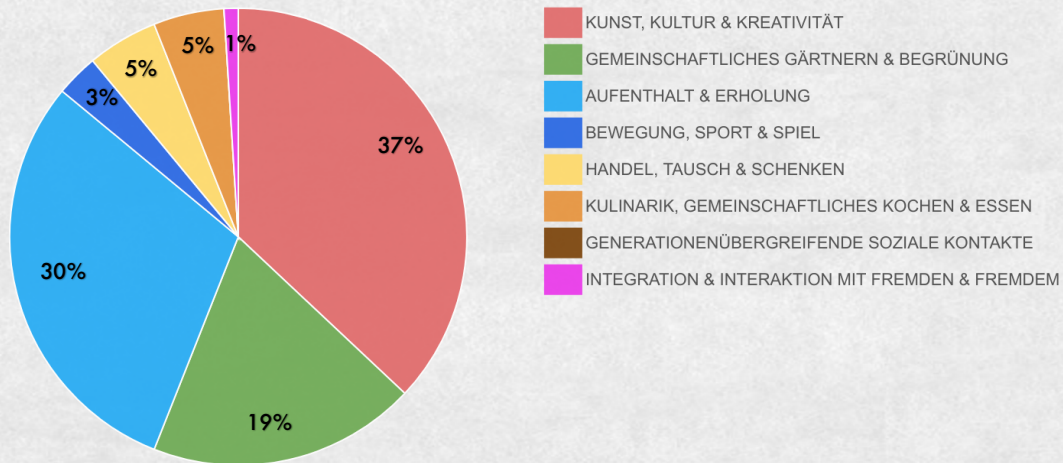


Abbildung 10: Diagramm der anteilmässigen Verteilung der Grätzloasen auf die jeweiligen Kategorien im Jahr 2017 (Quelle: Eigene Darstellung 2018)

Um die Unterschiede in den jeweiligen Kategorien zwischen den Jahren 2015 (blau), 2016 (gelb) und 2017 (grau) nochmals zu verdeutlichen wurde ein weiteres Balkendiagramm erstellt, welches auf der x-Achse die Anzahl der Grätzloasen in absoluten Zahlen und auf der y-Achse die jeweils acht Kategorien abbildet. Wie bereits erwähnt gab es insgesamt einen zahlenmässigen Zuwachs an Grätzloasen innerhalb des Beobachtungszeitraumes. Dies lässt sich auch aus diesem Diagramm ablesen. Die Kategorie mit den meisten Grätzloasen ist in allen drei Jahren „Kunst, Kultur & Kreativität“, die größten Veränderungen zeichnen sich jedoch in der Kategorie „Aufenthalt & Erholung“ ab. Waren es 2015 hier noch 3 Grätzloasen in Wien, so stieg die Anzahl im Jahr 2017 auf 19 Grätzloasen und stellt hier die zweitgrößte Kategorie dar. Eine annähernde Verdoppelung der Aktionen innerhalb des letzten Jahres verzeichnen die Kategorien „Kunst, Kultur & Kreativität“ sowie „Gemeinschaftliches Gärtnern & Begrünung“. Die zwei Kategorien „Handel, Tausch und Schenken“ sowie „Kulinarik, Gemeinschaftliches Kochen & Essen“ starteten 2015 mit jeweils zwei Projekten und stagnierten dann in den beiden darauffolgenden Jahren mit 3 Aktionen. Unverändert ist auch die Projektanzahl mit einer Grätzloase in der Kategorie „Integration und Interaktion mit Fremden & Fremdem“. Wie bereits erwähnt, fand 2017 keine Aktion in der Kategorie „Generationenübergreifende Soziale Kontakte“ statt.

ANZAHL DER GRÄTZLOASEN EINER FÖRDERPERIODE NACH KATEGORIE IN ABSOLUTEN WERTEN

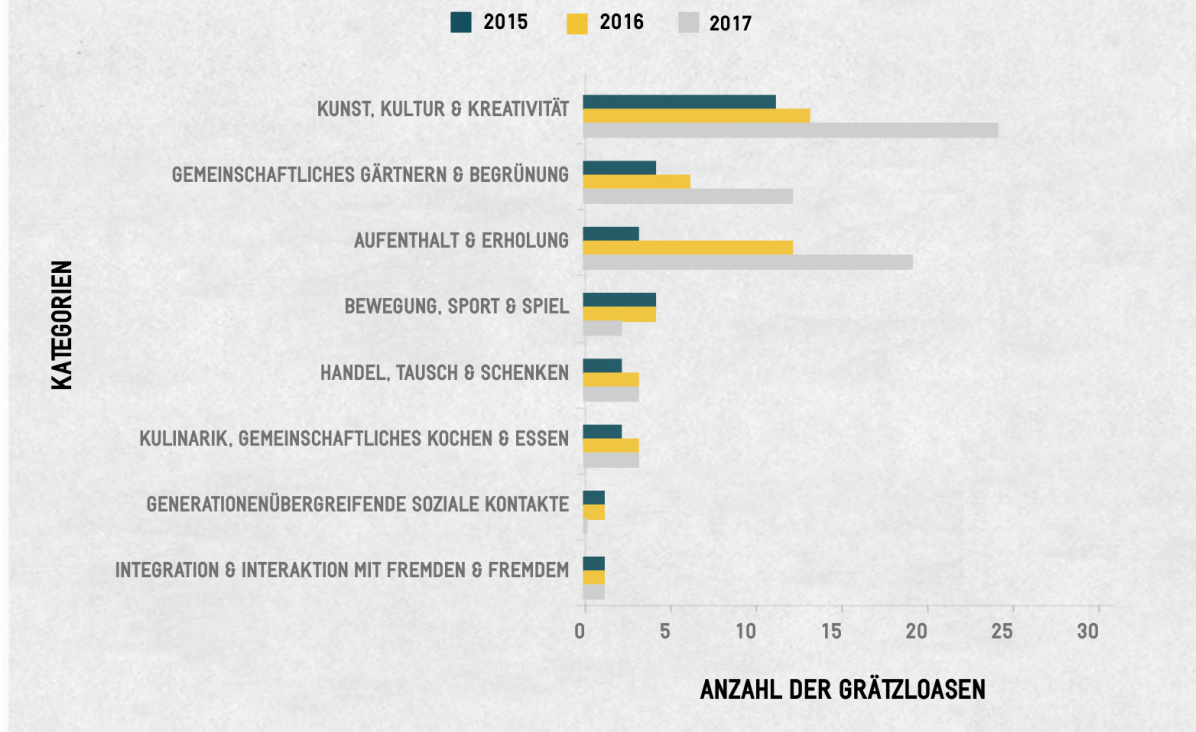


Abbildung 11: Darstellung der Grätzloasen einer Förderperiode nach Kategorie in absoluten Werten (Quelle: Eigene Darstellung 2018)

Um zu analysieren wo in Wien eine räumliche Konzentration realisierter Projekte stattgefunden hat, wurde in einem weiteren Schritt die räumliche Lage der Grätzloasen mittels Kartografie jeweils für 2015, 2016 und 2017 verortet. Die daraus entstandenen Karten geben einen geographischen Überblick über die Verteilung und Konzentration umgesetzter Projekte im Wiener Stadtbild.

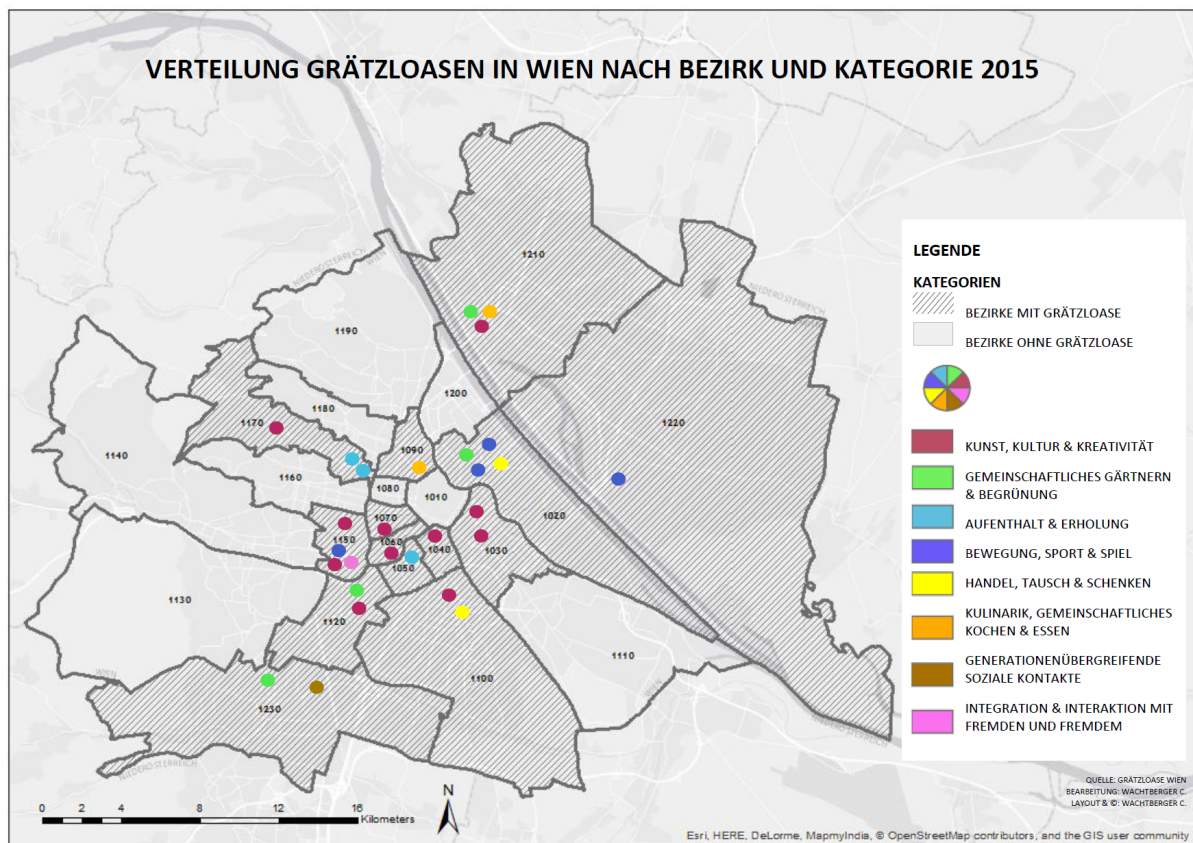


Abbildung 12: Kartographische Darstellung der Verteilung von Grätzloasen in Wien nach Bezirk und Kategorie 2015 (Quelle: Eigene Darstellung 2018)

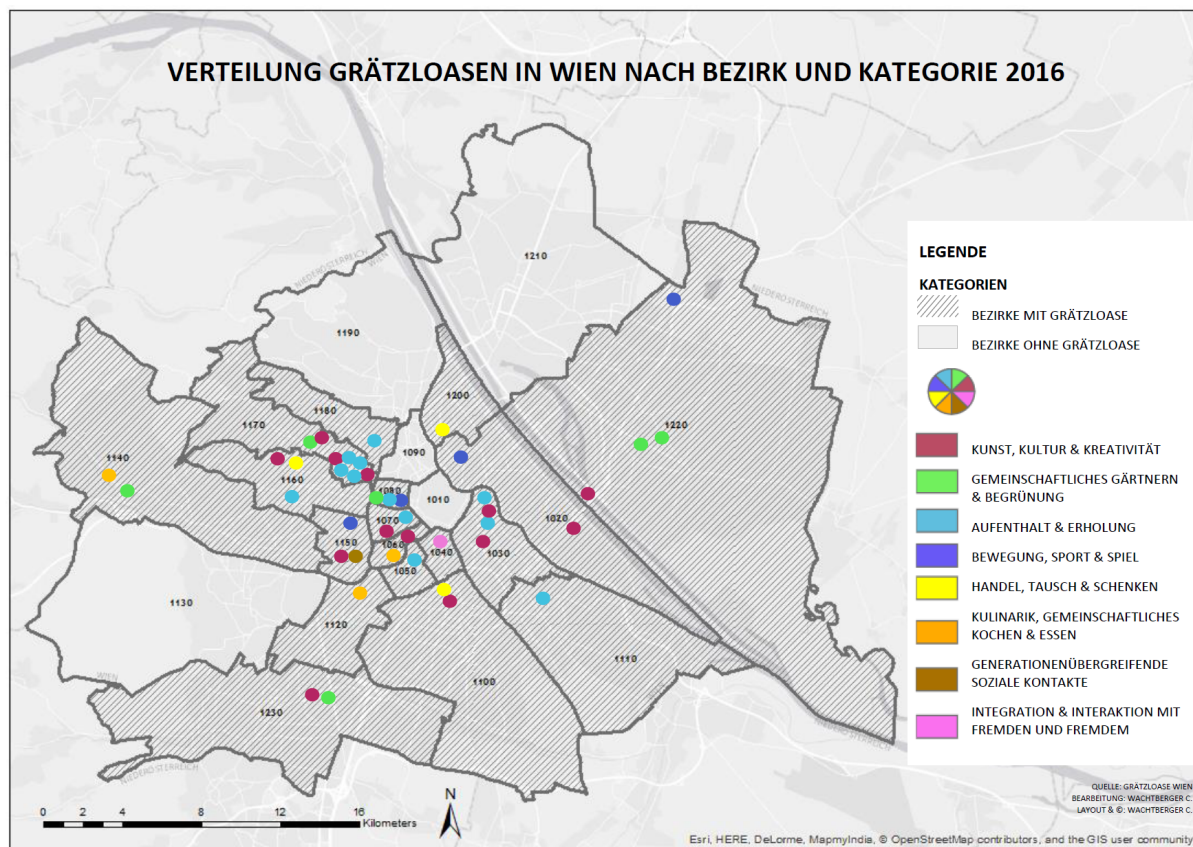


Abbildung 13: Kartographische Darstellung der Verteilung von Grätzloasen in Wien nach Bezirk und Kategorie 2016 (Quelle: Eigene Darstellung 2018)

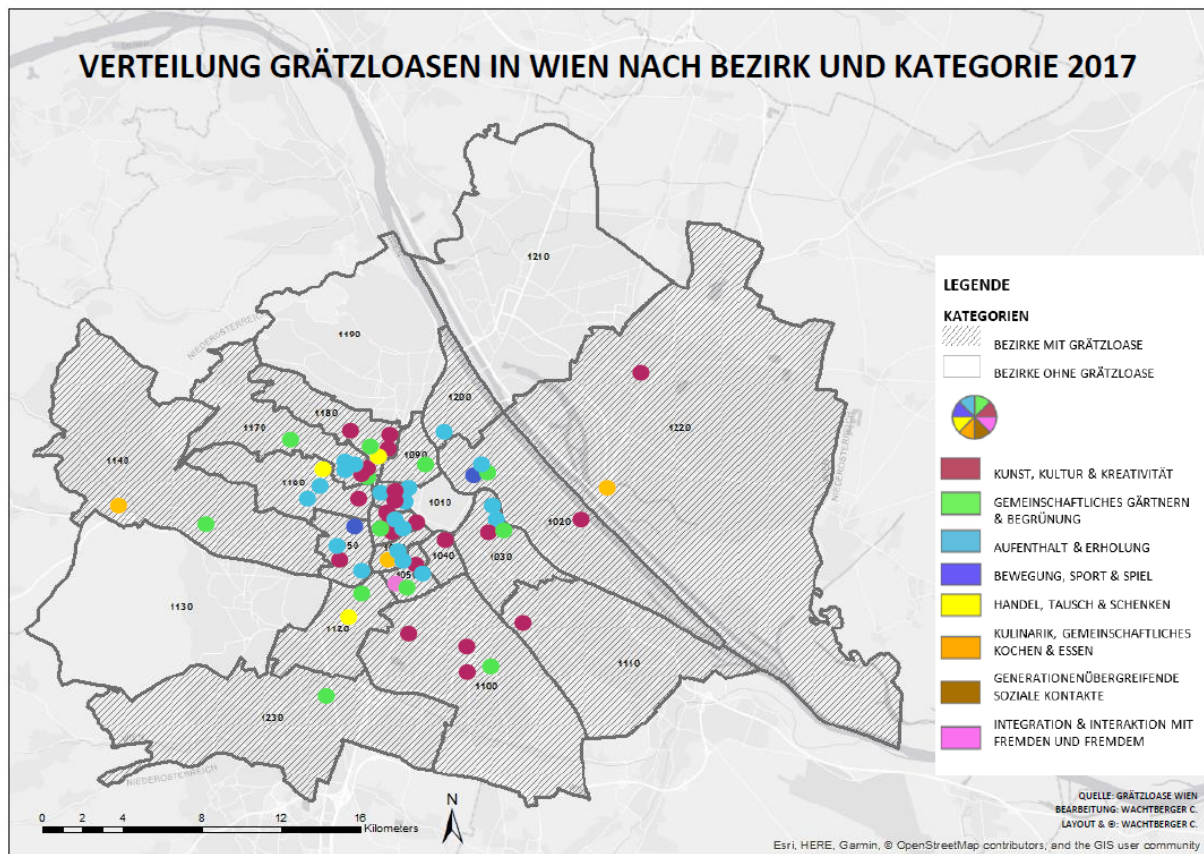


Abbildung 14: Kartographische Darstellung der Verteilung von Grätzloasen in Wien nach Bezirk und Kategorie 2017 (Quelle: Eigene Darstellung 2018)

Im Jahr 2015 gab es insgesamt 28 Projekte verteilt auf 14 Wiener Bezirke. 2016 wurden bereits 43 Projekte in insgesamt 18 Bezirken und 2017 64 Projekte in 20 Bezirken umgesetzt. Die zwei meistbespieltesten Bezirke 2015 waren der 2. und der 15. Bezirk mit jeweils 4 Grätzloasen. Im Gegensatz dazu waren die westlichen Außenbezirke bis auf Hernals mit keiner Grätzloase vertreten. Auch die Donaustadt, der flächenmäßig größte Bezirk konnte 2015 nur eine Grätzloase aufweisen. Besonders auffällig ist die Konzentration von Aktionen der Kategorie „Kunst, Kultur & Kreativität“ vor allem in den innerstädtischen Bezirken innerhalb des Gürtels.

2016 wurden bereits 15 Projekte mehr realisiert als im Vorjahr. Dabei zeigen sich eine breitere Streuung sowie eine bessere Durchmischung der Kategorien. Hinzugekommen sind die westlichen Bezirke 14., 16. und 18. sowie der 11. und 20. Bezirk. Im 21. Bezirk wurde in diesem Jahr jedoch kein Projekt umgesetzt. Die Bezirke mit den meisten Grätzloasen waren 2016 der 17. mit 8 sowie der 3. und der 22. Bezirk mit jeweils vier Projekten. In beiden Jahren wurden die Bezirke 1010, 1130 sowie 1190 nicht bespielt.

Im Jahr 2017 wurden insgesamt 64 Projekte realisiert, zudem zeigt sich bereits eine annähernd flächendeckende Streuung über das Stadtgebiet von Wien. Dies verdeutlicht den Wirksamkeitsgrad des Aktionsprogramms Grätzloase über die Pilotphase von drei Jahren. Auffallend sind die, im Beobachtungszeitraum durchwegs „inaktiven“ Bezirke 1010, 1130 und 1190. Hier lässt sich die Vermutung anstellen, dass die dort ansässige Bevölkerung in ihren Werten und ihrer Demographie größtenteils nicht mit den Vorstellungen der Grätzloase übereinstimmt.

Festzuhalten ist, dass in den innerstädtischen Bezirken, welche einem hohen Nutzungsdruck ausgeliefert sind, das Schaffen neuer Freiflächen durch Grätzloasen vordergründig erscheint. In den Flächenbezirken lassen sich dennoch punktuell realisierte Grätzloase erkennen. Im Gegensatz zu den oftmals realisierten Parklets in den innerstädtischen Bezirken finden sich hier jedoch großteils Sportangebote oder Gartelprojekte auf bestehenden Grünflächen. Hier liegt die Intention in der Nutzung vorhandener Freiflächen, die bisher keine gemeinschaftliche Verwendung fanden. Ausschlaggebend für die Wahl des Standortes realisierter Grätzloasen ist vorwiegend die Form der Einreichung. Handelt es sich um Privatpersonen, so wird meist das eigene Wohnumfeld als Standort gewählt. Anders bei einreichenden Institutionen. Hier handelt es sich meist um Grätzloasen am Bürostandort. Beiden gemein ist jedoch der Wunsch einen Aufenthalts- und Erholungsort als Treffpunkt für die Nachbarschaft im Grätzl zu schaffen.

Analysiert man jene Gedanken, die Grätzloasen zu Grunde liegen genauer so lassen sich drei unterschiedliche Argumentationsgruppen, die einzeln oder auch gepaart vorkommen können ableiten. Diese gliedern sich erstens in reine Verschönerungs-, Aufwertungs- und Belebungsmaßnahmen im Grätzl. Zweitens geht es um die Schaffung von Kommunikations- und Interaktionsmöglichkeiten zur Förderung von Vernetzung der Nachbarschaft als Orte der Begegnung und des Dialogs zur Aushandlung vielfältiger Interessen. Die dritte Kategorie, welche seltener vertreten ist, befasst sich kritisch mit der Wahrnehmung des öffentlichen Raums. Hier geht es um das Aufzeigen anderer Nutzungsmöglichkeiten bei gleichzeitiger Förderung von Partizipation und Empowerment der Bevölkerung. Die Motivationen und Handlungslogiken hinter dem Engagement der EinreicherInnen sind ähnlicher Natur. Neben dem Nachbarschaftsgedanken, dem „gemeinsamen Tun“ sowie dem Ort des „*get-togethers*“ wurden weiters Gründe wie Konfliktabbau, Entgegenwirkung von Verkehrs-Mehrbelastung, Schaffung konsumfreier „Erholungsräume“ sowie der finanzielle Anreiz zur Verschönerung genannt. Engagement als Ausdruck der eigenen Haltung zum Mitgestalten von Stadt wurde vergleichbar selten erwähnt. Als Folge dessen wenig überraschend ist die Auswertung der Frage inwiefern mit dem Projekt auch das Ziel verfolgt wurde ein Umdenken in der Bevölkerung und der Stadtentwicklung zu bewirken. Ersteres wurde vorwiegend mit „Ja“ beantwortet und zielt darauf ab den Ist-Zustand auf kleiner Maßstabsebene (im Grätzl selbst) zu verbessern und als Vorbildwirkung für andere zu fungieren. Aktives Vorleben, Austausch, Umdenken und Nachahmung wurden als sehr positiv bewertet. Ein Umdenken in den Institutionen der Stadtentwicklung zu generieren ist jedoch selten und nur von Personen mit ähnlichen Professionen als Grund für die Errichtung einer Grätzloase genannt worden. Dahinter stehen Argumente wie ein neuer Umgang mit knapper werdenden öffentlichen Flächen sowie Innovation und Verbesserungspotenzial mit dem Ziel, der bottom-up Planung ein neues Werkzeug zur Verfügung zu stellen.

Vor dem Hintergrund des knappen Guts „öffentlicher Raum“ sieht sich die Grätzloase als Antwort auf ein steigendes Bedürfnis nach Freiraum. Zusätzlich soll der vorwiegend von Verkehrs-Transit- und Konsumzonen dominierte öffentliche Raum anders genutzt werden. Die Grätzloase hat den Anspruch dieses Bedürfnis zu kanalisieren und den öffentlichen Raum zukünftig so zu gestalten, dass vielfältige Nutzungen möglich sind und Aufenthaltsqualität im erweiterten Wohn- und Lebensraum außerhalb der eigenen vier Wände besteht. Doch was ist eigentlich der öffentliche Raum und wer ist in Wien für ihn zuständig? Dies soll im weiteren Verlauf dieser Arbeit geklärt werden.

4.3 DIE ROLLE DES ÖFFENTLICHEN RAUMS FÜR BOTTOM-UP – UNDERSTANDING PUBLIC SPACES

„A good city is like a good party – people stay longer than really necessary, because they are enjoying themselves“ (GEHL 2010: 146).

Der öffentliche Raum hat einen hohen Stellenwert, erfüllt vielfältigste Funktionen und ist ein Ort für die wohnende und arbeitende Stadtbevölkerung sowie für BesucherInnen gleichermaßen. Plätze, Parks und Straßen sind Orte für Begegnung und Austausch, für Inspiration, Kreativität und Erholung, für Arbeit und Konsum, für Bewegung und Transport und bieten Raum für Kunst, Kultur und politische Aktionen. Gleichzeitig bietet er Raum für unterschiedlichste Gruppen, die sich mit unterschiedlichen Bedürfnissen diesen, oft knappen öffentlichen Raum teilen. Auch Konflikte gehören zu einem städtischen Leben und machen den öffentlichen Raum zu einem Ort der gesellschaftlichen Auseinandersetzung und zum „Übungsplatz“ für Toleranz und sozialen Zusammenhalt in einer demokratischen Stadtkultur. Ein respektvoller Umgang sowie ein gemeinsames Erleben und ein Miteinander verschiedenster Kulturen kann im öffentlichen Raum erprobt werden. Zusätzlich trägt der gestaltete öffentliche Raum zur Identität der Stadt oder eines Stadtteils bei und wirkt bei den BewohnerInnen als identitätsstiftender Faktor. (vgl. STADTENTWICKLUNG WIEN 2017: 11; AK WIEN 2015: 2)

DEFINITION UND ABGRENZUNG DES ÖFFENTLICHEN RAUMS DURCH DIE STADT WIEN

„Städte werden zu einem guten Teil von der Gestalt- und Nutzungsqualität ihrer öffentlichen Räume bestimmt. Seit Bestehen der Städte gehört es zu den Kernaufgaben und Kernkompetenzen der Stadtplanung, die Proportion zwischen gebautem und unbebautem Raum zu regeln und zu gestalten. Stadtentwicklung als eine öffentliche Aufgabe setzt durch rechtliche, ökonomische, soziale und kulturelle Vorgaben den Rahmen für die Nutzung und Gestaltung der öffentlichen Flächen. In den öffentlichen Räumen einer Stadt wird sichtbar, welche Bemühungen die Stadtpolitik und die Verwaltung unternehmen, um die Lebensqualität der BewohnerInnen zu verbessern“ (MA 18 2008: 21).

So hat die Stadt Wien den öffentlichen Raum und dessen stadtplanerischen Umgang im Kontext von Stadterneuerung in einem Werkstattbericht 2008 erläutert. Doch wovon spricht die Stadt Wien eigentlich, wenn sie den öffentlichen Raum meint? Der öffentliche Raum ist eine komplexe Materie und so gibt es auch in der wissenschaftlichen Literatur eine Vielzahl an Definitionen und Bezeichnungen. Er versteht sich als Gegenpol zum privaten Raum – jedoch gibt es viele Beispiele, die den Graubereich zwischen öffentlichem und privatem Gut aufzeigen und eine klare Abgrenzung erschweren. Zwei wichtige Dimensionen um den öffentlichen Raum zu definieren stellen jedoch die Aspekte der Zugänglichkeit (Nutzbarkeit) und die der damit verbundenen Eigentumsfrage dar. (vgl. KLAMT 2012: 779ff.)

Die Stadt Wien definiert öffentliche Räume als

„im Kern urban geprägte, öffentliche Freiräume, die grundsätzlich für alle jederzeit zugänglich sind und im Wesentlichen im öffentlichen Eigentum sind“ (STADTENTWICKLUNG WIEN 2017: 6).

Folgende Grafik zeigt alle öffentlichen Freiräume und Freiraumelemente die in die gesamtgesellschaftliche Betrachtung der Stadt Wien miteinbezogen werden.



Abbildung 15: Öffentlicher Freiraum und Freiraumelemente nach Def. der Stadt Wien (Quelle: Eigene Darstellung nach Stadtentwicklung Wien 2017: 6)

Um die Komplexität der Zuständigkeiten hinsichtlich der Planung und Verwaltung des Öffentlichen Raumes in Wien zu veranschaulichen, wurde eine weitere Grafik aus dem Fachkonzept Öffentlicher Raum der Stadt Wien gewählt. Sie zeigt auf einen Blick wie viele Abteilungen der Magistratsverwaltung daran beteiligt sind.

WER PLANT UND VERWALTET DEN ÖFFENTLICHEN RAUM IN WIEN?

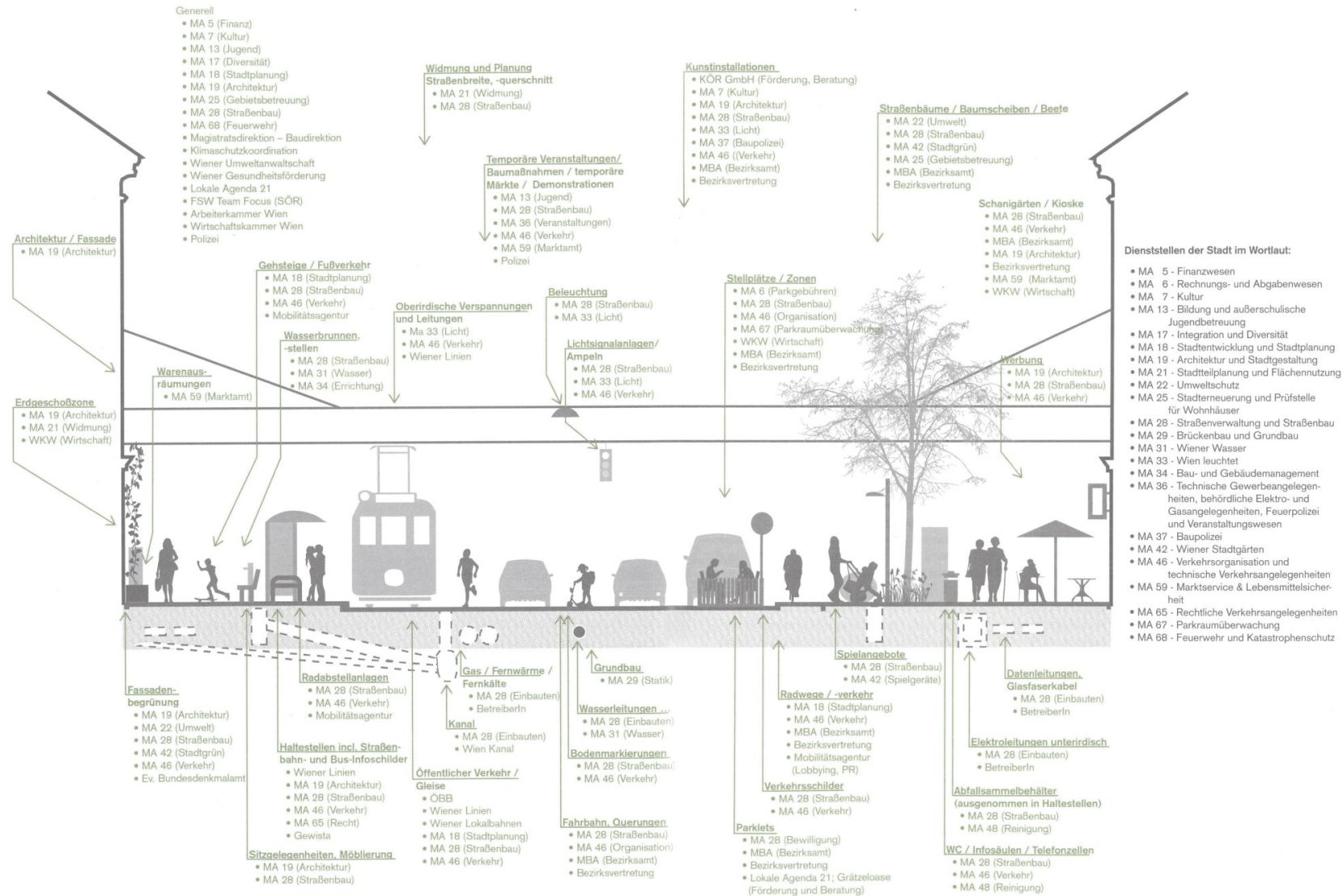


Abbildung 16: Die komplexe Materie des öffentlichen Raumes in Wien (Quelle: Stadtentwicklung Wien 2017: 49-50)

ÖFFENTLICHES LEBEN FINDET IM ÖFFENTLICHEN RAUM STATT

ÜBERGEORDNETE STRATEGIEN

Die Bedeutung des öffentlichen Raums wurde seitens der Stadt Wien schon in diversen strategischen Konzepten festgehalten. Mit dem Leitbild für den öffentlichen Raum „freiraum.stadt-raum.wien“ formulierte die Stadt 2009 ihre grundsätzliche Haltung zur Entwicklung des öffentlichen Raums. Auch in der „Smart City Wien Rahmenstrategie 2050“ kommt dem öffentlichen Raum als Transit- und Bewegungsraum sowie als Aufenthalts- und Erholungsraum eine bedeutende Rolle zu und trägt zur urbanen Lebensqualität bei. Das Klimaschutzprogramm KliP Wien legt den Fokus dabei eher auf die Planung und Gestaltung und führt eine Reihe von Maßnahmen auf, mit denen die Hitzeentwicklung im öffentlichen Raum direkt oder indirekt gesteuert werden kann. Auch der Stadtentwicklungsplan (STEP) 2025 unterstreicht bezogen auf den urbanen Raum dessen Aufenthaltsqualität als wesentliches Kriterium, welches bei der Neugestaltung Priorität haben muss. Die Rückgewinnung des öffentlichen Raums für vielfältige Nutzungen wird in diesem strategischen Papier, welches die Richtung der Stadtentwicklung auf gesamtstädtischer Ebene bis zum Jahr 2025 vorgibt, als Ziel festgehalten. Zusätzlich zu den beiden Fachkonzepten „Mobilität“ und „Grün- und Freiraum“ entwickelt die Stadt Wien gerade ein Fachkonzept „Öffentlicher Raum“ welches auch als Teilstrategie des STEP 2025 fungieren soll. Dieses legt seinen Fokus auf eine vielschichtige Betrachtung des öffentlichen Raums, mit all seinen unterschiedlichsten Aspekten, Anforderungen und Verantwortlichkeiten. Der öffentliche Raum wird darin als Lebensraum aller WienerInnen verstanden. (vgl. STADTENTWICKLUNG WIEN 2017: 3ff.)

WANDEL VON FUNKTIONEN, NUTZUNG UND GESTALT ÖFFENTLICHER RÄUME

Öffentliche Räume sind in den letzten Jahren zunehmend in den Fokus der Öffentlichkeit geraten, was sich auch auf die Maßnahmen und Ziele der Stadtentwicklung bzw. Stadtpolitik auswirkt. Zum einen haben städtische Freiräume die Funktion der Repräsentation kultureller, urbaner, historischer und identitätsstiftender Charakteristika. Andererseits müssen sich Städte und ihre öffentlichen Räume aktuellen Anforderungen und einem Funktionswandel ständig anpassen, um für alte und neue StadtbewohnerInnen ein lebenswertes Umfeld darzustellen (vgl. FRANZ UND STEINBICHLER 2014: 22ff.). Gleichzeitig bieten solche Veränderungen wiederum Potenzial für die Entstehung neuer Aufgaben und Nutzungen des öffentlichen Raums. Dieses Kapitel umreißt die wichtigsten Trends und Herausforderungen im Kontext des Wandels öffentlicher Räume, die auch in Wechselwirkung stehen mit der kreativen Nutzung öffentlicher Räume und dem Trend hin zum Selbermachen in der Stadt.

VIelfÄLTIGERE NUTZUNG

Egal ob flanieren, verweilen, sporteln, Freunde treffen, Feste feiern oder garteln – in den letzten Jahren wurde der öffentliche Raum in der Stadt wieder vielfältiger und intensiver genutzt. In der Vergangenheit wurde die Planung vielfach vom städtebaulichen Leitbild der autogerechten Stadt gesteuert und der öffentliche Raum nur als Transitort, also in seiner Verkehrsfunktion, wahrgenommen. Heute kommt den öffentlichen Räumen wieder bedeutend mehr Aufmerksamkeit zu und rückt wieder in den Interessensfokus der Soziologie, der Geographie, der Politikwissenschaft sowie des Urban Designs. Bestimmte Bevölkerungsgruppen sind auf die Nutzung des öffentlichen Raums dabei besonders angewiesen. Zu den Betroffenen zählen vor allem Kinder, Jugendliche, ältere Menschen sowie marginalisierte Gruppen. In Wien ist davon

auszugehen, dass die Anforderungen an den öffentlichen Raum aufgrund von Trends wie das anhaltende Bevölkerungswachstum, der demographische Wandel sowie die Bevölkerungsheterogenität (ethnisch, Lebensstile etc.) weiterhin steigen. (vgl. STADTENTWICKLUNG WIEN 2017: 7; JALALADDINI UND OKTAY: 2012: 664)

FREIZEIT UND STADT

Die Stadt und ihre städtischen Freiräume werden wiederentdeckt. Vor allem für Erholungszwecke dienen nicht nur mehr das grüne Umland, sondern auch die Stadt und ihre Lebensqualität selbst. Nicht zuletzt, weil für manche die Freizeitmobilität und der damit verbundene Aufwand (Kosten, Zeit, Vergnügen) als zu hoch eingeschätzt wird. Man möchte es „sich dort schön machen wo man lebt“ und so steigt das Bedürfnis nach selbstorganisierter Gestaltung und Aneignung von Freiräumen. Die Funktion des öffentlichen Raums als Wohnzimmer, zum Repräsentations-, Spiel- oder auch Arbeitsraum als Form eines urbanen Lifestyles kann als zusätzlicher Trend bei einer bestimmten Gruppe an urbaner Stadtbevölkerung beobachtet werden. (vgl. AK WIEN 2015: 9)

ZUNAHME DES ZIVILGESELLSCHAFTLICHEN ENGAGEMENTS

Hinsichtlich DIY Urbanism und bottom-up Initiativen spielt auch die Zunahme des zivilgesellschaftlichen Engagements der WienerInnen eine bedeutende Rolle. Dies findet im öffentlichen Raum statt. Immer mehr Menschen in der Stadt wünschen sich, aktiv und selbstständig für ihr unmittelbares Wohnumfeld Verantwortung zu übernehmen und das eigene Grätzl mitzugestalten. Der Wunsch, den Raum vor der Haustür selbst zu gestalten, steht dabei für viele im Vordergrund. Vielfältige Aktivitäten wie „Garteln ums Eck“, Straßenfeste, Frühstückstafeln, die Gestaltung ehemaliger PKW-Stellplätze etc. nutzen und bespielen den öffentlichen Raum in Wien und machen ihn somit lebendiger. Das Projekt „Grätzloase“ ist hierbei eines der wichtigsten Fördertools in Sachen neuartige und kreative Nutzung des öffentlichen Raums. Aber auch die Veröffentlichung des „Leitfadens für Aktionen im Straßenraum“ ist eine Reaktion auf die immer größer werdende Nachfrage von eigenorganisierten Aktionen, Veranstaltungen und Ähnlichem im öffentlichen Raum. (vgl. STADTENTWICKLUNG WIEN 2017: 7-8)

ZUNEHMENDE KOMMERZIALISIERUNG

Eine Zunahme der kommerziellen Nutzung des öffentlichen Raums konnte vermehrt an attraktiven Orten sowie in zentralen Lagen Wiens beobachtet werden. Dazu zählen vor allem Verkaufsstände sowie gastronomische Angebote wie die Schanigärten in Wien aber auch vielfältige Freizeit-, Unterhaltungs- und Vergnügungsangebote und Inszenierungen wie z.B. Kino unter Sternen, Sand in the City, Opern Filmfestivals, Public Viewings, Eistraum, Silvesterpfad, Popfest, Donauinsselfest etc. die sich auch aufgrund veränderter Arbeits- und Öffnungszeiten herausbilden um einer „24-Stunden-Gesellschaft“ gerecht zu werden. Dem entgegengesetzt gibt es in anderen Bereichen der Stadt eine „Unterauslastung“ durch „sterbende“ Geschäftsstraßen und Leerstand. (vgl. STADTENTWICKLUNG WIEN 2017: 8; AK WIEN 2015: 10)

ENTSTEHUNG NEUER ÖFFENTLICHER RÄUME IN NEUEN STADTTEILEN UND NUTZUNGSDICHTE DURCH NACHVERDICHTUNG

Das stetige Bevölkerungswachstum und der hohe Bedarf an Wohnraum erfordern eine erhöhte Bautätigkeit in Stadtrandbezirken und auf Transformationsflächen und führen dazu, dass in

Neubaugebieten immer mehr öffentliche Straßen und Plätze entstehen. Gleichzeitig werden in der schon dicht bebauten Stadt Baulücken bebaut und Aufstockungen, Abrisse und Neubau durchgeführt und so mit der urbanen Dichte der Druck auf den öffentlichen Raum erhöht. (vgl. STADTENTWICKLUNG WIEN 2017: 8-9)

HOHE REGELUNGSDICHTE IM ÖFFENTLICHEN RAUM

Die Gestaltung des öffentlichen Raums ist durch die Zunahme und Vielfalt an Normen stark reglementiert. Dies hat einerseits positive Auswirkungen wie z.B. die konsequente Umsetzung der Barrierefreiheit. Andererseits erschweren sie oft innovative Gestaltungen und neue Ansätze. Zusätzlich spielen Haftungsfragen und das Bedürfnis der Verwaltung sich entsprechend abzusichern eine immer größere Rolle. Ausgehend von dieser Rechtsauslegung werden beispielsweise Spiel- und Bewegungsanreize im öffentlichen Raum abseits von Spielplätzen kaum umgesetzt, obwohl der positive Effekt bereits vielen Verantwortlichen bewusst ist. (vgl. STADTENTWICKLUNG WIEN 2017: 9)

Die oben erläuterten Entwicklungen lassen sich wie folgt zusammenfassen: Differenziertere Ansprüche und veränderte Muster der Rauman eignung und –nutzung erschweren die traditionelle Planung für alle. Eine „faire“ Nutzung und Verteilung des öffentlichen Raums durch partizipative Interessensabwägung wird immer wichtiger um diesen verschiedensten Nutzungsansprüchen gerecht werden zu können.

4.4 PARTIZIPATION IM ÖFFENTLICHEN RAUM

„Ich glaube, das Wichtigste ist, irgendwas zu verändern“, sagte sie, „du weißt schon, wirklich verbessern.“ „Wie, meinst du etwa die Welt verbessern?“ „Nicht gleich die ganze Welt. Nur das kleine Stück um dich rum“ (NICHOLLS: 2009: 5).

STADTENTWICKLUNG ALS ÖFFENTLICHE ANGELEGENHEIT

Das Handlungsfeld der „Stadtentwicklung“ und somit auch jenes der „Partizipation in der Stadtentwicklung“ unterliegt in einem generellen Kontext der Abteilung für Stadtentwicklung und Stadtplanung (MA 18) als Dienststelle für gesamtstädtische Strategien in Wien. Betreffend Partizipation schafft sie die Grundlagen und den Rahmen, welche die Möglichkeiten der Partizipation eröffnen und fördern. Zusätzlich dazu unterliegt ihr die operative Umsetzung strategischer Pläne und Zielaussagen, die ein Bewusstsein schaffen, dass partizipative Ansätze die bereits bestehen weiterzuverfolgen sind. Eine der Leitlinien, die im Stadtentwicklungsplan verankert ist, lautet partizipativere und kooperativere Planungsprozesse als Grundprinzipien der Stadtplanung zu forcieren. Dies setzt sich in der Stadtteilplanung, die noch stärker mit dem Thema Partizipation konfrontiert ist, fort. Hier werden die stadtteilbezogenen Planungsprozesse tatsächlich koordiniert und gesteuert. Generell haben in den letzten Jahrzehnten in der Stadtentwicklung diverse Veränderungen stattgefunden, die weggehen von einer klassischen Entwicklungsplanung mit großen gezeichneten Plänen, mit de facto kartographischen Aussagen hin zu einer Prozessplanung und projektbezogenem Arbeiten. Die Stadtplanung hat erkannt, dass sie sich weiterentwickeln muss, da auch die Komplexität der AkteurInnen bei Pla-

nungsprozessen immer größer wird und somit auch die Aufgabe der Stadtplanung im Allgemeininteresse zu handeln noch komplexer und vielschichtiger erscheinen lässt. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

„Wir haben natürlich schon ein Bewusstsein entwickelt, dass vor allem wenn es darum geht Planung und große Planungsziele in lokalen Plänen, in der Stadtteilentwicklung, in der Flächenwidmung umzusetzen, Partizipation und deren komplexe Rahmenbedingungen mitgedacht werden müssen“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

Parallel zu den Veränderungen in der Stadtplanung hat sich auch die politische Logik dahingehend verändert, dass Rahmenbedingungen für Partizipation als wichtige Dimension geschaffen wurden. Auch die vielfältigen digitalen Mittel und die Möglichkeiten schnell Informationen zu erhalten und darauf reagieren zu können, haben die Logik der Politikarbeit und letzten Endes der Verwaltung, die der Politik zuarbeitet, ein Stückweit transformiert (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Hier ist erwähnenswert, dass sich im Diskurs über Partizipation und Demokratie einerseits erkennen lässt, dass bunte Vielfalt und mündige BürgerInnen politisch erwünscht zu sein scheinen. Andererseits ist in diesem Kontext oftmals auch bezogen auf die Theorie der Post-democracy (COLIN CROUCH 2004) von mangelndem politischem Interesse bzw. Politikverdrossenheit die Rede.

Jene in der Bevölkerung, die laut Stadt Wien jedoch partizipationswillig sind, unterscheiden sich grundsätzlich in ihren Beweggründen. Aus dem Wunsch heraus partizipierend als BürgerIn an den Prozessen der Stadtentwicklung teilzunehmen, lassen sich zwei unterschiedliche Zugänge bzw. Motive ableiten. Eine BürgerIn kann partizipationswillig sein, weil sie/er kreativ ist, weil sie/er Ideen hat, engagiert ist und das Grätzl mitgestalten und vielleicht verbessern möchte. Hier ist es nur wichtig zu unterscheiden in welcher Maßstabsebene sich die eigenen Ideen bewegen. Dieser engagierte Typus StadtbewohnerIn findet in einer Zeit digitaler Medien schnell Gleichgesinnte um sich zu einem lokalen Netzwerk zusammenzuschließen. Man hat die Möglichkeit sich besser und effektiver zu vernetzen und sogenannte Interessensgemeinschaften schneller durch das Internet ausfindig zu machen. Gleichzeitig ist es in der digitalen Welt auch einfacher Anlaufstellen als erste Adresse für seine Bedürfnisse ausfindig zu machen. Der zweite Zugang ist einer, mit dem die Stadtentwicklung mit ihrem Willen der Kooperation und dem offenkundigen Willen der Partizipation, die in übergeordneten Strategien verankert ist und zu der sich die Stadt Wien bekannt hat, tendenziell öfter konfrontiert ist. Es besteht ein Missverhältnis zwischen der partizipationsfreudigen Stadtbevölkerung, die aus einer intrinsischen Motivation heraus handelt und jenem zweiten Typus der aus einem externen Ereignis oder Reiz heraus partizipationsfreudig ist. Dieser Reiz entspringt oft einem Gefühl *des „ich erfahre, und das Gefühl ist wahrscheinlich ich erfahre es deutlich zu spät, dass in meiner Nähe gebaut wird“* (VERTRETERIN MA 18 2017). Bei beiden dieser zwei Typen von Menschen, die partizipieren wollen, stellt sich immer die Frage nach den formellen Rahmenbedingungen, die ein Mitreden und Mitbestimmen ermöglichen. Entscheidend sind Fragen nach dem *wie* und *in welcher Form* man sich einbringen kann und angesprochen wird, ob man bewusst angesprochen wird, weil man beispielsweise eine Parteistellung hat etc. Hinter den unterschiedlichen Engagements und Motiven stecken letztlich jedoch auch unterschiedliche Gefahren des Frustrationslevels. Ein Problem, welches sich oftmals aus dem Denken des zweiten Partizipationstyps heraus ergibt, ist jenes, dass mit einem gewissen Bezug zu einem Ort auch die Tendenz dazu steigt mit einem Reflex zu arbeiten, etwas beibehalten zu wollen was immer schon so war. Diese

Art von „*Not in my Backyard*“ (NIMBY)-Phänomen bzw. das Handeln nach dem „*Sankt-Florians-Prinzip*“ ist auch in der Materie der Partizipation in der Stadtentwicklung eine bedeutsame Thematik. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

„Menschen sind oft nicht in der Lage bei lokalen Entscheidungsprozessen das Interesse der Allgemeinheit herauszulesen. Dies steht aber im Widerspruch zur Aufgabe der Stadtplanung und der öffentlichen Hand das Allgemeininteresse zu verfolgen und für das Allgemeininteresse zu arbeiten. Durch diese teilweise oft emotionale Bindung schafft man oft diesen Sprung nicht, dass größere Ganze zu erkennen. Da sind wir als Stadtplanung sicher auch angehalten mehr in diese Richtung zu tun“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

Als einen weiteren Grund für das teilweise fehlende Verständnis für die Prozesse der Stadtplanung und -entwicklung seitens der Bevölkerung nennt die Vertreterin der MA 18 die Abstraktion und Langatmigkeit der strategischen Planung, die vorausschauende Pläne für mindestens 10 Jahre vorschreibt. Dem liegen oftmals Prognosen bis zu 20 oder 30 Jahre zugrunde, die noch nicht sichtbar sind aber mitgedacht werden müssen. Demzufolge bestehen Planungsmaßstäbe bzw. festgesetzte Standards die weiterentwickelt und in die Planung miteinfließen müssen. Die Schwierigkeit seitens der Planung besteht darin, genau das rechtzeitig zu erklären. Denn ab dem Punkt wo ein Spartenstich erfolgt oder der Flugzettel im Postkasten vorgefunden wurde, ist es eigentlich schon zu spät und die Empörung ist oftmals groß. Es ist jedoch weitaus schwieriger interessierte BürgerInnen für abstrakte, strategische Fragestellungen zu finden als für konkrete, gestalterische und lokale Maßnahmen. Das ist die Krux der strategischen Planung. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

In welchem Ausmaß Partizipation dann aber tatsächlich stattfinden kann ist sehr unterschiedlich und abhängig von der Projektgröße bzw. der Durchführung des Projektes. Kommt man von der theoretischen Verankerung von Partizipation in übergeordneten Strategien und Konzepten hin zur Praxis und der Umsetzung so zeigt sich, dass die Möglichkeiten der betroffenen bzw. interessierten BürgerInnen ihre Interessen und Anliegen bei öffentlichen Vorhaben zu vertreten oder einzubringen aufgrund der vorgegebenen Strukturen doch relativ begrenzt sind. Was sich in der Theorie schön anhört ist in der Realität sehr viel komplizierter. Die gesetzesmäßige Bekanntgabe von Planungs- und Bauvorhaben über Informationstafeln in den Bezirken oder öffentlichen Amtstafeln beispielsweise bei Änderungen im Flächenwidmungsplan sind als sehr hochschwellig anzusehen. Der Informationsgehalt kommt nur bei wenigen BürgerInnen an und entspricht nicht der Masse (vgl. VERTRETER GB 2017). Bestimmte Bevölkerungsgruppen sind in Bezug auf Beteiligung schwieriger zu erreichen als andere und oftmals sprechen bestimmte Beteiligungsprojekte nur eine gewisse Schicht an. Man muss gut Deutsch sprechen, über Zeitressourcen verfügen und oft ein gewisses Know-how haben. Die Aufgabe der Stadt ist es daran zu arbeiten, dass Bevölkerungsgruppen teilhaben, die nicht schon Gehör haben und auch die Bedürfnisse von weniger artikulationsstarken Gruppen professionell zu berücksichtigen. (vgl. VERLIC 2016: o.S.) Betrachtet man diese Problematik vor dem Hintergrund der verschiedensten Stufen und Möglichkeiten der Partizipation, so bedeutet sozialwissenschaftliche Forschung als quantitative, standardisierte Befragung auch ein Stück weit Partizipation. Diese sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung, eine Befragung die die Stadtplanung alle 5 Jahre anhand von 8000 BewohnerInnen durchführt, mit einem breitgefächerten Repertoire an Fragen, der sich über alle Themen des Alltags erstreckt, stellt auch einen großen Wissenspool für die Stadtplanung dar. Diese über Jahrzehnte gesammelten Informationen sind

von immensem Wert für die Planung und als Kompromissbehelf anzusehen, wenn bestimmte Projekte Partizipation im großen Rahmen nicht zulassen. Wenn man die Informationen und Ansichten dieser 8000 Leute berücksichtigt und beherzt, dann hat man als PlanerIn die Chance auf ein Mehr an unterschiedlichen Gruppen, Informationen und eine höhere Repräsentanz und somit auch die Möglichkeit dieses Mehr mitzudenken und bei der Planung darauf Bezug zu nehmen (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Eine weitere Herausforderung, gerade wenn es um kleinere Projekte geht, die einen konkreten Adressatenkreis ansprechen, sind vor allem bei Bürgerversammlungen jene Personen, die am lautesten „*wir wollen das nicht*“ schreien und sich lautstark bemerkbar machen. Das sind jene Personen, die genau wissen wo sie anrufen müssen um ihre Anliegen zu deponieren oder ihrem Unmut Ausdruck zu verleihen. Die Kritik betrifft hier vor allem die Gesellschaft, sei es doch sehr wientypisch, dass die, die am lautesten auch jene sind, auf die am meisten gehört wird. (vgl. VERTRETERIN GB 2017)

„...das ärgert mich schon manchmal. Manchmal ergibt es auch Sinn, dass sich Sachen verändern. Die Leute, die es am meisten betrifft, die dann vielleicht wirklich diesen öffentlichen Raum benützen, das sind oft nicht die, die sich melden“ (VERTRETERIN GB 2017).

Diese Angstgesellschaft und diese „*Ja nichts verändern*“-Haltung sind auch Thema in der täglichen Arbeit von Intermediären wie der Gebietsbetreuung, auf die man mit Information und Erklärung reagieren muss.

„Auch unsere Arbeit hat sehr viel mit Aufklärungsarbeit zu tun und es geht wirklich auch oft darum den Leuten zu sagen ‘Wir verstehen ihre Anliegen doch die Stadt ist etwas sehr komplexes und das Zusammenleben ist etwas sehr Komplexes. Lassen wir doch die Sitzbank dort, vielleicht ist es nicht so schlimm’. Ich nenne das wirklich Aufklärungsarbeit, da wir oft wirklich erklären müssen, warum da jetzt ein Baum nicht gepflanzt werden kann, auch wenn wir das alle gerne hätten. Ich auch. Es ist aber auch durch die GB leichter, weil wir nicht die PolitikerInnen sind, sondern anders vermitteln können“ (VERTRETERIN GB 2017).

Die Stadtentwicklung als Vertretung des Allgemeininteresses ist hier mit einem Dilemma konfrontiert. Die, die am lautesten schreien sind meistens nicht die Mehrheit. Viele Bevölkerungsgruppen nehmen an Beteiligungsprozessen einfach nicht teil, weil sie sich entweder nicht artikulieren können oder wollen, weil sie keine Zeit haben, weil sie kein Interesse haben etc. Dass jene Stimmen die dagegen wettern, meist nie die Mehrheit abbilden, muss man in der Planung auch stets mitdenken. Partizipation ist erwünscht und direkte Demokratie eine gute Sache, die in vielen Fragestellungen sehr hilfreich sein kann. Die Fähigkeit Interessen gegeneinander abzuwiegen und das Allgemeininteresse ausfindig zu machen ist aber dann doch etwas, was in manchen Fragestellungen den Kompetenzen der ExpertInnen überlassen werden sollte. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

„Es steckt ja schon ein anderer Informations- und Wissensprozess hinter Entscheidungen, als nur zu sagen: ich will jetzt nicht, dass da vis a vis von mir gebaut wird“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

Erfahrungen haben gezeigt, dass es in gewissen Fällen auch einfach Mut und eine klare Entscheidung braucht um gute Ergebnisse zu erzielen. Ohne, dass man auf die vielen Stimmen hört, die meistens noch weniger sind als die vielen Stimmen, die sich einfach gar nicht melden. Denn sonst würde vieles erst nie zustande gekommen sein. Man denke in Wien nur an das kontroverse Projekt der Donauinsel oder auch die Umgestaltung der Mariahilfer Straße. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

MASTERPLAN PARTIZIPATION

Um Partizipation, welches lange einfach als Schlagwort geführt wurde, auch mit Inhalten zu füllen, wurde vor kurzem von der Stadt Wien der Masterplan Partizipation publiziert. Dieser beschäftigt sich stark damit, Partizipation neben den formalen Vorgaben, die man über die Bauordnung als gesetzliches Grundfundament des stadtplanerischen Handelns hat und wo formalrechtliche Beteiligung schon formuliert gesichert ist, auch darüber hinaus auf ein allgemeines Commitment der Stadtverwaltung zu heben. Diese Festlegung war ein wichtiger Schritt damit man sich als BürgerIn bei Bebauungs- oder Flächenwidmungsänderungen einbringen wird können. Wie dies in der Praxis dann funktioniert wird sich erst zeigen (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017; VERTRETER GB 2017). Es ist auch in Bezug auf die Kommunikation des Allgemeininteresses ein wichtiger Schritt um auch bei unterschiedlich dimensionierten Projekten, die sich aber unterhalb dieser rechtsbezogenen, formalen Schwelle der Beteiligung befinden, Beteiligungsmuster zu verfolgen und Vorhaben verständlich zu machen. Denn letztendlich ist jede Veränderung im Stadtraum auch eine Chance (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Zusätzlich soll auch das in Vorbereitung befindliche Fachkonzept zum öffentlichen Raum Leitlinien für Partizipation enthalten um diese Materie in Zukunft einheitlicher und systematischer zu gestalten. Im Gegensatz zum Masterplan der sich mit Partizipation im Feld der Flächenwidmung und Stadtplanung befasst, bezieht sich dieses jedoch auf Beteiligung im öffentlichen Raum sowie auf Stadtentwicklungsprojekte. (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017)

KOOPERATION IN DER WIENER STADTENTWICKLUNG

„Wir brauchen mehr ganzheitliche Strategien und abgestimmtes Handeln aller am Prozess der Stadtentwicklung beteiligten Personen und Institutionen (...)“ (BMUB 2007: 315).

So steht es in der „Leipzig Charta zur nachhaltigen europäischen Stadt“, einem Dokument, dass im Mai 2007 von den StadtentwicklungsministerInnen der EU-Mitgliedsstaaten unterschrieben wurde. Die Notwendigkeit für die Verabschiedung dieser Charta liegt in den Herausforderungen der Stadtentwicklung, viele ineinander verwobene Politik- und Handlungsfelder sowie Akteurskonstellationen zu berücksichtigen um mit einer integrierten Stadtentwicklung den komplexen Problemstellungen des gesellschaftlichen Wandels und der Planungspraxis mit bestmöglichen Lösungen zu begegnen. Wie SELLE (2007) schreibt, müssen sich die öffentlichen AkteurInnen einem Wandel ihrer eigenen Rolle eingestehen und den Potentialen der Zivilgesellschaft mehr Bedeutung beimessen, um die eigenen Leistungsgrenzen zu kompensieren (vgl. SELLE 2007: 17ff.). Denn für die Realisierung von Stadtentwicklungsaufgaben sind sie zunehmend auf Veränderungscoalitionen mit AkteurInnen aus Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft angewiesen. Auch wenn die hierarchische Steuerung dadurch an Wichtigkeit zu verlie-

ren scheint, ist sie dennoch von Bedeutung. Dies zeigt sich in Moderationsaufgaben bürgerlicher Prozesse, Steuerungsaufgaben, Intervention etc. Stadt geht alle an und so werden Bürgerinitiativen und andere Formen der Partizipation begrüßt. Am Ende müssen jedoch die Fäden zusammengeführt, Entscheidungen getroffen und Verantwortung übernommen werden. Durch dieses komplexer werdende Bild der kooperativen Steuerung ergeben sich in der Praxis jedoch auch unweigerlich neue Herausforderungen der Komplexität und Verständigung oder Strukturprobleme. (vgl. WERNER 2012: 245-246; HEINTZE 2016: o.S.)

„Was können wir jetzt als Planungsabteilung tun? Ich glaube wir können schon auch viel zwischen den Zeilen tun, weil unsere übergeordneten Strategien stehen und fallen damit, ob diese von entsprechenden operativen Stellen auch wirklich angenommen und weiterverfolgt werden“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

Die Bearbeitung der übergeordneten Strategien erfolgt dahingehend, dass man als Planungsabteilung mit Organisationen zusammenarbeitet, die letztendlich mit BürgerInnen arbeiten. Dazu zählen in Wien unter anderem Gebietsbetreuungen (GB) und die Lokale Agenda 21. An diese kann man auch als BewohnerIn jederzeit herantreten, wenn man selber eine Idee vor seiner Haustüre realisieren möchte. Es gibt eine Vielzahl an Regionalstellen, die allesamt in unterschiedlichen Bereichen niederschwellige Betreuungsstrukturen in der Stadt übernehmen. Diese werden über die Stadt und ihre Magistratsabteilungen, die diese innehaben verwaltet. Die GB's fallen dabei in den Zuständigkeitsbereich der MA 25 und die Lokale Agenda 21 wird von der MA 21 – vormals MA 18 verwaltet. Durch diese Zusammenarbeit schafft man auf einem hohen Level der strategischen Planungsseite bereits eine Möglichkeit lokal mitzudenken. Ein weiterer wichtiger Akteur für die strategische Planung sind zudem die Bezirke und ihre Bezirksvorstehungen um einen Einblick zu bekommen, welche Bedürfnisse auf der lokalen Ebene vorherrschen. Dabei stößt man als Planungsabteilung mit seinen Zielen nicht immer auf Akzeptanz, trotzdem ist dieser lokale Zugang von großem Wert um herauszufinden welche Themen und Anliegen von Seiten der BürgerInnen von Relevanz sind. Zudem sind BezirkspolitikerInnen für die BewohnerInnen oftmals die ersten Ansprechpersonen, wenn es um die eigenen Anliegen, Wünsche oder Beschwerden geht. Gerade auf bezirkspolitischer Ebene landet sehr viel im Beschwerdekasten – ein Anknüpfungspunkt wiederum für die Verwaltung, die die Aufgabe hat bewusstseinsbildende Maßnahmen zu setzen um den Nutzen und Sinn übergeordneter Strategien zu vermitteln und letztendlich auch mit denjenigen Personen zusammen den Schritt geht, die auch die ersten AnsprechpartnerInnen lokal sind. Bei dieser Art der Kooperation mit VertreterInnen in den Bezirken besteht jedoch aufgrund eines parteipolitischen Zuges zu Stadtentwicklungsthemen die Gefahr, sich zu sehr auf eine politische Konfrontation einzulassen (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Auch die GB's sind in Bezug auf die Steuerung von Beteiligungsprozessen sowie die Planung und Umsetzung gezielter Maßnahmen wichtige Partner um BewohnerInnen zu aktivieren und in Veränderungsprozesse in der unmittelbaren Wohnumgebung einzubinden. Je nach Art des Projektes und der Beteiligung erfolgt die Zusammenarbeit dabei unterschiedlich. Bei größeren, geplanten Bauvorhaben wird über Ausstellungen im GB-Lokal oder vor Ort informiert. Wenn Projekte bereits beschlossen wurden, dann geht es sehr viel um Information und die Beantwortung von Fragen zu dem Projekt, dabei entfällt ein großer Teil auch auf die aufsuchende Arbeit im Grätzl. Je nach Projekt wird die GB oftmals auch nur als Unterstützung und Expertise vor Ort herangezogen, wie dies zum Beispiel rund um den Beteiligungsprozess der Umgestaltung der Ottakringer Straße der Fall war. Im Laufe des Ausführungsprozesses ergeben sich dann oftmals wieder neue Möglichkeiten die

Leute vor Ort miteinzubeziehen und diese bekommen dadurch wieder die Möglichkeit sich einzubringen. (vgl. VERTRETER GB 2017)

„Wir sind die, die immer zum Bezirk sagen, bitte möglichst früh informieren und miteinbeziehen, die Leute können das schon vertragen“ (VERTRETER GB 2017).

Partizipation ist eine komplexe Materie, die es weiterzuentwickeln gilt. Dabei können zukünftig auch die digitale Welt und neue Kommunikationsmedien weiterentwickelt und implementiert werden. Es bedarf lebendiger Prozesse, kreativer Menschen aber auch geeigneter Rahmenbedingungen und mutiger Entscheidungen um Partizipation voranzutreiben. (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017; MA 18 2012: 104)

STADTGESELLSCHAFT UND STADTENTWICKLUNG IM WANDEL – EIN NEUES PLANUNGSVERSTÄNDNIS

Die immer vielfältiger werdende Akteurslandschaft in der Stadtentwicklung, auf die bereits eingegangen wurde, stellt bezogen auf ihre Steuerung, Miteinbeziehung und Aktivierung hohe Anforderungen an entwerfende und planende Fachleute aus der Stadtentwicklung, dem Städtebau sowie der Architektur. (vgl. HOELZEL 2015: O.S.) Dieses Kapitel gibt einen Einblick in Themen wie soziale und kulturelle Transformationen bezogen auf die Stadtgesellschaft sowie neue Trends räumlicher Entwicklung, Veränderungen und neue Steuerungsformen, Governance und der lokalen Stadtpolitik.

Wie bereits erläutert, haben nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Stadtentwicklung sowie in der Politikarbeit und der Verwaltung in den letzten Jahrzehnten Veränderungen stattgefunden. Es gilt partizipative Planung vermehrt zu forcieren und mit KooperationspartnerInnen zusammenzuarbeiten. Die Stadt an sich ist keine reine kartographische Übersetzung von Zielaussagen mehr, es ist ein Abwägen von unterschiedlichen Interessen aus unterschiedlichen Materien. Die Stadtentwicklung an sich ist auch die erste Stelle, an der übergeordnete Ziele auf Zielkonflikte geprüft werden. Denn aufgrund all der unterschiedlichen Interessenslagen, die allesamt bedient werden müssen, hängt viel davon ab, wer, wann, wie und an welcher Stelle welche Entscheidung trifft. Diese Abwägungsarbeit und Entscheidungsvorarbeit liegen bei der Stadtentwicklung, denn es gibt kaum eine Aktivität, die sich nicht räumlich auswirkt. Dies bewirkt, dass die Stadtentwicklung in gewisser Weise an Wichtigkeit dazugewinnt, jedoch auch, dass sie viel mehr mitberücksichtigen muss. Diese Interdisziplinarität ist mittlerweile Standard und im Planungsverständnis verankert. Wer nicht untergehen will, muss sich in der Stadt vernetzen und abstimmen. Dieser offene und austauschbezogene Zugang ist auch bei den MitarbeiterInnen im Magistrat vorhanden (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Bezogen auf die unterschiedlichen Dienststellen und Abteilungen der Stadt Wien wird dieser Austausch jedoch aufgrund der unterschiedlichen Rahmenbedingungen und politischen Ressorts nicht immer erleichtert. Unterschiedliche Dienststellen bearbeiten unterschiedliche Themen und behandeln unterschiedliche Aufgabenstellungen, manche arbeiten sehr stark behördlich, manche stark strategisch, manche haben einen hohen Kundenkontakt und andere wiederum kaum. Dies verdeutlicht bereits die Komplexität, die dahintersteckt und spiegelt auch ein Stück weit wieder, wie Stadt an sich funktioniert. Trotzdem geeignete Formate für einen Austausch unter-

einander zu finden ist enorm wichtig. Gerade für die Planung bietet der Austausch mit Abteilungen, die einen hohen Kundenkontakt haben auch in gewisser Weise einen Realitätscheck. In der zersplitterten Verwaltungsstruktur der Stadt Wien ist es nicht immer leicht den Überblick über Zuständigkeiten zu behalten. Aufgrund der Entwicklung des Stadtentwicklungsplans seit 1984 arbeitet die MA 18 traditionell schon viel mehr mit anderen Dienststellen zusammen. Die Entwicklung des STEPS erfordert interinstitutionelles sowie interdisziplinäres Zusammenarbeiten – von unterschiedlichen Magistratsabteilungen über die Industriellenvereinigung, die Wirtschaftskammer, die Wirtschaftsagentur bis hin zu unterschiedlichen NGO's. Bereits bei der Erarbeitung des STEPs in den 90er Jahren hat sich abgezeichnet, dass sich die Stadtplanung stark von ihrem Aufgabenverständnis her verändert hat und sich in die Richtung einer interdisziplinären Wissenschaft mit vermehrt Koordinations- und Kooperationsaufgaben wandelt. Dies verdeutlicht, dass gerade die Vernetzung bei planungsbezogenen Abteilungen enorm wichtig ist. Im STEP-Prozess wurde auch probiert die BürgerInnen vermehrt einzubeziehen, jedoch kommt hier die Problematik des abstrakten Levels der Arbeit wieder zu Tage, was ein gemeinsames Arbeiten erschwert. Das Gesamtstädtische ist sehr schwierig zu transportieren (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Kommunikation als Informations- aber auch Bewusstseinsarbeit wird demnach immer wichtiger. Früher hatte man viel mehr Zeit und Muße, sich im stillen Kämmerchen Pläne zu überlegen und bereits untereinander zu verständigen, stand jedoch mit der Außenwelt weniger in Kontakt. Diese hat die Resultate aus diesen Plänen Jahre später erleben dürfen. Auch die Schwierigkeit der Langatmigkeit der strategischen Planung, ihre großen Planungsmaßstäbe und Prognosen, die mitgeplant werden müssen, erhöhen das Abstraktionslevel und die Komplexität. Bezogen auf die BürgerInnen wird auch seitens der Stadt Wien der vermehrte Trend wahrgenommen, dass es immer mehr Menschen gibt, die immer freier gestalten wollen. Dahingehend hat sich auch das Planungsverständnis gewandelt, dass das Wissen vor Ort, das soziale Zusammenleben, wie es funktioniert und welche Bedürfnisse vorherrschen, sehr wichtig sind und miteinbezogen werden sollten (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Wenn man sich anschaut, wie StadtplanerInnen früher ausgebildet wurden, zeigt sich, dass der Fokus sehr stark auf Planungsaspekten und Planungsfragen lag, auf der Rechtsmaterie und auf Flächen, und dass man im Großen und Ganzen Sachen wie Kommunikation, soziale Struktur einer Stadt und eines Stadtteils außer Acht gelassen hat. Dinge, die man heute in der Stadtentwicklung lernt und lernen muss (vgl. HEINTZE 2016: o.S.). Die Normalbevölkerung mit einzubinden und auch Erhebungen zu betreiben aber auch, dass die MitarbeiterInnen der Stadt aus ihren Büros rauskommen, sich öffnen und mit den BewohnerInnen in einen Diskurs treten, hat sich positiv gewandelt. Auch der Typ der/des MagistratsbeamtIn hat sich gewandelt. Man versucht vermehrt Kreative aber auch die Expertise anderer Menschen, die sich mit der Stadt auseinandersetzen heranzuziehen um eine Durchmischung zu erzeugen. Diese Offenheit und das Herantreten an andere AkteurInnen ist sehr wichtig und erleichtert auch die Finanzierung der eigenen Arbeit, so Isabella Schieszler vom Verein *space and place*. (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

„Natürlich kommt die Stadt auch auf uns zu, weil wir uns bereits einen Namen gemacht haben und sehr präsent sind. Die Stadt kocht nicht mehr ihr eigenes Süppchen. Das Miteinander und das Partizipative sind viel mehr in den Köpfen der Magistratsbeamten angekommen. Es ist nicht mehr 'na gut, dann stell ma halt a Bühne hin und da spielt dann irgendeine Band und das ist es dann' - nicht mehr diese Top-down Unterhaltung. Wem bringt das was?“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Die unterschiedlichen gesellschaftlichen Anforderungen, die an das Thema Stadtentwicklung gestellt werden, können nur ein Kompromiss sein, an dem man arbeitet. Auf der einen Seite darf man Planungszeiträume und all die Institutionen, die daran beteiligt sind, nicht zu lang und nicht zu viel werden lassen. Auf der anderen Seite muss man natürlich beteiligen, denn es geht um den Lebensraum der Menschen und um deren Recht, diesen auch ein Stück weit mitgestalten und mitbestimmen zu können (vgl. HEINTZE 2016: o.S.). Auch die Bedeutungskraft des öffentlichen Raums für die Stadtentwicklung hat sich gewandelt. Das Fachkonzept öffentlicher Raum, welches gerade in politischer Abstimmung ist, beinhaltet dazu sehr klare Aussagen und ist ein Bekenntnis, dass der öffentliche Raum neben dem Grünraum und Erholungsraum, der Raum ist, wo man sich zurückziehen aber wo man sich auch treffen kann. Wo man sich zufällig begegnet oder absichtlich aufeinandertrifft. Wo man aneinander vorbeigeht oder aufeinander zugeht und wo keine Hierarchien herrschen. Leider baut man immer noch Städte, die sehr stark am Auto orientiert sind. Der Versuch dies zu ändern geht doch sehr schleppend und langsam voran, weil die Lobby der AutofahrerInnen offensichtlich immer noch großes politisches Gewicht hat. Jede Umgestaltungsmaßnahme und jedes einzelne Projekt der letzten Jahre, das die Oberfläche in der Hinsicht verbessert hat, hat nur unterstrichen, dass das Auto in dem Ausmaß nichts im öffentlichen Raum verloren hat. Es ist fragwürdig, wenn man denkt wie viel Privatgut im öffentlichen Raum, warum und zu welchem Preis steht. Da gegenzusteuern ist viel Arbeit. Auch die Politik ist hier stark gefragt, jedoch ist diese bei dieser Thematik sehr zurückhaltend, denn eines der emotionalsten Themen, die die Planung zurzeit hat, ist nur das Thema Auto bzw. nicht Auto. Es geht jedoch auch nicht darum eine Stadtentwicklung zu forcieren, die das Auto komplett ausblendet, sondern darum eine Änderung des Mobilitätsverhaltens herbeizuführen. Wien hat weniger Kfz-Zulassungen, weniger Autofahrten und belegt im internationalen Vergleich bezogen auf den Modal Split einen vorderen Platz. Zudem hat sich die Stadt Wien im Fachkonzept Mobilität und im STEP dazu bekannt, weiter an dieser positiven Veränderung zu arbeiten. Man muss sich also überlegen wie viel Raum man dem Auto zukünftig einräumt. Es scheint, als wäre man als PlanerIn hier im Verständnis auch sehr weit, nur letztendlich müssen alle Strategien im Gemeinderat politisch abgestimmt und beschlossen werden und daran scheitert Vieles. Auch hier wird immer mehr Bewusstsein geschaffen, das lässt sich auch an der lokalen Politik und einzelnen Projekten in Bezirken erkennen. Mit diesen Einzelprojekten wird sukzessive gezeigt, dass hier sehr viel an Spielraum vorhanden ist, das Straßenbild zu verbessern und Raum für andere Nutzungen zu schaffen bzw. mehr Raum zu schaffen. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

„Wir wachsen, die Stadt wächst und wenn wir gemütlich und in einem qualitätsvollen Umfeld zusammenwohnen wollen, brauchen wir auch Raum. Man muss sich überlegen wofür will ich diesen Raum eigentlich haben. Einfach zum Abstellen von Privatgegenständen ist er eigentlich zu schade“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

Dies verdeutlicht, dass sich nicht nur der Nutzungsanspruch an den öffentlichen Raum einem Wandel unterzogen hat, sondern, dass man auch sichtbar im öffentlichen Raum agieren möchte. Dies zeigt sich gerade in Bezug auf das Selbermachen und die DIY Kultur in der Stadt. Noch vor 30 Jahren hatte der öffentliche Raum einen ganz anderen Stellenwert. Man ist da und dort herumspaziert aber kaum jemand kam auf die Idee sich Bänke oder Sessel aufzustellen. Dies hat auch die Stadtverwaltung aufgegriffen und folgt zunehmend einem europaweiten bzw. globalen Trend, der in die Richtung geht, dass der öffentliche Raum in den Städten mehr an die Bevölkerung zurückgespielt werden soll. (vgl. VERTRETER GB 2017)

“Only with full public participation in the creation of public spaces can truly great places come into being. Building a city is an organic process, not a simple recipe or an one-size-fits-all pattern”(PPS 2012: 3).

Die Zeiten, in denen nur top-down geplant worden ist, sind langsam vorbei. Zwar geben die Strukturen nach wie vor top-down Planungen vor aber man trifft sich mit den Ideen und Wünschen, die bottom-up entstehen, dort wo es Überschneidungspunkte gibt. Beteiligung ohne top-down Bekenntnis von Verwaltung und Politik würde nicht funktionieren. (vgl. VERTRETER GB 2017)

Trotz dem zunehmenden Bewusstsein gehen Implementierungen in Planungs- und Regierungsbehörden oft nur langsam von statten. Dies ist auf die Vielfalt an AkteurInnen mit unterschiedlichen Interessen zurückzuführen. Schlussendlich handelt es sich um Gesetze, die geändert werden müssen. Dies ist reine Verhandlungssache und dementsprechend langwierig. Gibt es den Wunsch nach Veränderung, so muss dieser zu allererst deponiert werden. Danach gilt es viele der betroffenen bzw. beteiligten Personen zu überzeugen (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Viele Themen umfassen eine weitere Vielzahl an Subthemen und es hängt sehr viel daran alle AkteurInnen mitzunehmen. Es muss uns als StadtbewohnerInnen bewusst sein, dass sich all unsere Entscheidungen und unser Handeln auf unseren Stadtraum bzw. das Stadtbild auswirken.

„Es sind wir, die in die Autos steigen, es sind wir die die Autos zu 90% einfach herumstehen lassen obwohl wir sie eigentlich nicht brauchen. Es sind wir, die offenbar immer noch emotional damit verbunden sind, dass der Stadtraum zu 70–80% nur für Autos ausgelegt ist, es sind wir die auch die Emissionen in die Luft schleudern und es sind wir, die die Kosten verursachen die damit in Verbindung stehen und die letztendlich unsere Nachkommen noch mehr tragen werden müssen. Und es sind auch wir, die nicht mehr zu den Greissler gegangen sind, sondern mit der Karre in den Supermarkt gefahren sind und uns das ganze Wochenmenü reingeladen haben“(VERTRETERIN MA 18 2017).

All diese Einzelteile führen im Ganzen zu Transformationen. Diese werden oft nur als negativ erachtet, was man jedoch oft übersieht sind die neuen Chancen, die sich auch aus Veränderungen ergeben. Diese Zusammenhänge herzustellen, wird in Zukunft eine wichtige Aufgabe für die Planung darstellen, die lange Zeit nicht in der Form forciert wurde. Die Stadtentwicklung muss sich auch hinsichtlich ihrer Kommunikation und mit den unterschiedlichen Medien der Kommunikation weiterentwickeln um diese Informationsgrundlagen zu schaffen, um überhaupt im partizipativen Bereich auf einer lokalen Ebene in einen sinnvollen Diskurs zu treten. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

4.5 DAS AUFLEBEN EIN DIY KULTUR IN WIEN

DIY Urbanism wird in der Literatur als ein neues Paradigma verstanden, wie Stadt entsteht. Seit dem Triumph der rationalen Stadtplanung lag die Bestimmung der Merkmale der Stadt in den Händen von PolitikerInnen, PlanerInnen sowie InvestorInnen. DIY Urbanism stellt eine Alternative Herangehensweise in der Planung sowie ein Neuverhandeln bestehender Machtkonstellationen in der Stadt dar. Dabei wird die Stadt nicht mehr nur als geplante Stadt ange-

sehen, sondern wird zur Stadt der Initiativen und urbanen Innovationen. Die AkteurInnen dieses Selbermachens haben an dem Entstehen dieses neuen Paradigmas mitgewirkt, indem sie, wie in der Literatur beschrieben, Stadt selber, experimentell, sozial und nachhaltig gestalten. (vgl. GELBKE 2016: O.S.; DIY-IBA 2012: O.S.)

DIY AKTEURINNEN

Immer mehr Menschen wollen immer mehr freier gestalten. Diese Selbstorganisation im öffentlichen Raum, zumindest die Thematisierung davon ist zweifelsfrei im Trend. Daran ist aber nichts auszusetzen, denn das führt dazu, dass sich viele Leute mit ihrer Stadt auseinandersetzen und ihre eigenen Erfahrungen damit machen. Dazu gehört auch die Erfahrung, dass daraus ein guter Mehrwert für die Stadt und deren BewohnerInnen entsteht. Diese Art der Auseinandersetzung und des Diskurses hat es lange Zeit in europäischen Städten wenig gegeben und jetzt wird es zum Thema gemacht (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Dabei kommt dem öffentlichen Raum als Ort des Selbermachens und der DIY Interventionen ein besonderer Stellenwert zu. Dies lässt sich in vielen Städten der Welt beobachten und hat sicherlich auch dazu beigetragen, dass sich einige dieser vielen internationalen Trends auch in Wien niedergelassen haben. Irgendwo anders hat man gesehen, dass es qualitativ ist draußen zu sitzen, dass junge Leute kreative Ideen haben oder dass öffentlicher Raum in anderen Kulturkreisen viel selbstverständlicher genutzt wird. Dass es etwas Selbstverständliches ist, sich im öffentlichen Raum aufzuhalten und zu verweilen. Man hat sich inspirieren lassen und wollte das auch in der eigenen Stadt umsetzen. Die Frage der „*urban renaissance*“ in Wien als eine Wiederentdeckung der Stadt und des „*Urbanen*“ ist dabei nicht eindeutig zu beantworten. Eine Renaissance setzt implizit voraus, dass es so etwas schon mal gegeben hat. Versteht man *urban renaissance* als eine „*back-to-the-city*“ Bewegung, so war dies in anderen Städten als Wien sicherlich ausgeprägter zu beobachten. Versteht man „*urban renaissance*“ jedoch als jegliche Aufwertung der Stadt durch öffentliche und private Investitionen in die gebaute Umwelt wie den Wohnbestand, die städtische Infrastruktur sowie die bereits erwähnten öffentlichen Räume, so trifft dies natürlich auch auf Wien zu. Dies steht wiederum mit dem Aufleben einer städtischen DIY-Kultur in Verbindung, da sich infolgedessen dieser Prozesse neue BewohnerInnen in der Stadt niederlassen, auf der Suche nach neuen Räumen um ihren individuellen Lebensstilen nachzugehen. Durch die Zuwanderung neuer Menschen kommt es zu einem Mehr an Vielfalt und gleichzeitig auch zu einem Mehr an Ideen. Die Stadt aber auch der öffentliche Raum per se werden als Ort des Geschehens genutzt um urbane Kultur zu leben aber auch zur Inszenierung des eigenen Lebensstils sowie als Bühne der Selbstdarstellung. Es entsteht ein anderes Bewusstsein für den öffentlichen Raum aber auch eine Vielzahl an Ansprüchen diesen zu nutzen. Dies hängt sicherlich auch damit zusammen, dass die Stadt wächst und immer dichter wird. Nicht jede Wohnung hat einen Balkon oder eine Terrasse und aufgrund des anhaltenden Bevölkerungswachstums und der forcierten Nachverdichtung ist man in der Stadt zwangsläufig gezwungen öffentliche Räume zu nutzen (vgl. VERTRETER GB 2017). Zu diesem Bedürfnis an Freiflächen gesellen sich zudem zwei weitere beobachtbare Phänomene in der Stadt. Das eine ist, dass die Bevölkerung nicht mehr von oben gesagt bekommen will, wie sie den öffentlichen Raum zu nutzen hat und das andere, dass die Menschen den Raum für etwas Anderes nutzen, als es dieser vorsieht. Diese Andersnutzung erfolgt oft in einer temporären Form. (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017)

Wer sind aber diese AkteurInnen des DIY-Urbanism, die ihre Vorstellungen und Ideen auf kreative Art und Weise in ihrer Stadt umsetzen? Oftmals sind es Menschen, die gerne in der

Stadt leben und dieses großstädtische schätzen, jedoch trotzdem nicht darauf verzichten wollen, ihre Umgebung mitzugestalten und diese auch zu nutzen (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Auch für Leute, die vom Land in die Stadt gezogen sind, hat das Selbermachen einen ganz anderen Stellenwert. Für sie ist es oftmals selbstverständlich, dass sie selbst tätig werden. Dies zeigt sich auch in einem Statement von ANNELIES LARCHER über einen Einreicher bei der Grätzloase.

„Ein Einreicher hat mir letzters gesagt, dass für ihn, der vom Land in die Stadt gezogen ist, hat das Selbermachen einen identitätsstiftenden Hintergrund, weil er jetzt ein bisschen mitgestalten kann und die Stadt damit mehr zu seiner Heimat wird“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

Es sind aber auch vorwiegend Menschen, die diesbezüglich über die notwendigen finanziellen und auch zeitlichen Ressourcen verfügen und sich mit dem Thema Selbermachen in der Stadt auseinandersetzen (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Es zeigt sich, dass es im Wesentlichen Leute sind, die in ihrem Berufs- und Privatleben auch sehr aktiv erscheinen oder Menschen, die diesem Thema sehr zugeneigte Professionen ausüben. Darunter fallen Kunst- und Kulturschaffende, ArchitektInnen, StadtplanerInnen aber auch LehrerInnen sowie PensionistInnen mit durchschnittlich mehr Tagesfreizeit. Letztendlich hängt dies natürlich auch von dem jeweiligen Konzept, ihren Rahmenbedingungen und den Fragen nach dem *„was darf man, was kann man und was lässt die Stadt überhaupt zu?“* ab. Definitiv sind es jedoch nicht die Mütter und Kinder, die im Wiener Beseirpark spielen, die Leiseren, die diesen Raum wirklich brauchen (vgl. VERTRETERIN GB 2017). Wer den Raum und die Stadt wirklich nutzt und darauf angewiesen ist, zeigt sich in Wien besonders in den Sommermonaten sowie an den Wochenenden. (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

„Für mich ist die schönste Zeit in Wien die Sommermonate oder auch die Sonn- und Feiertage. Denn wer ist in der Stadt? Es sind nicht die Leute, die ein Ferienhaus am Land haben oder es sich leisten können im Sommer in den Urlaub zu fahren. Dann ist Neubau leer. Ich liebe diese Zeiten, weil du wirklich auf die Urbevölkerung triffst und das ist total spannend. Wie anders dann die Stadt ist...“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Alle miteinzubinden sich an der Gestaltung des eigenen Wohnumfeldes zu beteiligen, sich weiter zu öffnen, zu vermitteln und dies in eine breitere Gesellschaftsschicht hineinzutragen wird eine der zukünftigen Herausforderungen der Stadt sein (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Auf die Abhandlung von Chancengleichheit und Teilhabe im Kontext von DIY wird näher in Kapitel „4.8 Repräsentation“ eingegangen.

Zusammenfassend lässt sich eine kreative Szene als Vorreiterrolle beobachten. Dies hat bis zu einem gewissen Grad auch mit einem bestimmten Lebensstil zu tun. Als junge/r bzw. kreative/r StadtbewohnerIn möchte man sich auch als solche/r präsentieren und als Teil solcher am Leben und am Alltag teilnehmen. Auch ein gewisser Drang zur Selbstdarstellung, der dem heutigen Zeitgeist entspricht, spielt hier mit rein. Das spiegelt sich auch in den DIY Aktionen wieder, denn natürlich könnte man sich auch irgendwo im Hinterhof ein Bankerl aufstellen, aber es geht natürlich auch darum in der Stadt sichtbar zu sein, sichtbar zu agieren und die Stadt wahrzunehmen und zu interagieren (vgl. VERTRETER GB 2017). Man hat als junger, sich kreativ betätigender Mensch, natürlich auch einen gewissen Anspruch kreative Spuren zu hinterlas-

sen. Dem entsprechend wird man auch aktiver Chancen wahrnehmen, wie jene einer Ausschreibung der Grätzloase (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Dem Nutzen der kreativen Szene als VorreiterInnen ist sich auch ANNELIES LARCHER bewusst.

„Ich glaube, dass sich die Gruppe zunehmend erweitern wird. Im ersten Feld hat man immer diese Pionierinnen und Pioniere, die oftmals den Weg für andere ebnen. Sieht man sich jedoch unsere Einreicherinnen und Einreicher an, dann ist hier vom Elternverein über engagierte Lehrerinnen und Lehrer über Einzelpersonen, Unternehmen bis hin zu Vereinen und losen Nachbarschaften alles dabei“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

Zu beobachten sei auch, dass Aktionen wie die Grätzloase auf immer mehr Anklang bei Kindern stoßen. Durch Parklets beispielsweise entsteht für sie ein ganz anderer und neuer Straßenraum. Plötzlich gibt es etwas, was für sie da ist, was offen ist und was sie nutzen können.

„Ich glaube, man muss auch gemeinsam lernen Stadt wieder gemeinsam zu nutzen. Damit werden auch wieder neue Gruppen an Akteurinnen und Akteuren dazukommen, die jetzt noch gar nicht so im Kontakt damit sind“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

UMGANG MIT DEM URBANEN

Das Vorhandensein eines Bewusstseins für die Stadt und den öffentlichen Raum als Bestandteil unseres urbanen Zusammenlebens ist jedoch noch keineswegs selbstverständlich und in der gesamten Bevölkerung vorhanden. Erfahrungen zeigen, dass dies sehr schichtabhängig ist. Es gibt einerseits die auf diese Thematik sensibilisierten Menschen, die bewusst auf das Auto verzichten, die nachhaltig einkaufen, die den öffentlichen Raum schöner gestalten wollen etc. und andererseits gibt es Menschen, denen dieses Bewusstsein fehlt, dass das unser aller Raum ist. (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

„Ich wage zu behaupten, die die sich wirklich für den öffentlichen Raum aktiv interessieren, sind, wenn es hoch kommt 10% der Wienerinnen und Wiener. Das muss man sich auch immer vor Augen halten. Wenn du nur in dieser Blase arbeitest, wirst du nicht weit kommen“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Generell ist auch das Verständnis von Stadt und die Auffassung von Urbanität unterschiedlich. In den Köpfen vieler ist Stadt noch immer etwas Schmutziges, etwas, das Angst macht.

„Eine große Problematik sehe ich, wenn kulturell gut gebildeten Menschen, die behaupten sie seien total offen für Vielfalt, ihre Kinder dann in eine ‘Bobo-Schule‘ schicken, wo oftmals tatsächlich kein einziges Kind einen Migrationshintergrund hat. Dieses Kind lernt nicht sich in der Stadt zu bewegen oder wie das Leben in der Stadt wirklich aussieht. Ich prangere an, dass eben diese Bevölkerungsschicht, die intelligente Kapazität hat, die über das Hintergrundwissen und den finanziellen Background verfügt, glaubt ihren Kindern das ‘urbane‘ beizubringen. Es ist eben nicht urban, wenn ich jeden Tag ins MQ Zoom-Museum gehe oder in die Creau zum Weihnachtsmarkt. Im Gegenteil, es wird einem Kind, welches in der Stadt lebt und welches urban lebt eher dieser Reichtum genommen, wenn man es nicht am Stadtleben und an der Vielfalt teilhaben lässt“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Es ist nicht urban, wenn man sich nur in ein und derselben Gesellschaftsschicht und in seiner Komfortzone bewegt. Stadtleben und ein urbanes Leben für alle funktioniert anders. Natürlich

wird es in einer Stadt immer die wohlhabenderen Bezirke, die Arbeiterbezirke oder auch die durchmischten Bezirke geben. Doch das macht Stadt aus und das muss kommuniziert werden. Besonders Initiativen, die sich mit dem urbanen Leben beschäftigen müssen sich im Klaren sein, dass es für alle BewohnerInnen sein sollte und nicht nur für eine bestimmte, gut gestellte, bürgerliche Bevölkerungsschicht oder die kreative Szene selbst. Man darf nicht in die „Bobo-Schicht“ abrutschen, sondern muss Projekte unterbrechen und für die Leute planen, die auf der Straße sind, die kein Geld haben für Freizeit- oder kulturelle Aktivitäten. Ein Schlüssel, um wirklich gute urbane Arbeit zu machen ist hierfür die Zusammenarbeit mit Communities als ProjektpartnerInnen oder Mitwirkende, die eine Art Multiplikatorenfunktion übernehmen. Wie inklusiv oder exklusiv solche Initiativen im urbanen Raum sind, wird vertiefend in Kapitel 4.8 diskutiert. (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

DIY PRAKTIKEN UND DEREN BEWEGGRÜNDE

Nachdem die AkteurInnen im Rahmen vom DIY im öffentlichen Raum identifiziert wurden, soll das folgende Kapitel beleuchten von welchen Beweggründen diese geleitet werden, welche Ziele sie verfolgen und warum das „Selbermachen“ selbst in einer Stadt wie Wien, in der die Mechanismen der Stadtentwicklung funktionieren, zurzeit so attraktiv ist. Dazu sollen alle Facetten der DIY Praktiken skizziert werden.

Selbermachen ist im Trend. Das wurde bereits erläutert. Zudem fußt die Attraktivität in einer Mischung aus neuen Möglichkeiten uns anders und mehr auszutauschen und dem Anspruch, bestimmte Prozesse wie Beteiligung anders und effizienter zu gestalten. Zudem entstehen solche DIY Bewegungen, vorwiegend aus den neoliberalen Ländern stammend, auch aus einem gewissen Mangel heraus. So zumindest die Literatur. Wenn etwas nicht bereitgestellt wird, dann formiert man sich zusammen um es sich selber bereitzustellen. Das muss man von Stadt zu Stadt einzeln betrachten. In Ländern mit einem sehr starken neoliberalen Politikverständnis oder einem neoliberalen Wirtschaftsverständnis, kann dieses DIY Selbstverständnis als eine Reaktion auf diese Art der Wirtschaftspolitik zurückgeführt werden. Wenn man die Rahmenbedingungen nicht bereitgestellt bekommt, und einem diese aber wichtig sind, dann wird mehr aus Eigeninitiative entstehen. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

„Ich habe den Eindruck, dass diese Community und Community Arbeit und dieses lokale Level der municipalities gerade in Amerika schon eine sehr große Rolle spielen. Das sieht man überraschenderweise als Europäer auch immer wieder in amerikanischen Serien, diese Bürgerversammlungen in Communities. Das hat man bei uns in der Form eigentlich nicht“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

An dieser Stelle sei jedoch erwähnt, dass DIY in wohlfahrtsstaatlichen Systemen wie Österreich nicht exakt DIY im amerikanischen Kontext entspricht und dementsprechend nicht 1:1 übertragbar ist. Es gilt diesen Kontext in Bezug auf die Praktiken und Handlungslogiken bezogen auf das empirische Beispiel in Wien mitzudenken. Zusätzlich ist in den Ursachen und dem Verständnis von DIY auch nochmal zu unterscheiden zwischen dem ländlichen Raum, wo DIY nochmal einen ganz anderen Einschlag haben kann als DIY Bewegungen im städtischen Raum, wo noch mehr Anonymität herrscht, die auch in einer gewissen Weise bewusst gelebt wird. Trotzdem ist diese Art von „community building“ schon auch eine Sehnsucht nach einer dörflichen Struktur und diesem familiären, engen sozialen Netz des ländlichen Raumes. All diese

Bewegungen und Plattformen sind auch ein Zeichen dafür, dass offenbar ein Mangel an sozialem, direktem Kontakt herrscht. Durch Technologien lässt sich dieser Mangel an face-to-face Kontakten ein Stück weit kompensieren. Auch die DIY Bewegung ist eine Art Kompensation systemischer Mängel, Dinge die das System nicht mehr leisten kann, die sich die öffentliche Hand nicht mehr leisten kann. Betrachtet man Wien so zeigt sich ein spezifisches Bild, weil die Stadt seit jeher eine sehr verwaltete Stadt ist. Doch auch die Stadt Wien hat immer knapper werdende öffentliche Kassen – beide Prozesse laufen hier synchron. Die Stadt hat weniger Ressourcen zur Verfügung, man muss einsparen, man muss priorisieren, man kann nicht mehr überall zugleich tätig sein und man muss wieder zentralisieren. Gleichzeitig verändert sich auch die Gesellschaft und mit ihr der Wunsch mitzugestalten. Diese zwei Sachen, die gut zusammenpassen, bedingen sich gegenseitig. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017; VERTRETERIN GB 2017)

Laut AMILA ŠIRBEGOVIĆ (VERTRETERIN GB) birgt dies jedoch auch eine Gefahrenquelle, die man nicht außer Acht lassen darf. Die Stadt könnte sich aus der Pflicht genommen fühlen, Dinge breitzustellen, weil sie merkt, dass die Bevölkerung sich diesbezüglich selbst hilft.

„Ah super, dann machen die Garteln um's Eck. Es wird dadurch hübscher und wir müssen es nicht zahlen, weil wir uns eh nicht kümmern können. Wir wohnen in einem Staat wo wir so viele Steuern zahlen und wo trotzdem so getan wird, als hätten wir keine Ressourcen. Dies ist kritisch zu betrachten. Dadurch verstärkt sich auch dieses Neoliberale – 'die schaffen das eh, man braucht ja eh keine ausübende Instanz.'“ (vgl. VERTRETERIN GB 2017).

Die DIY Bewegung signalisiert Veränderung und Engagement und dies durch ein intrinsisches Tun. Dabei bietet natürlich auch die digitale Welt neue Möglichkeiten. Günstige Kommunikationsbedingungen haben dies zusätzlich vorangetrieben. Es ist leichter geworden Personen mit derselben Gesinnung zu finden aber auch sich leichter anonym anzunähern und trotzdem später in einer Art Community face-to-face zusammenzuarbeiten. Zusammenfassend lässt es sich als ein Zeugnis davon verstehen, dass wir immer weniger bereitgestellt bekommen, gepaart mit der Möglichkeit uns leichter zu formieren (vgl. VERTRETERIN GB 2017). MARKUS STEINBICHLER setzt dem entgegen, dass es nicht darum geht, etwas zu tun, weil es sonst nicht passiert, sondern etwas zu tun damit es auf eine andere Art und Weise gemacht wird. Bei vielen DIY Projekten geht es auch darum einen gewissen eigenen Stil mitreinzubringen und zu sagen *„okay, für das Bedürfnis im öffentlichen Raum zu sitzen gibt es auch eine sehr einfache Lösung, die ich eigentlich selber machen kann.“* Es geht um eine gewisse Selbstermächtigung zu sagen *„ich kann mir gewisse Bedürfnisse in der Stadt eigentlich selber befriedigen, indem ich diesen nachgehe und dafür Sorge, dass ich meine Wünsche umsetze“*. Die Leute kommen und sagen: *„Ich will mitgestalten. Ich will meinen Teil beitragen“* (vgl. VERTRETER GB 2017). Dieses Realisieren eigener Vorstellungen und Wünsche in der eigenen Stadt macht „Selbermachen“ attraktiv (vgl. INTERVIEWS AKTEURINNEN 2018). Teils geht es bei den Aktivitäten um reine Behühungsmaßnahmen – meist wollen die Leute jedoch auch Teil ihres Viertels sein. In gewisser Weise manifestiert sich auch hier ein Wertewandel. Man kann von einem Selbstbewusstsein der Stadtbevölkerung sprechen, die sagt *„dies und das möchte ich machen und das zeige ich auch her“*. Dinge wie Parklets haben sicherlich auch den Anspruch den öffentlichen Raum für eigene Nutzungen in Anspruch zu nehmen, die beispielsweise einem parkenden Auto entge-

genstehen. Andere Nutzungen aufzuzeigen ist ein großes Anliegen von DIY und auch ein großes Ziel der Grätzloase (vgl. VERTRETER GB 2017). Der Umgang mit Freiraum im Kontext von DIY ist oftmals ein kreativerer und sensiblerer um der Freiraumplanung eine Stirn zu bieten und den Wunsch nach Veränderung räumlich zu manifestieren. (vgl. INTERVIEWS AKTEURINNEN 2018)

„Es besteht ein Bedürfnis nach Freiraum und auch nach kleinen Mikrofreiräumen. Wir brauchen diesen Platz in der Stadt. Die Welt geht nicht unter, wenn das Auto nicht mehr hier abgestellt wird“ (VERTRETERIN GB 2017).

Außerhalb institutionalisierter Projekte passiert diese Rauman eignung auch auf illegalem Weg ohne Genehmigung, weil einfach ein Bedarf nach Raum gegeben ist. Auch das kommt vor und man wird dies nicht ganz verhindern können. Das Thema Do-It-Yourself beinhaltet in gewisser Weise auch diese Gratwanderung. Man muss sich überlegen in wie weit man das auch tolerieren kann, ohne dass man eine Genehmigung dafür braucht. (vgl. VERTRETER GB 2017)

Das Selbermachen an sich ist generell aber keine neue Erscheinung, DIY hat es immer schon gegeben. Es gab jedoch keine Bewegung, die so betitelt wurde. In Zeiten des Mangels war Selbstorganisation schon viel selbstverständlicher in unserer Gesellschaft. Die DIY Bewegung ist in gewisser Weise auch eine Annäherung in diese Richtung. Wir haben uns eine Zeit lang dieser Schnelllebigkeit und dieser Wachstumsdoktrine zu sehr hingeegeben. Nun, so scheint es, besinnt man sich wieder zunehmend auf die Basics. Was braucht man zum glücklich sein? Man braucht unter anderem ein gutes, soziales Netz, ein wenig Freiraum und einen Rückzugsort. Die Grätzloase ist dahingehend eine gute Entwicklung und unterstreicht wie wesentlich für uns Menschen gemeinsames, öffentliches Gut ist. Wir haben auch eine Zeit widerfahren, die sehr stark angelehnt war an dieses neoliberale Prinzip, in dem alles privatisiert wurde. Dieser Idee hat man sich eine Zeit lang zu sehr hingeegeben, sodass sich die Menschen dies wieder ein Stück weit zurückholen (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Aneignung ist ein aktiver demokratischer Zugang der Menschen schult, sensibilisiert und zusammenbringt (vgl. INTERVIEWS AKTEURINNEN 2018). Der öffentliche Raum ist unser aller Gut, das wird auch langsam wieder ins Bewusstsein gerufen. Oftmals initiiert durch ein paar jüngere, kreative Köpfe oder Bewegungen. Jede und jeder kann das ein Stück weit machen. Es wäre wünschenswert sich weiter in diese Richtung zu entwickeln, weil gerade der öffentliche Raum wesentlich ist, für eine lebendige Stadt und das Funktionieren innerhalb dieser. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

GESELLSCHAFTLICHES ENGAGEMENT UND LEBENDIGE NACHBARSCHAFTEN DURCH DIY

DIY zielt darauf ab ein Mehr an Aufenthaltsqualität und Kommunikationsmöglichkeiten zu schaffen sowie das Zusammenleben im öffentlichen Raum zu stärken. Können sich alle BürgerInnen beteiligen, so kann es durchaus als Ansatz zur Schaffung und Aktivierung lebendiger Nachbarschaften verstanden werden. Dies zeigen auch Projekte wie die Grätzloase, die Mitgestaltungs-, Mitbeteiligungs- und somit auch einen Veränderungscharakter besitzen (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Durch Aktivierung und Vernetzung von Menschen entsteht Empowerment, da Diskussions- und Austauschprozesse in Gang gesetzt werden. Dies zeigen auch folgende zwei Textauszüge aus Interviews mit Grätzloasen-AkteurInnen.

„Selbermachen macht selber stark!“ oder „[...] dem verstärkten Eingebunden sein in das unmittelbare Umfeld entwächst das Gefühl ‘citizen‘ zu sein“ (INTERVIEWS AKTEURINNEN 2018).

Diese Stärkung des sozialen Miteinanders zeigt sich am Beispiel der Grätzloasen bereits durch die gemeinsame Konzeption und Durchführung sowie durch teilweise wöchentliche Aktionen und den offenen Veranstaltungscharakter weiterer Aktivitäten. Durch geschaffenes Vertrauen ergeben sich wiederum ungeplante Synergieeffekte. Deren Reichweite und Auswirkung müsste jedoch durch weitere empirische Erhebung anhand einzelner Grätzloasen genauer untersucht werden. Auch die Stadt ist sich dieser Möglichkeit bewusst, die sich aus der Kooperation mit der Bevölkerung ergibt (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Im gemeinsamen Tun, fällt es Menschen einfach leichter sich kennenzulernen, deswegen setzt die Grätzloase auch aktive Impulse in Form von Bespielung des öffentlichen Raums. ANNELIES LARCHER dazu

„Man muss diese Begegnungsmöglichkeiten schaffen, denn ohne irgendeinen Anhaltspunkt kommen die Leute bei uns nicht ins Gespräch, das ist nicht üblich“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

Ein weiterer positiver Aspekt der sich aus der Schaffung von Begegnungen ergibt, ist die Möglichkeit Ängste, die oftmals sehr unrealistisch sind, abzubauen. Man kommt mit Menschen anderer Bevölkerungsschichten in Kontakt, auf die man sich sonst womöglich nicht einlassen würde. (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

„Das macht total Spaß das wirklich zu durchmischen. Plötzlich hat eine Pensionistin aus dem Gemeindebau in Brigittenau beim Heurigen mit dem afrikanischen Musiker zum Reden angefangen und dann haben sie gemeinsam gesungen und musiziert. Total kitschig. Vorurteile abbauen und miteinander leben“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Kunst und Kultur, wie ISABELLA SCHIESZLER vom Verein *space and place* bestätigt, spielt hier eine wichtige Rolle um integrativ und generationenübergreifend zu arbeiten.

„Es ist viel schöner nicht nur zu bieten, sondern wirklich miteinzubeziehen mit Gesprächen, mit Begegnungsspielen etc. um leichter ins Gespräch zu kommen. Die Hemmschwelle ist dadurch ganz schnell weg, es ist banal aber hilft“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Auch die Wahl des Standortes für DIY Aktivitäten spielt in Hinblick auf die Ziele, die man damit verfolgt eine große Rolle. *Space and place* sucht sich wie andere Initiativen gezielt Plätze aus, die durch eine heterogene Bevölkerung gekennzeichnet sind, die unterschätzt sind und die nicht lebendig erscheinen.

„Wir würden uns jetzt nicht in den 7. Bezirk irgendwo reinsetzen. Dort sehen wir keinen Bedarf. Der 12. Bezirk war super, der 10. aber auch der 17. und 18. wären bestimmt spannend, weil du dort auch ganz viele verschiedene Bevölkerungsgruppen hast - vom Gürtel angefangen bis raus“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

In welchem Ausmaß diese Belebung stattfindet, hängt natürlich auch von der jeweiligen Definition und Auffassung ab. AMILA ŠIRBEGOVIĆ betont, dass Belebung auch heißen kann, dass

sich drei, fünf oder zehn Menschen am Tag dort mal kurz hinsetzen und allein das einen Mehrwert erzeugt (vgl. VERTRETERIN GB 2017).

Wo welche Initiativen der kulturellen Raumbespielung tätig werden, liegt größtenteils im eigenen Ermessen. Noch gibt es keine Diktion der Geldgeber, die diese Projekte finanzieren.

„Es werden ab und an Wünsche an uns herangetragen oder berichtet, was in den Gemeinderatssitzungen gesprochen wird. Vieles ergibt sich also aus der Zusammenarbeit und dem Gespräch mit anderen Akteurinnen und Akteuren“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Um nachhaltiges Arbeiten im öffentlichen Raum zu garantieren, ist es von Bedeutung, nicht einfach nur einmalig eine Veranstaltung an einem Ort zu organisieren. Es bringt kaum einen Mehrwert, einmal im Jahr irgendwo aufzupoppen. Im Gegenteil, dies kostet nur Geld und verläuft sich wieder. *Space and place* hat sich zum Ziel gesetzt einen Standort 3 Jahre hintereinander zu bespielen.

„Am Meidlinger Platzl waren wir 3 Jahre und haben die Initiative ‘Wir sind 12’, die sich damals neu gegründet haben, mitfinanziert. Die bespielen seit damals jeden Sommer den Markt. Das ist das Schönste, was es für uns gibt. Wir haben den Impuls gesetzt, wir haben es geschafft einmal jemanden zu finanzieren und seitdem machen sie selber weiter“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

4.6 ANKNÜPFUNGSPUNKTE UND IMPLEMENTIERUNG

Es stellt sich nun die Frage, wie DIY als ein bottom-up Ansatz der Stadtproduktion mit dem Planungsansatz der formellen Stadtentwicklung zusammenpasst und wo es bereits Anknüpfungspunkte für DIY innerhalb der bestehenden Planungsstruktur gibt. Im Rahmen dieser Frage soll zudem erläutert werden, inwiefern die formale Struktur der Planung in der Praxis überhaupt Raum für Ungeplantes und DIY Bemühungen zulässt, wie sie auf bottom-up Veränderung reagiert und inwiefern von Seiten der Stadtpolitik auch Impulse gesetzt werden, BürgerInnen zum Mitgestalten zu ermutigen. Oder sind es am Ende nur öffentlichkeitswirksame Aktionen der Stadt, die die BewohnerInnen im Glauben lässt sie können selbstbestimmt handeln und mitgestalten um sich selbst das eigene Image aufzupolieren?

Die Grundfrage, die man sich stellen muss ist jene nach dem eigenen Planungsverständnis. Wie geht man Planung an? Die Stadt Wien mit ihren Magistratsabteilungen und ihren Einrichtungen wie die Gebietsbetreuungen hat sich dazu bekannt, Planung kommunikativ und im Dialog mit den Menschen, die es betreffen soll, aufzuziehen.

„Früher oder später kommt man gar nicht mehr drum herum, etwas zu veranstalten, wo man dann wirklich Leute miteinbindet oder miteinbezieht und für einen Austausch sorgt“, (VERTRETERIN GB 2017) bekräftigt MARKUS STEINBICHLER von der Gebietsbetreuung.

Abgesehen von der neuen Offenheit der Stadt und dem Willen vielfältigste AkteurInnen ins Boot zu holen und mit diesen zusammenzuarbeiten, hat die gesetzliche Situation in Wien den immer stärker werdenden Wunsch des Selbermachens aus der Bevölkerung lange Zeit nicht

zugelassen. Mittlerweile gibt es einen politischen Wunsch, dies zu ermöglichen und diese Menschen zudem auch zu unterstützen, zu fördern und wertzuschätzen. Eine Schiene war deshalb, die Rahmenbedingungen dafür in einem ersten Schritt zu schaffen und die Vorgangsweisen im Magistrat anzupassen. Im Falle der Grätzloase hat man geschaut, wie sich dies mit den gesetzlichen Bestimmungen vereinbaren lässt um letzten Endes Engagement zu unterstützen, zu fördern aber auch den Entschluss zu treffen, dieses finanziell zu honorieren (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). In Wien war dies einer der wichtigsten Schritte um eine Art Anknüpfungspunkt für DIY Bemühungen in der Stadt zu schaffen.

Die Grätzloase ist ein institutionalisiertes Instrument um den Freiraum in Wien DIY zu gestalten. Diese Institutionalisierung basiert jedoch nicht auf einer Angst, guerilla Maßnahmen könnten überhandnehmen, sondern entspringt aus der Unterstützung, die man dadurch anbieten wollte. Geht es jedoch um Raum für Ungeplantes und ungeplante DIY Aktionen in der Praxis, so sind sich alle AkteurInnen einig, dass die formale Planung hier nur wenig Spielraum zulässt. Die Vertreterin der MA 19 sagt hierzu:

„Selbst die Dinge, die die Bürgerinnen und Bürger selber machen, müssen eingereicht werden. Ungeplant gibt's natürlich – wird aber nicht gefördert im Sinne von 'ihr könnt auch ungeplant etwas machen'. Es ist keine Strategie der Stadtplanung Ungeplantes zu fördern“ (VERTRETERIN MA 19 2017).

Folgendes Statement stammt von AMILA ŠIRBEGOVIĆ:

„Theoretisch geht es nicht – praktisch schon, wenn man es einfach tut. Wenn sie es unbedingt machen wollen, können sie dies auch ohne Genehmigung und es wird wahrscheinlich wenig passieren. Ich arbeite jedoch im Auftrag der Stadt und meine Aufgabe ist es hier den Leuten immer wieder zu erklären, wie es gemacht werden muss“ (VERTRETERIN GB 2017).

Auch aus der Sicht der DIY AkteurInnen bietet die Stadt auf den ersten Blick wenig Spielräume. Oftmals erweckt sie den Anschein als wolle sie Ungeplantes domestizieren.

„DIY braucht ein Gefühl der Eigenverantwortung: Hierfür gibt es kaum eine gewachsene Kultur“ (INTERVIEW AKTEURINNEN 2018).

Eine neue Offenheit im so zitierten „starren und verstaubten“ Verwaltungsapparat der Magistrate ist jedoch in Ansätzen zu beobachten. Man müsse sich trauen seine verrückten Ideen herunterzubrechen und umzusetzen (vgl. INTERVIEW AKTEURINNEN 2018).

NEUE „BOTTOM-UP“ KONZEPTE ALS ALTERNATIVE FORMEN DER STADTPRODUKTION
Die Stadt versucht auf den Bedarf zu reagieren und dies soweit zu ermöglichen, als dass sie Flächen zur Verfügung stellt (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Es geht zukünftig darum auch außerhalb der Grätzloase Möglichkeitsräume zu schaffen, die bestimmte Formen von DIY möglich machen (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). In der Seestadt Aspern beispielsweise hat man Ermöglichungsflächen realisiert. Hier wird der öffentliche Raum nicht fertig ausgestaltet, um zukünftigen BewohnerInnen die Möglichkeit zu geben, dort selber etwas zu realisieren. Dieser Prozess wird zudem begleitet und moderiert.

„Der öffentliche Raum ist ja auch eine wertvolle Ressource und ich denke, das macht auch Sinn ein Stück weit zu begleiten, damit sich nicht das Recht des Stärkeren durchsetzt, sondern, dass man darauf achtet, dass auch unterschiedliche Bevölkerungsgruppen zum Zug kommen“ (VERTRETERIN GB 2017).

Beobachtungen zeigen, dass dies jedoch unterschiedlich funktioniert und dass alle temporären Aktionen irrsinnig viel Vermittlungsarbeit brauchen um zu erklären warum das so ist, was die Möglichkeiten dadurch sind und wie man sich einbringen kann. Einfach eine Fläche frei zur Verfügung zu stellen und der Bevölkerung zu überlassen, würden viele Leute überfordern (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). DIY wird jedoch auch nicht zur Anwendung kommen, wenn man nach wie vor klassische top-down Planung betreibt. Wenn temporäre Aktionen in Hinblick auf eine dauerhafte Umsetzung durchgeführt werden, dann macht es Sinn dies auch zu kommunizieren. Es soll klar sein, dass dies ein neues Planungstool ist um auszuprobieren, wo welche Maßnahmen Sinn machen (vgl. VERTRETER GB 2017). Wie man auf neue Konzepte der „bottom-up“ Stadtproduktion reagiert hängt zusätzlich von den politischen EntscheidungsträgerInnen wie StadträtInnen als auch von den Themen ab, die gerade für die jeweilige Stadt aktuell sind. Generell ist die Stadtentwicklung jedoch aufgrund der langfristigen Planung mit allem was neu ist sehr vorsichtig. Als Gebietsbetreuung versucht man diesbezüglich immer zu unterstützen und weiterzutragen, was man als gut erachtet bzw. was Sinn macht und was es in der Form in Wien noch nicht gegeben hat. So wird es ziemlich schnell ziemlich kompliziert. (vgl. VERTRETERIN GB 2017)

IMPULSSETZUNG UND EMPOWERMENT HINSICHTLICH KLEINMASSTÄBIGER BOTTOM-UP VERÄNDERUNGEN

Impulssetzungen bzw. Beteiligungsprojekte, die in der Form nicht im Gesetz verankert sind existieren, wenn man die Ebene der Bezirke betrachtet. Da die Stadt sehr dezentralisiert ist, haben die Bezirke ihr eigenes, kleines Budget mit dem sie hantieren können. Für manche heißt miteinbeziehen hier reines informieren, andere schaffen aufwendige Beteiligungsformate und empowern so die Bevölkerung sich einzubringen. (vgl. VERTRETERIN GB 2017)

„Ich glaube jedoch alles, was nun institutionalisiert ist und wo die Stadt den Leuten von oben sagt ‘machts mit, das ist super‘ ist alles schon mal von den Leuten selbst gekommen und wurde von der Stadt aufgegriffen. Die Stadt Wien ist schon super darin zu sagen ‘das ist so eine super Idee, das machen wir jetzt‘. Es sind tolle Sachen dabei wie ‚Garteln um’s Eck‘ oder die Wiener Wand für Graffitis aber diese Dinge gab es schon vorher bzw. wurden von den Menschen erkämpft“ (VERTRETERIN GB 2017).

Inwieweit sich die Stadtpolitik im Rahmen von DIY bewusst auf die Suche nach öffentlichkeitswirksamen Aktivitäten macht um sich selbst als innovative und kreative Vorreiterstadt zu positionieren, kann weder eindeutig bejaht oder verneint werden. In gewissen Aspekten machen das alle Städte, indem sie sich Themen suchen, durch die sie weniger angreifbar sind wie z.B. das Thema „Grünraum“. Alles was funktioniert hat, möchte man weiter forcieren. Die Stadt Wien selbst würde an dieser Stelle womöglich auf ihren Think Tank als eigenen Ideengenerator verweisen und diese Aussage dementieren. Fakt ist jedoch, dass auch unser kapitalistisches System so funktioniert. Man schaut was im Trend ist, was alternativ ist und was funktioniert um daraus Geld zu machen. Was Unternehmen machen um Geld zu verdienen, macht mitun-

ter auch die Stadt. Mittlerweile ist auch sie eine Maschine, die wissen muss, wo das Geld herkommt (vgl. VERTRETERIN GB 2017). Es soll jedoch schlimmeres passieren, als dass sie sich DIY auch für ihre eigenen Zwecke zu Nutze macht. Es bewegt die Stadt zu einem Umdenken im eigenen Apparat um Dinge einfacher zu ermöglichen und schlussendlich leichter umsetzbar zu machen (vgl. VERTRETER GB 2017). Trotz Anknüpfungspunkte bringt die Umsetzbarkeit jedoch auch Schwierigkeiten mit sich. Das Thema wirft zunehmend neue Fragen auf, denen man sich stellen muss. Es geht darum, wie es in welchem Rahmen zukünftig möglich sein wird, diese Initiativen nachhaltig in die Funktion von Stadt einzubinden. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

4.7 IMPLEMENTIERUNG

Dieses Kapitel widmet sich den Fragen, inwiefern es in einer trägen Planungsstruktur auch Taktiken bedarf, die den Weg zur Implementierung ebnen und welche Punkte dabei berücksichtigt werden müssen.

TOP-DOWN VS. BOTTOM-UP?

Wenn von Implementierung der bottom-up Aktivitäten in ein top-down System gesprochen wird, ist in einem ersten Schritt zu klären, ob bottom-up und top-down in der Praxis überhaupt zwei dichotome Begriffspaare sind, die getrennt voneinander betrachtet werden können. Inwiefern bedingen sie sich gegenseitig und wodurch können DIY Aktivitäten über kleinmaßstäbige Grenzen hinweg bestehen und zu Systemen der Planung auf großer Maßstabsebene beitragen? Bottom-up als auch top-down bestehen als Begriffe in der Planung aber auch in der Planungspraxis. Es ist wichtig beides zu haben, ein reines „entweder oder“ in der Form gibt es nicht. Es gibt in der Praxis keine klare und sinnvolle Trennung. Es gab Planungsphasen in der Vergangenheit, in denen sehr stark top-down agiert wurde. Heute ist das fast unmöglich geworden. Diesen Alleinherrscher-Zugang hat die Planung abgelegt. Heute könnte von einem „top-upside-down Ansatz“ gesprochen werden, da Stadtentwicklung ein ständiges Abwägen verschiedenster Interessen und Entscheidungen ist. In manchen Bereichen bräuchte es wahrscheinlich sogar wieder Entscheidungen top-down und auch Mut diese umzusetzen. Als Beispiel könne hier das Thema Autoverkehr genannt werden. Es bedarf eines klaren Bekenntnisses und einer Entscheidung von oben, die eingreifend fungiert damit Veränderungen vorangetrieben werden. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

Zurecht kann nun gefragt werden, inwieweit nun DIY Projekte wie die Grätzloase, die von der Stadtverwaltung initiiert und institutionalisiert sind, den subversiven Kern des bottom-up Prinzips überhaupt beinhalten?

Auch hier kann man von einer Mischform sprechen. Die Ideen, die aus der Bevölkerung selbst kommen, sind prinzipiell dem bottom-up Ansatz zuzuordnen. Zusätzlich dazu gibt es einen top-down Aspekt durch die Stadtverwaltung, die die Bedingungen vorgeben, innerhalb derer man im Rahmen der bestehenden Vorschriften agieren kann. Irgendwo dazwischen treffen sich dann die Ideen und die Umsetzung und an dieser Stelle kommt auch die Grätzloase, stellvertretend für andere institutionalisierte DIY Projekte, ins Spiel. Diese versucht bottom-up Ideen so zu unterstützen, dass sie in das top-down System der Stadt hineinpassen. Die Grätzloase ist ein gutes Beispiel, dass es diese Mischform auch für einen Abwägungsprozess zwischen unterschiedlichen Aktivitäten und Interessen, die zueinander finden müssen, braucht. Dies bedeutet

in Folge dessen auch, dass reines bottom-up im Prinzip immer etwas ist, das ich umsetze ohne es mir groß genehmigen zu lassen. Etwas, das von der Stadt nicht abgesegnet ist. (vgl. VERTRETER GB 2017) Top-down ist immer auch eine Möglichkeit bottom-up eine bestimmte Bühne oder einen bestimmten Rahmen zu geben, der bei losen bottom-up Projekten so nicht gegeben wäre. Bottom-up Prozesse können oftmals auch sehr frustrierend sein und sind nicht immer nur mit einem Erfolgserlebnis verbunden. Da kann es auch eine Chance sein, wenn sich durch top-down ein Rahmen eröffnet. Dieser Rahmen muss nicht immer unbedingt finanzielle Unterstützung sein, es kann auch einfach eine Sichtbarmachung des Ganzen bedeuten, indem bottom-up Prozesse ermöglicht und unterstützt werden (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). PIA HLAVA zusammenfassend:

„Ich glaube es muss beides geben und es sollte fast immer beides in irgendeinem Ansatz vorhanden sein“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

Dafür braucht es eine grundlegende Entscheidung der Stadtentwicklung und der Politik, die Rahmenbedingungen festlegt um beide Ansätze zusammenzuführen. Es braucht einen offenen Geist bei der top-down Entscheidung, der sich sehr wohl auch nach unten verständigt, dort wo sich die Realität, die Ideen und das Leben, für das man plant, stattfindet. Davon profitiert auch ein top-down Ansatz. Wenn dies in einer guten Balance zueinander steht, sollte dies jedes Mal ein Lernprozess sein von dem beide Seiten profitieren und letzten Endes eine top-down Entscheidung auch qualitativ hochwertig werden lässt. Wenn man sich bei top-down Entscheidungen mit bottom-up Prozessen auseinandersetzt, kann dies die top-down Entscheidung verbessern. Das generelle Problem bei Partizipation ist jedoch oft die Frage was schlussendlich mit dem passiert, was man bottom-up einbringt. Dies ist besonders schwierig, wenn es nicht unbedingt um etwas Aktionistisches geht, wo unmittelbar das Ergebnis zu sehen ist, weil es kreiert und umgesetzt wurde, sondern um eine Idee oder eine Meinung von unten. Hier ist es wichtig ein Entscheidungsstrukturenverständnis in der Bevölkerung zu schaffen und zu vermitteln, wie Entscheidungen zu Stande kommen. Man kann nicht davon ausgehen, dass einer alleine alles entscheidet und es ist eine Utopie zu glauben, dass nur die eigene Idee und Vorstellung zählt, die man in einen Planungsprozess einbringt. Diese Abwägung ist immer auch ein Kompromiss. Das ist Planung. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

„...das sind viele Dinge, die man zusammenrechnen muss und da geht sich manchmal das eine oder andere nicht mehr aus. Oftmals herrscht so ein Frustrationslevel und so ein Unverständnis gemäß dem Satz ‘da red’ ma eh nur umsonst, weil da passiert eh nix..‘ Das stimmt nicht! Wir als Planungsabteilung müssen schon mal jede formale Stellungnahme bearbeiten und berücksichtigen“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

Nach dem Grundwillen von top-down mit bottom-up Prozessen zusammenzuarbeiten braucht es auch Ressourcen. Es ist aufwendiger, wenn man nochmal nach unten nachfragen muss und es muss für diesen Mehraufwand ein Bewusstsein da sein, dass sich dieser lohnt. Deshalb sollte die Planung immer reflektieren, was welcher Prozess auch an Mehrwert für sie gebracht hat. Manches bringt viel an Ideen und manchmal auch viel an Frustration für beide Seiten. Man kann durchaus voneinander profitieren, gegenseitig voneinander lernen und sich weiterentwickeln. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

ANHALTSPUNKTE EINER SINNVOLLEN INTEGRATION

In einem nächsten Schritt soll erörtert werden, wie man den Enthusiasmus und das kreative Potential an Ideen parallel zu bereits bestehenden Partizipationsinstrumenten in der Planung implementieren kann und was berücksichtigt werden muss um klare Modelle einer sinnvollen Integration von DIY Interventionen zu entwickeln. Da eine Integration auf großer Ebene auf ähnliche Maximen aufbaut, die bereits im kleinen Rahmen für eine nachhaltige Stadtentwicklung als funktionierend identifiziert wurden, soll hier auf die Prinzipien der Nutzbarmachung, der Kooperation und Teilhabe sowie des gemeinsamen „sharing“-Gedankens aus dem Kapitel 4.2 rekurriert werden.

NUTZBARMACHUNG

Projekte, die von der Bevölkerung selbst kommen, dem Gemeinwohl dienen und nicht kommerziell sind, müssen von der Stadtverwaltung unterstützt werden in dem ihnen Vorrang in der Bearbeitung eingeräumt wird. Es braucht ein Bekenntnis der Stadt und somit von allen Dienststellen, die damit befasst sind um dies wertschätzend zu behandeln. Im Fall der Grätzloase wird durch in Kontakt treten mit den EinreicherInnen, nachfragen und schnelleres Bearbeiten versucht, Ideen in der Umsetzung voranzutreiben. Dies ist natürlich auch möglich, weil es erstens noch nicht so viele Grätzloasen Einreichungen gibt und zweitens, weil dies einen Schwerpunkt der Stadtentwicklung darstellt, den man prioritär behandeln möchte. Die Grätzloase ist hier ein positives Beispiel, weil sich die Stadt dazu bekannt hat diese Strategie der Belebung des öffentlichen Raumes zu verfolgen um so dem Wunsch der Menschen nach Mitgestaltung nachzugehen. Somit kann auch die Stadt vom Nutzen von DIY Urbanism profitieren (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Außerhalb der Grätzloase und ihrer Priorisierung in der Stadtentwicklung, bedarf es einer grundlegenden Optimierung von Verwaltungsabläufen, die einerseits klare Rahmenbedingungen vorgeben und andererseits eine Flexibilisierung von Strukturen erlauben. Planung an sich ist etwas Langwieriges und weckt zunehmend den Wunsch nach schnelleren und effizienteren Abläufen. Dass die Stadt Wien diesbezüglich Schritte setzen muss, ist unabdingbar. Im Hintergrund wird bereits daran gearbeitet Verwaltungsabläufe zu optimieren, sodass sich alle beteiligten Magistrate der Stadt Wien besser vernetzen können. Dies hat Auswirkungen auf privatrechtliche Projekte bzw. auch die Grätzloase selbst, da via Webpage ein Antrag gestellt und zeitgerecht bearbeitet werden kann (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Ein klarer Rahmen in der Form von gesetzlichen Verankerungen und Vorschriften der Stadt ist für jede Prozessimplementierung unabdingbar. Es muss klar sein worum es konkret geht, wer die AkteurInnen sind, wer für was Entscheidungen trifft, wer für was haftet, wie Aufgaben und Rollen verteilt werden und wann was verwirklicht wird. Durch diese Spielregeln soll ganz transparent verdeutlicht werden, was möglich ist (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017; VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Dadurch hat man auch einen gewissen Spielraum, den es ohne diesen Rahmen nicht geben würde. Es ist eine große Herausforderung für Wien und auch alle anderen Städte, diese Strukturen zu schaffen. Die Grätzloase gibt sich hier gerne als Experiment her, anhand dessen solche Dinge ausprobiert und durchdacht werden können. (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017)

„Ich bin immer der Meinung; wenn Dinge im Kleinen funktionieren, funktionieren sie auch in größeren Strukturen.“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017)

In vielen Bereichen funktionieren alte Strukturen nicht mehr. Dies betrifft nicht nur den öffentlichen Raum, sondern ganz viele gesellschaftliche Bereiche. Man muss deshalb neue Wege gehen, die eine Nutzbarmachung hinsichtlich DIY erlauben. Diese bedürfen Mut, eine gewisse Offenheit, ein aufeinander Zugehen und ein gemeinsames Ausprobieren. Dabei gibt es kein richtig oder falsch, sondern ein Probieren und Schauen, wie es am besten funktioniert (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Dieses Ausprobieren innerhalb des festgelegten Rahmens erweckt auf der anderen Seite gleichzeitig den Wunsch nach einem gewissen Maß an Flexibilität und dem Lockern dieser notwendigen Strukturen. Für den Erfolg einer gelungenen Implementierung braucht es beides. Ein Abweichen der Stadt in ihren Vorschriften gestaltet sich jedoch oftmals schwierig, da ihr gesamter Verwaltungsapparat nach Spielregeln arbeiten muss.

„Wir haben uns beispielsweise bei der Grätzloase im Vorfeld überlegt, welche Kriterien uns wichtig sind, weil wir dieses Projekt unterstützen wollen. Das bedeutet beispielsweise, dass wir bei den Materialien nicht so streng sind wie bei kommerziellen Nutzungen. Man hat Kompromisse gemacht - manches geht jedoch einfach nicht“ (VERTRETERIN MA 19 2017).

Kompromisse und gegenseitiger Respekt sind Voraussetzungen für flexiblere Strukturen. Viele DIY Aktivitäten können auch für die Stadt von Vorteil sein, dies ist jedoch noch nicht immer im Bewusstsein der Verantwortlichen angekommen.

„Wenn jemand ein Bankerl vor die Haustüre stellt, dann brauche ich als Stadt nicht dafür aufkommen und eines bereitstellen, welches diese und jene Standards erfüllen muss“ (VERTRETER GB 2017).

Ein Einpendeln und das Herstellen von gegenseitigem Verständnis benötigen Zeit. Betrachtet man die letzten 10 Jahre so hat sich in diese Richtung schon vieles getan. Die Stadt ist auf einem guten Weg und je mehr gemacht wird, desto einfacher werden Umsetzungen in Zukunft. Dinge, die einmal funktioniert haben, sind im Folgejahr schon wesentlich einfacher umzusetzen (vgl. VERTRETER GB 2017). Oftmals sind es Vorgaben in Bezug auf Genehmigungen und Sicherheitsaspekte, die den Wunsch nach Lockerungen wecken. In Bezug auf die Belebung der Erdgeschosszonen als eine Art Brücke zwischen dem öffentlichen und privaten Raum verbietet beispielsweise die StVo, die den Gehsteig nicht als Aufenthaltsraum, sondern als Durchzugs- und Transitraum tituliert, dass sich Leute vor einem Lokal hinsetzen dürfen. Verbote und ein nicht zu Stande kommen von Aktivitäten ist in vielen Fällen auch auf eine gewisse Überreglementierung und Schwachstellen im Grundrahmen zurückzuführen. Nicht alles, was man täglich im Straßenraum wahrnehmen kann, ist tatsächlich so genehmigt. Es gibt viele Grauzonen und Grenzbereiche innerhalb derer einfach Kleinigkeiten ohne Absegnen seitens der Stadt „passieren“ und man im Nachhinein merkt, dass es erstens gar nicht so schlimm ist und zweitens so auch zu einer Verschönerung des Stadtbildes beiträgt (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Trotz dem Bedarf nach Effizienzsteigerung und Erleichterungen, wenn es um den Erhalt von Genehmigungen geht, darf nicht außer Acht gelassen werden, dass Mitgestaltung weiterhin etwas Komplexes sein wird, da viele Menschen, Interessen und Funktionen zusammenkommen.

„Ich erkläre Bewohnerinnen und Bewohnern oft, dass wir ein oberirdisches aber auch ein unterirdisches Leben in der Stadt haben. Wir können darüber reden, dass es super wäre

eine Sitzbank, einen Baum etc. zu haben. Demokratisierung; behindertengerechte Zugänge, Belichtung...wenn man das alles mitdenkt, ist es kein Wunder, dass alles länger dauert. Und dann geht man in das Unterirdische mit den ganzen Einbauten und plötzlich stürzt alles was bereits oben abgeklärt wurde wieder zusammen“ (VERTRETERIN GB 2017).

Durch diese Art der Komplexität, die auch bei online Anträgen weiterhin bestehen bleibt, werden gewisse Dinge immer länger dauern als andere. Was es dabei jedoch auch Bedarf ist ein gemeinsamer Blick in die gleiche Richtung und das Wegfallen von Überzeugungsarbeit auf Fachebene.

„...dass wir, wenn wir uns um Stadtentwicklung kümmern nicht erst Kolleginnen und Kollegen überzeugen müssen, dass es eh ok ist, wenn der Gehsteig breiter ist oder die Parkplätze wegfallen“ (VERTRETERIN GB 2017).

Nicht die Stadtentwicklung ist so langsam, sondern die Gesellschaft verändert sich im Vergleich dazu rasend schnell. Planung braucht jedoch Zeit. Diesen sprichwörtlichen Spagat zukünftig zu bewältigen, stellt eine notwendige Herausforderung dar. DIY oder im Speziellen Tactical Urbanism haken genau hier ein und bieten die Möglichkeit durch sogenannte „Phase-o-Implementierung“ schnell auf Veränderungen reagieren zu können, Ideen auszutesten und „Best-Practice“ mit sofortiger Wirkung umzusetzen. Dabei wirft DIY die Frage auf, inwiefern diese kleinmaßstäbigen Projekte überhaupt zu großmaßstäbigen Veränderungen führen können? Viele Dinge brauchen erstmal kleine Ansätze. Es gibt unzählige Studien die belegen, dass man öffentlichen Raum anders nutzen kann, dies bringt jedoch keinerlei Veränderung, wenn dieses Wissen in irgendwelchen Laden verschwindet und nie zur Anwendung kommt (vgl. VERTRETER GB 2017). DIY Projekte wie die Grätzloase können hierbei als Ansatz verstanden werden, im kleinen Rahmen Veränderung anzustoßen. Zusätzlich sollen sie als Phase-o-Implementierungswerkzeug fungieren, um Ideen ohne große Investitionssummen auszutesten und auf ihre Sinnhaftigkeit zu prüfen. Dieses Anteasern mit kleinen Impulsen ist im öffentlichen Raum mittels temporärer Aktionen möglich, hat jedoch als Planungsansatz in Wien noch kaum Fuß gefasst (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Im 8. Bezirk in der Schulgasse gab es diesbezüglich ein Beteiligungsprojekt mit PlanerInnen und dem GreenLab, bei dem man versucht hat temporär verschiedene Planungsvarianten auf ihre Tauglichkeit zu prüfen (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Auch die Gebietsbetreuung hat in einem Umgestaltungsprojekt eines Schulvorplatzes mittels temporärer Lösungen versucht Ideen zu testen und zu simulieren. Dabei wurden, um das Grätzl zusammenzuführen, die Schule und alle KooperationspartnerInnen aus der Umgebung eingeladen mitzugestalten. Mittels Möbelworkshop wurden von SchülerInnen die fehlenden Sitzgelegenheiten gebaut, eine Straße wurde für Rap- und Graffitiworkshops gesperrt und der Unterricht wurde in die Stadt hinaus getragen. Man kann dadurch nicht nur Möglichkeiten aufzeigen, sondern auch Berührungspunkte und Schnittstellen für Kommunikation herstellen. Nicht jede Planungsabteilung verfolgt jedoch diesen doch sehr aktivistischen Zugang, der in der Praxis relativ aufwendig ist und sehr gute Kontakte auf lokaler Ebene voraussetzt (vgl. VERTRETER GB 2017; VERTRETERIN MA 18 2017). PIA HLAVA betont hierbei das verborgene Potential, welches von der Planung noch nicht ausreichend ausgeschöpft sei und ELISABETH IRSCHIK verweist in diesem Zusammenhang auf ein großes Maß an Vermittlungsarbeit, welches hierfür in der Bevölkerung von Nöten wäre (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Der Relevanz von solch kleinen Projekten ist man sich in der Stadtentwicklung dennoch bewusst, besonders durch ihre große Rolle in Hinblick auf einen Bewusstseinswandel auf niederschwelliger Ebene. Schwierig

sei jedoch die Diskrepanz zwischen den BürgerInnen die für dieses Thema schon ein Bewusstsein haben, bereits interessiert geschaltet sind und ihre Antennen ausgefahren haben und jenen, die dafür noch kein Bewusstsein haben. Diesen vermutlich größeren Teil an Menschen zu erreichen, zu bewegen und zu begeistern ist eine große Herausforderung. Im PlanerInnenumfeld weiß jeder bereits was die Grätzloase ist und was eine Gebietsbetreuung für Funktionen hat etc. Die große Masse verfügt jedoch nicht über dieses Wissen. Auch dieses gilt es nutzbar zu machen. Dies verlangt, dass man sich aus diesem Dunstkreis der eigenen Blase herausbewegt. Bevor nichts passiert ist es natürlich von Vorteil, gemäß der „*low hanging fruits*“, mit einem bereits interessierten Umfeld zu arbeiten, denn auch so kann man sich durch Weitergabe an Information als Bewegung erweitern und weiterentwickeln. Das Problem ist, dass man über diese Schwelle hinweg schwer Leute erreicht. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

KOOPERATION & TEILHABE

Eine Möglichkeit um den größtmöglichen Mehrwert aus bottom-up und top-down im Rahmen von DIY zu erzielen, sind institutionalisierte DIY Projekte. Es braucht eine gewisse Institutionalisierung, damit Ideen und Projekte bottom-up nicht im Sand verlaufen. Sie bieten den BewohnerInnen eine Anlaufstelle für ihre Ideen und sichert als Einrichtung für das Vorhaben von DIY AkteurInnen Unterstützung zu. Diese Unterstützung in Form von Institutionen ist notwendig, weil nicht alle Menschen JuristInnen, PlanerInnen, ArchitektInnen etc. sind und mit der Materie Stadt vertraut sind. Zusätzlich ist eine Institutionalisierung durch ihre beratenden Funktionen gleichzeitig auch eine Zeit- und Wegersparnis für jede und jeden Einzelnen (vgl. VERTRETERIN GB 2017; VERTRETER GB 2017). Finanzielle Unterstützung, wie sie bei der Grätzloase gegeben ist, kann als übergeordneter Rahmen, der Zielvorgaben und Meilensteine vorgibt, bei bottom-up Prozessen, die viel an Selbstorganisation und Selbstdisziplin abverlangen, auch als eine Art Ansporn gesehen werden, da die Finanzierung oft an einen gewissen Ausarbeitungsstand gekoppelt ist (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). PIA HLAVA sagt dazu:

„Ich glaube, dass viele Ideen schon irgendwo in der Stadt herumschwirren aber leider im Keim ersticken, weil all das macht man ja ‘dann... oder wenn man...’ Finanzielle Unterstützung ist hier ein toller Anstoß, eine Einladung“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

Es braucht eine Begleitung, die man durch eine Institutionalisierung bereitstellen kann, wenn man neue Räume zur Verfügung stellt, denn von alleine passiert wenig. Es ist wichtig Prozesse anzustoßen, Leute zusammenzubringen, Impulse zu setzen und nicht eine Art Überforderung zu produzieren (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Keines dieser Projekte wie die Grätzloase würde jedoch funktionieren, wenn der Wille mitzugestalten und Verantwortung zu übernehmen, nicht von den Leuten selbst ausginge. (vgl. VERTRETERIN GB 2017)

Zusammenfassend benötigt es demnach ein gewisses Maß an Begleitung und im Idealfall auch eine monetäre Förderung von Seiten der Stadt oder anderen Institutionen. Es ist gerecht, dass diese bottom-up Entwicklungen auch Unterstützung wissen. Viele würden den Prozess der Umsetzung sonst nicht schaffen, weil es viele Dinge zu beachten gibt, die sie im Normalfall nicht wissen müssen. Dafür gibt es ExpertInnen. Wir leben in einem Land, in dem wir viel an Steuern zahlen, das Geld dafür ist da. Es ist in Ordnung, wenn die Stadt diese Projekte finanziell oder personell unterstützt. Dafür müssen Gelder geschaffen werden. Bezüglich der Unterstützung hat man in Wien zudem den großen Vorteil der Gebietsbetreuungen, den andere Städte nicht

haben. Diese Art von Kooperation ermöglicht Teilhabe. Spannend ist es, wenn man beispielsweise nach Deutschland blickt wo es Projekte gibt, in denen den BürgerInnen ein gewisses Budget übergeben wird, das sie für zwei, drei Jahre selbstständig verwalten und darüber entscheiden. So etwas gibt es in Wien nicht, deshalb muss mit der Stadt Wien und den Bezirken zusammengearbeitet und geschaut werden, wo es noch Förderungen gibt, um die Leute zu unterstützen (vgl. VERTRETERIN GB 2017). Inwieweit diese Unterstützung nur als Starthilfe angesehen werden kann oder es dies auch in Zukunft benötigt, hängt davon ab wie sich das Thema weiterentwickelt. Wenn Genehmigungen und Kommunikation zwischen den BürgerInnen und der Stadt vereinfacht werden, wird die Rolle, die die Grätzloase einnimmt, vielleicht nicht mehr benötigt. Finanzielle Unterstützungen durch Förderungen werden wahrscheinlich trotzdem hilfreich sein, um auch den Ideen zur Realisierung zu verhelfen, denn nicht jeder schafft es selbst ein Budget aufzustellen oder alleine an Förderungen heranzukommen. Zusätzlich ist es auch eine Art von Wertschätzung und verhindert, dass Projekte nur zum Selbstzweck realisiert werden. Dazu muss der Mehrwert für die Öffentlichkeit in Form von Belebung des öffentlichen Raums für mehr Nachbarschaft und Kommunikation an die Bedingungen der Förderung geknüpft sein. Zurzeit benötigt es vor allem in Hinblick auf Genehmigungen und Verhandlungen noch Unterstützung. Es gibt noch immer Auffassungsunterschiede und Tätigkeiten, die auch für die Stellen, die es genehmigen müssen, neu sind. Dabei ist es notwendig, dass was man vor hat möglichst gut und einfach zu erklären. Es kann passieren, dass jemand vor einem Lokal eine Grätzloase mit Sitzgelegenheiten aufstellen will und es daran scheitert, dass geglaubt wird, man möchte eine Art Schanigarten errichten, der kommerziell genutzt wird. Es passiert, dass man nicht genau weiß wovon eigentlich die Rede ist. Die Grätzloase und auch die Gebietsbetreuungen versuchen hier zwischen zu schalten um A und B zusammen zu bringen (vgl. VERTRETER GB 2017). In diesem Kontext spielt auch immer wieder das Schaffen von Vertrauen eine Rolle und wirft die Frage auf, inwiefern sich die Akzeptanz der Stadt gegenüber DIY Projekten durch die Grätzloase und andere AkteurInnen verändert hat.

„Wenn man weiß, wie man miteinander umgeht und sich gegenseitig ernst nimmt, macht die Stadt sehr viel für dich“, betont ISABELLA SCHISZLER vom Verein SPACE AND PLACE.

Man muss Begegnung und Kommunikation in einem normalen Miteinander abhalten – produktiv. Geben – Nehmen. Vertrauen ist ganz wichtig um Kooperationen und Teilhabe zu ermöglichen. *Space and place* hat sich durch jahrelange Stadtarbeit bereits einen Namen gemacht, die Projekte haben Hand und Fuß, das weiß die Stadt mittlerweile. Dieser „erkämpfte“ Ruf, den auch die Grätzloase hat, bringt gewisse Vorteile für beide Seiten mit sich (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017). Vieles steht und fällt je nachdem wie gut man mit den Leuten vor Ort zurechtkommt und wie man miteinander kommuniziert. Vieles ist nur möglich, weil Vertrauen besteht. Ein großer Teil der Arbeit, die vor Ort verrichtet wird, ist Überzeugungsarbeit. Man hat bestimmte Argumente um Vorurteile, Barrieren oder Bedenken auszuräumen und diese erzählt man immer und immer wieder. Irgendwann klappt es dann (vgl. VERTRETERIN GB 2017). Die Stadt hat durch die Grätzloase eine Schnittstelle, einen Ansprechpartner, durch den man nicht alles neu erklären muss. Die Stadt einerseits und die BewohnerInnen andererseits sprechen oftmals eine andere Sprache oder haben eine andere Auffassung von Dingen. Die Grätzloase kennt beide Seiten und kann beraten oder wenn von Nöten, einen Zwischenschritt legen (vgl. VERTRETER GB 2017). Bevor es die Grätzloase gegeben hat, musste man sich Informationen bei den Magistraten einzeln einholen. Man hat vielleicht unterschiedliche

Auskünfte bekommen. Nun gibt es festgelegte Regelungen über die alle Bescheid wissen und eine Jury, die bereits bestätigt hat, dass das Projekt für gut befunden wird. Man muss in die gleiche Richtung denken, an einem Strang ziehen und die Verwaltung muss den Mehrwert verstehen, den es bringt, wenn man Leuten bestimmte Dinge zugesteht (vgl. VERTRETERIN GB 2017). Dies benötigt des weiteren eine verbesserte Kommunikation zwischen der Zivilgesellschaft und der Verwaltungsebene, welche die Grätzloase implizit als Ziel verfolgt, in dem man Projekte gemeinsam umsetzt. Dadurch werden unterschiedliche Sichtweisen zusammengebracht und man begegnet sich auf Augenhöhe. Es wird klar, wie differenziert Stadt eigentlich funktioniert und wie viele AkteurInnen daran beteiligt sind (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Es muss Respekt, ein Miteinander und Verständnis da sein und man muss sich gegenseitig ernst nehmen und auf eine Ebene stellen (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017). Dies ist wichtig, da vorherrschende starke Hierarchien einfach vieles verhindern. Eine goldene Mitte ist Voraussetzung für den Prozess des gemeinsamen Aushandelns. (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017)

„Das prangere ich bei Kulturschaffenden manchmal an, dass sie immer sagen ‘wofür braucht man das und wofür ist das?’ ‘Na, da bin ich mir wirklich zu gut um mich da ausquatschen zu lassen’. Wenn du Geld und eine Genehmigung haben willst, dann ist das nun mal die Vorgabe. Was bringt mir das, wenn ich ohne Genehmigung agiere und mir das im Endeffekt nur noch mehr Kohle kosten würde?“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

Viel zu kommunizieren macht Sinn. Natürlich wird sich Kommunikation im Laufe der Zeit von sich aus auch automatisch reduzieren, wenn sie nicht mehr notwendig ist. Im Moment ist sie noch in einem hohen Maße und an sehr vielen Orten notwendig, weil die Thematik DIY in der Stadt und das Zusammenbringen von DIY und Stadtentwicklung etwas Neues darstellt. Nimmt man beispielsweise die Idee eines Parklets her, so muss man vielen erst erklären, was man für Intentionen damit verfolgt, dass es für die Allgemeinheit nutzbar ist, welche Herausforderungen es gibt, wer mitmachen und sich beteiligen möchte etc. Dahinter steckt ein großer Kommunikationsaufwand der auch wiederum positiv zu betrachten ist, da er Leute zwingt, miteinander zu reden. Die Grätzloase sieht darin einen positiven Nebeneffekt, da sie stark daran interessiert ist, Nachbarschaften aufzumachen und zu stärken (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Auch die Vernetzung vor allem planungsbezogener Abteilungen zur Förderung von Kooperation, Austausch und Diskussion sind von zentraler Bedeutung für eine gute Zusammenarbeit. Es gibt bereits unterschiedliche Rahmenbedingungen, die diese Art der Arbeit weiter forcieren. Immer knapper zur Verfügung stehende Ressourcen und Verwaltungseinsparungen verdeutlichen, dass die Verwaltung in Zukunft ihre Angebote vermehrt bündeln wird müssen. Viele Verwaltungsangebote werden in den digitalen Raum verlagert. Man kann als BürgerIn schon vieles von daheim aus abwickeln – vom Parkpickerl bis zum Reisepass. Dies führt auch zu positiven Veränderungen hinsichtlich der Verfahrenseffizienz. Nicht mehr nachbesetzte Stellen führen zu einem Fehlen an Manpower und vorhandene Manpower muss dementsprechend umstrukturiert werden. Dies stellt die Frage in den Raum, was überhaupt noch alles persönlich abgewickelt werden muss. Digitale Möglichkeiten werden zukünftig auch sehr viel an Chancen für die Verwaltung aber auch die Bevölkerung bieten, so dass anders serviciert werden kann. Einerseits hat man die Dinge, die digital abzuwickeln sind und andererseits kann man das, was aufgrund von Computern nicht mehr an Manpower gebraucht wird für das Eingehen auf besondere Probleme und Bedürfnisse nutzen. Denn Dinge werden gleichzeitig auch

komplexer und Computer werden vielleicht nicht gleich die erste Lösung bieten. Es bedarf einer guten Balance für eine win-win Situation. Diese ist bei der Verwaltung einer municipality wahrscheinlich leichter umzusetzen wie eine interinstitutionelle Zusammenarbeit bei speziellen Anliegen mit beispielsweise der Wirtschaftskammer oder dem Bezirksamt. Hier müsste man sich Lösungen überlegen um über Institutionen hinweg zu agieren. Ein gegenseitiges Öffnen ist hier schwieriger, da ganz unterschiedliche Rollen und eine hohe Komplexität aufeinandertreffen. Interessensvertretung versus Verwaltung versus Gebietskörperschaft versus in einem föderalistischen Land wie Österreich Land, Bund und Gemeinden (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Auch bei kreativen AkteurInnen bringt ein hoher Vernetzungsgrad positive Vorteile hinsichtlich der Umsetzung von Ideen im öffentlichen Raum. Ein Erkundigen, wo bereits Plattformen zum Thema DIY und kreativer Raumbespielung bestehen, wo man Erfahrungen und Wissen austauschen kann bzw. über welche Initiativen man seine eigenen Ideen umsetzen kann, erleichtern den Umsetzungsprozess. Die Grätzloase, die Gebietsbetreuungen, die LA 21 aber auch die Mobilitätsagentur sind in Wien bezüglich dieser Thematik Anlaufstellen um Ideen zu unterbreiten und sich Informationen aber auch Unterstützung hinsichtlich der Realisierung zu holen. Es gibt eine Unzahl von AkteurInnen im öffentlichen Raum, die dasselbe Ziel verfolgen. Ein vermehrter Austausch sowie das Schaffen von Begegnungen untereinander würden das Lernen voneinander vorantreiben. (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

„Wenn wir uns als space and place für unsere Aktionen zum Beispiel das Motto ‘G’mischter Satz’ ausgedacht haben und ich dieses Motto dann plötzlich wo anders gelesen habe, habe ich mich früher geärgert. Meine Kollegin Brigitte hat dann immer gesagt ‘ist doch großartig, da denkt und arbeitet wer anderer in die gleiche Richtung wie wir’. Ich musste diese Perspektive erst lernen aber sie hat vollkommen recht, weil wir ja auch nur punktuell agieren können, da wir viel zu wenig finanzielle Ressourcen haben um unsere Aktionen über ganz Wien zu spinnen“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Diese Perspektive, wie hier in diesem Zitat beschrieben, ist ein gängiger Zugang zu Dingen in Wien, der oftmals mehr Sachen verhindert, als ihnen zur erfolgreichen Umsetzung zu verhelfen.

„...dass jeder sein eigenes Süppchen kocht, anstatt einen Eintopf zu machen“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Eine Art von „Eintopf“ zu schaffen, verfolgt der Ansatz der Initiative „Wir sind Wien“, die in einem Zeitraum von 23 Tagen im Rahmen einer Veranstaltung Kulturschaffende Wiens auf die Bühne holt. Dies ist aus der zuvor erläuterten Sichtweise heraus ein gelungener Kooperationszugang, da eine Stadt am Stück 23 Tage lang kreativ zu bespielen, für viele Initiativen bereits eine große Herausforderung darstellt.

Um Teilhabe möglichst unterschiedlichster Gruppen zu gewährleisten, ist es im Sinne der Nachhaltigkeit besonders bedeutend, das Blickfeld auf Kinder zu richten. Über die Verbindung zu den Kindern, welche im Vergleich relativ einfach herzustellen ist, kann man auch Kontakt zu deren Familien schließen und Multiplikatoreneffekte und somit Verhaltensänderungen generieren. Ein Ansetzen bei Kindern bietet somit versteckte Chancen unterschiedliche Bevölkerungsschichten und Lebensstile zusammen zu bringen und eröffnet ein Arbeiten, das viel grenzenloser erscheint. Deshalb sollte Bewusstseinsbildung zum Thema Stadtentwicklung bereits früh ansetzen. Studien und Projekte zeigen bereits, dass Kinder ein großes Interesse an Fragen

der Entwicklung ihrer Stadt haben, wenn diese spannend und lebensnah vermittelt werden. Eine Zusammenarbeit mit Kindern ist deshalb so fruchtbar, weil diese über viel Fantasie, Kreativität und Begeisterungsfähigkeit verfügen. Zudem sind sie in der Lage ihre Vision klar und ohne Vorbehalte auf den Punkt zu bringen. Eine Fähigkeit, die im Erwachsenenalter oft verloren geht, weil man lernt immer wieder an den eigenen Visionen einzusparen, da man weiß, dass die unrealistisch und so nicht umsetzbar sind. Kinder probieren – Erwachsene haben hingegen oft mehr Widerstände zu überwinden. An diesem Level anzusetzen und sich dieses Potential der Kinder zu Nutze zu machen bedeutet gleichzeitig, dass man mit weniger Aufwand mehr erreichen kann als bei Erwachsenen, die bereits eingefahrene Denkmuster besitzen. Durch die Arbeit mit Kindern hat man die Möglichkeit, ihnen ein Gespür für ihre gebaute Umwelt zu vermitteln, langfristig das öffentliche Bewusstsein für Stadtentwicklung zu schärfen und gleichzeitig eine Wertschätzung für die Arbeit der Planung zu entwickeln. (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017)

SHARING-GEDANKE

Mit „sharing“ ist einerseits das Teilen bezogen auf Verantwortung zu verstehen, andererseits bezieht es sich auf das Abholen und Teilen des bereits vorhandenen Wissens der Bevölkerung als lokale ExpertInnen aber auch die Weitergabe von Wissen und Erfahrungen durch Kommunikation der eigenen Arbeit.

Eines der großen Ziele von DIY Initiativen wie die Grätzloase ist es, einen Impuls zu setzen, der dann weitergetragen wird. Auch *space and place* ist darauf bedacht Impulse durch Projekte auf Schiene zu stellen, die, sobald sie funktionieren, nach einer längeren Zeitphase wieder losgelassen werden (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017; VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017). Ziel ist es die BürgerInnen in eine Art AkteurInnenrolle einzubinden und dadurch die Stadt vielfältiger zu machen. Es geht im Sinne von Veränderung um Empowerment und ein Miteinander, in dem die Bevölkerung unterstützt wird, selbst aktiv zu werden. Auch bei Prozessen der Lokalen Agenda und Formen von BürgerInnenbeteiligung auf unterschiedlichen Ebenen geht es im Kern um Empowerment zur Selbstorganisation. Man kann der Bevölkerung stückweise Verantwortung übergeben das direkte Umfeld selber mitzugestalten. Dabei gilt es zu überlegen, wie man zukünftig den passenden Rahmen schafft, diese nachhaltig in die Funktion von Stadt einzubinden (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Nichts desto trotz darf sich die Stadt nicht aus bestimmten Verantwortungen zurückziehen und muss weiterhin gewisse Grundversorgungen flächendeckend bereitstellen, auch wenn anderswo Dinge selbst organisiert werden. Auch die Stadt muss dazu lernen, wo es wirklich Bereiche gibt, in denen sie sich zurücknehmen kann, weil es ein anderer aus Eigenverantwortung übernehmen möchte. Ein Beispiel wäre das große Interesse in der Bevölkerung auch in der Stadt zu gärtnern. Gerade dort, wo auch der Stadt selbst mit Eigeninitiative und DIY geholfen wird, müsste sehr viel Unterstützung auch seitens der Stadt passieren (vgl. VERTRETER GB 2017). Andersrum soll sich auch die Stadt Unterstützung von ihren BewohnerInnen holen, wenn es um Wissen vor Ort geht. Die Rolle der Bevölkerung als lokale Expertise ist überall verankert. Die Bevölkerung mit ihren vielen Sichtweisen und Stimmungen ins Boot zu holen und ihr Wissen abzufragen ist unumgänglich. Das Partizipatorische kann die Fachexpertise nicht ersetzen, soll diese aber bestmöglich ergänzen.

„Wir sind auch ExpertInnen, wir sind PlanerInnen, können uns einmal einen Ort anschauen, analysieren und räumliche Erhebungen machen aber die wirklichen ExpertInnen sind einfach die Leute, die das jeden Tag nutzen. Wir sind auch nur von 9-17 Uhr,

manchmal 19 Uhr unterwegs, wir sind nicht am Samstag, Sonntag dort, kennen einen Großteil der Nutzungen oder Nutzungsmuster nicht“ (VERTRETER GB 2017).

Alle Projekte müssen im Dialog mit den Leuten vor Ort passieren. Mit dem Grad der Aktivität der Leute vor Ort, erhöhen sich gleichzeitig auch der Identifikationsfaktor mit ihrem Stadtteil und die Bereitschaft sich zukünftig zu engagieren. Zudem besteht die Notwendigkeit einer lokalen Verankerung als „kurzer Draht“ und eine Art Vor-Ort-Präsenz. Es gilt das Viertel wieder vermehrt in das Zentrum der Betrachtung zu legen und zu eruieren, was dort bereits lokal verankert ist. Theoretisch ist das im Planungsverständnis der PlanerInnen verankert. In der Praxis kommt dies noch nicht immer selbstverständlich zur Anwendung, aber wird immer stärker mitgedacht. Es gibt Bezirke, die keine Planungsentscheidung mehr treffen ohne Bürgerbeteiligung in welcher Form auch immer. Partizipation kann natürlich je nach Prozess in den unterschiedlichsten Formen und Ausprägungen stattfinden – eine 100 % Beteiligung ist jedoch fast nie der Fall. Das hängt damit zusammen, dass man auch als PlanerIn in seinem Spielraum eingeschränkt ist z.B. durch technische oder budgetäre Rahmenbedingungen. In einem Dialog geht es jedoch auch darum zu erklären, dass es verschiedene Ansprüche und Wünsche gibt und dass man nur versuchen kann das so hinzubiegen, dass es möglichsten vielen zugutekommt. (vgl. VERTRETER GB 2017)

Weiters stellt sich die Frage warum trotz neuer Technologien, Implementierungen in Planungs- und Regierungsbehörden Wiens oft nur langsam von statten gehen. Ein Grund dafür ist das Zusammenspiel vieler verschiedener AkteurInnen sowie Prozessabläufen, die immer noch nach einem gewissen Schema passieren. Jede Planung ist in ihrem Ablauf immer noch relativ ähnlich und oftmals kommen wichtige Schnittstellen nicht zu Stande. Auf der einen Seite gibt es ein großes Angebot z.B. der online Stadtplan Wien, bei dem man bis zum Kanaldeckel alles abrufen kann. Andererseits ist der Überblick über diese Angebote und das Wissen diese abzuholen oftmals nicht vorhanden. Dies betrifft auch Menschen, die viel mit der Stadt arbeiten (vgl. VERTRETER GB 2017). Eine Form der Schnittstelle kann ebenfalls das Stützen auf Intermediäre wie die Gebietsbetreuungen sein, um vorhandenes Wissen abzuholen. Diese betreiben oft Planungsvorarbeiten und haben dadurch bereits eine gewisse Vorstellung und Expertise von einem Ort.

„Man kann immer nur versuchen alles auf den Tisch zu legen worüber gesprochen wird, möglichst gut für eine Sache zu argumentieren und im Idealfall wird ein Projekt draus, welches dann auch gemeinsam mit der Planungsabteilung umgesetzt wird“ (VERTRETER GB 2017).

Inwiefern auf diese Expertise gebaut wird, ist natürlich abhängig von den handelnden Personen in den Magistratsabteilungen und deren persönlichem Zugang zu Kooperation. Auch die Kommunikation der eigenen Arbeit als Planungsabteilung und das Herstellen eines Verständnisses, dass Planung ein Allgemeininteresse verfolgt, sind wichtig um effizienteres Arbeiten zukünftig zu ermöglichen. Man darf als PlanerIn nie auf die Gruppe vergessen, mit der man nicht in Kontakt ist und zu der man keinen leichten Zugang findet. Wenn man zu einer Form der Beteiligung einlädt, dann sind diejenigen von Anfang an beteiligt, die gegen ein Planungsvorhaben sind und lautstark argumentieren kommen. Man muss jedoch auch noch jene große Masse mitdenken, die man nicht erreicht oder die sich aus fehlenden Ressourcen oder Interesse nicht einbringt. Die Gruppe, mit der man eigentlich agiert, ist immer noch ein relativ kleiner Kreis und man darf sich bei Beteiligung nie nur auf diese direkten, kommunikativen Formate

beschränken. Es bedarf einem Methodenmix (inkl. Befragungen, Beobachtungen, Sozialraumanalysen etc.) und verschiedensten Formen der Kommunikation (inkl. Kommunikation mit MultiplikatorInnen, die die verschiedenen Lebenswelten kennen, zu denen man nur schwer Zugang hat) als Schlüssel für eine gelungene Arbeit. Es gilt bestehende und bewährte Instrumente so abzuwandeln und zu verändern, dass sie anders einsetzbar sind. Neue Technologien bieten für die Stadtentwicklung auch neue Möglichkeiten und stellen eine wesentliche Erleichterung für BürgerInnen dar, wenn es um das Einholen von Informationen geht. Wenn es darum geht sich als BürgerIn einen Überblick zu verschaffen, ist es sicherlich ein Vorteil, wenn man Stadt auch so organisieren kann, dass Informationen möglichst leicht und einfach verständlich abzurufen sind oder man selbst auf einfachem Wege informiert wird. Berührungspunkte mit modernen Medien bestehen bereits bei der Ermöglichung von Partizipation und Beteiligung über digitale Wege. Ein alleiniges Stützen auf diese Art der Kommunikation ist jedoch nicht sinnvoll, da nicht jeder im Umgang mit neuen Medien fit ist und sich dadurch nicht jeder auf diesem Wege einbringen kann. Wendet man neue Technologien für planerische oder partizipative Zwecke an, so muss trotzdem ein Fenster offen gelassen werden für all jene, die diesen Zugang nicht haben. Gerade Kinder oder ältere Menschen in der Bevölkerung werden wahrscheinlich online oder mit digitalen Medien schwieriger zu erreichen sein. Durch dieses Mehr an AkteurInnen bedarf es auch Überlegungen, welche Formate man nutzt. Es empfiehlt sich auch hier mehrere Kanäle zu bedienen, doch als Ergänzung darf sich die Planung neuen Medien nicht verwehren (vgl. VERTRETER GB 2017). Auch die Kommunikation über den öffentlichen Raum und dem Umgang mit ihm muss behutsam fortgeführt werden. Dass es Sinn macht, dass es Vorschriften gibt aber auch, dass bestehende zu hinterfragen sind, weil sie übertrieben oder nicht mehr zeitgerecht sein können. Gegenseitiges Verständnis für die Arbeit und das Funktionieren von Stadt zu erzeugen ist definitiv notwendig und wird durch Projekte wie die Grätzloase implizit unterstützt (vgl. VERTRETERIN GB 2017). Ein Mehr an Austausch und Kontakt kann auch für die BürgerInnen eine Chance sein, in die Verwaltung hineinzuschnuppern. Diese ist in vielen Köpfen der Bevölkerung komplett mystifiziert und leider auch dämonisiert. PIA HLAVA dazu:

„Die Verwaltung... sie muss eingespart werden, sie kostet zu viel. DIE Verwaltung, das ist wie ein Monster, das existiert. Aber wenn du mal hineinschaust, was da alles gemacht wird und mit welchen unterschiedlichen Aufgabenstellungen wir arbeiten, dann hat man vielleicht auch ein anderes Bild. Und wie gesagt, auch wichtig, dass man nicht auf die Idee kommen darf, dass da ein Einzelner entscheidet wie die Welt funktioniert. Bei 1,8 Mio. als Verwaltung, wie soll das gehen?“ (VERTRETERIN MA 18 2017)

Ein Projekt wie die Grätzloase, welche bereits einen hohen Bekanntheitsgrad besitzt, zeigt, dass eine Implementierung von DIY Initiativen in der partizipativen Stadtentwicklung möglich ist. Um eine emanzipatorische Stadtgesellschaft zu integrieren bedarf es weiterhin Mut und auch Unterstützung, diesen offenen Weg zu beschreiten. Dies ist momentan noch nicht immer gleich gegeben auch wenn die Stadt darauf bedacht ist vieles zu ermöglichen und einen Weg für die Zukunft zu ebnen.

ANNELIES LARCHER von der Grätzloase:

„Natürlich kommen auch Herausforderungen auf uns zu, die es zu bewältigen gilt aber die sind alle machbar. Auch scheitern ist wichtig, so bitter es manchmal ist, lernt man auch ganz viel dabei. Ich habe sehr viel Kontakt mit unseren Einreicherteams und kann

nur sagen, dass es ganz viele engagierte Menschen in der Stadt gibt, die ganz viele Ideen und Kompetenzen haben wie und in welche unterschiedlichsten Richtungen man das weiterentwickeln kann. Ich finde es wäre gut, wenn man diese weiterhin nutzen könnte“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

HERAUSFORDERUNGEN UND LIMITIERUNGEN BEI DER IMPLEMENTIERUNG VON DIY ANSÄTZEN

Implizit ist bereits stellenweise auf einige Limitierungen und Konflikte rund um Do-It-Yourself eingegangen worden. Dennoch soll dieses Kapitel aktuelle und zukünftige Herausforderungen näher beleuchten, die im Zusammenhang mit der Implementierung einer emanzipatorischen Stadtgesellschaft bestehen. Dies betrifft Herausforderungen, die DIY Ansätze mit sich bringen aber auch Vorschriften in der täglichen Arbeit, die eine Implementierung erschweren.

FEHLENDES BUDGET

Viele DIY Initiativen, die sich im urbanen Raum bewegen und die Stadt bespielen stehen vor der Herausforderung eines immer knapper werdenden Budgets für ihre Vorhaben. Finanziert werden sie Großteiles aus Mitteln der Stadt Wien doch auch diese ist aufgrund der politischen Lage zu Einsparungen angehalten. Kulturelle Einrichtungen sind oftmals die Ersten, die diese Ressourcenkürzungen zu spüren bekommen. Trotz dieser Einsparungen besteht jedoch von Seiten der Geldgeber die Erwartungshaltung einer gleichbleibenden Leistungserbringung. Die Problematik besteht darin, dass zwar neue, innovative Ideen willkommen sind aber die Bereitschaft ein angemessenes Honorar als Gegenleistung zu zahlen ausbleibt. (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

„Das ist meine Arbeit. Ich kann nicht meine Ideen geben ohne dass ich dafür Geld bekomme. Als Angestellte/r der Stadt Wien, der gleichbleibend jeden Monat sein Geld überwiesen bekommt, in den Genuss eines 13. und 14. Gehalts kommt, der bezahlt auf Urlaub oder in Krankenstand geht fehlt oftmals das Verständnis, dass wir uns über diese Projekte finanzieren und hier auch unzählige Stunden investieren“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Man ist ständig dem Druck ausgesetzt neue GeldgeberInnen und Kooperationen an Land zu ziehen. Zudem ist man aufgrund der Fördersituation und unklaren Budgetzusagen oft gezwungen finanziell in Vorleistung zu gehen. Darunter leiden auch weitere ProjektpartnerInnen, die in einer gewissen Abhängigkeit stehen (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017). Umso bemerkenswerter ist der Enthusiasmus vieler AkteurInnen trotzdem mit der Stadt zu arbeiten. ISABELLA SCHIESZLER dazu:

„Man macht den Job eher aus Leidenschaft, nicht des Geldes wegen“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Aufgrund der Tatsache, dass das Budget nirgends größer wird und es immer schwieriger scheint Geld zu lukrieren ist es notwendig auf einer gesamtstädtischen Betrachtungsebene zu sehen, wie man das vorhandene Budget anders verteilen kann. Man ist angehalten zu priorisieren. Eine der Hauptlücken, die derzeit noch klafft, ist das fehlende geschulte Personal, das einen an die richtigen Stellen weiterleitet, wenn man eine Idee in der Stadt umsetzen möchte.

Hier bedarf es eines horizontalen Denkens, das über die eigenen Zuständigkeiten hinausgeht. Als NormalbürgerIn fehlt oft der Überblick über die Magistratsabteilungen und das Wissen wo man sich hinwenden muss. Eine zentrale Schnitt- bzw. Anlaufstelle zwischen Politik, Verwaltung und Zivilgesellschaft, wie es teilweise die Gebietsbetreuung oder die Grätzloase jetzt schon sind, wo man hinget, seine Idee schildert und diese dann wissen welche Schritte wo im Zuge dessen zu setzen sind, wäre die größte Hilfestellung, die man bieten kann. Im Idealfall wird das Anliegen dann bis zur Verhandlung oder bis zum Bescheid durch begleitet. Diese Zusage an Unterstützung erhöht im besten Fall die Motivation sich zu beteiligen und die Anzahl der umgesetzten Projekte, denn der Grund warum viele Ideen nicht realisiert werden sind anfängliche Hürden, die bereits zu hoch waren um das Vorhaben weiter zu verfolgen. (vgl. VERTRETER GB 2017)

Eine fehlende finanzielle Unterstützung bedeutet gleichzeitig auch, dass anfallende Genehmigungskosten aus eigener Tasche zu zahlen sind. Dies ist für viele AkteurInnen abschreckend bis hin zu nicht stemmbar. Ein gemeinnütziger Verein beispielsweise, der ein Fest veranstaltet um ein paar Spenden zu sammeln muss sich genauso für drei Tische auf dem Gehsteig eine Genehmigung holen und die Kosten dafür tragen. 50-100€ Genehmigungskosten bei zu erwartenden Spendeneinnahmen von 100-200€ ist unwirtschaftlich. Die Forderung geht dahin bei anfallenden Kosten zu differenzieren um den Aufwand möglichst gering zu halten. Gleichzeitig könnte man sich aus Einsparungsgründen überlegen, wie es um die Sinnhaftigkeit aller anwesenden Personen bei Genehmigungsverhandlungen wirklich steht, denn jede zusätzliche Person und deren Arbeitsstunden bedeuten einen Kostenmehraufwand. (vgl. VERTRETERIN GB 2017)

BÜROKRATISCHE HÜRDEN UND AUFLAGEN

Was Aneignungsprozesse und die Belegung und Nutzung urbaner Freiräume erschwert sind Auflagen der Stadt Wien. Hier ein Beispiel von *space and place*, das an der Sinnhaftigkeit manch bürokratischer Auflagen zweifeln lässt.

„Für eine gespannte Foto-Wäscheleine zwischen einem Laternenmast und einem Baum musste ich eine Genehmigung der MA für elektrische Anlagen, dem Gartenamt, der MA für öffentlichen Raum und der MA für Events einholen. Mehr als eine Stunde Aufwand und Telefoniererei. Wir sind keine Guerilla-Typen, Strafen können wir nicht bezahlen, weil wir keine Rücklagen im Hintergrund haben. Wir bekommen Geld für unsere Projekte und mit diesem setzen wir Aktionen im öffentlichen Raum um. Da müssen wir genau sein und dementsprechend wird dir schon anders, wenn du vier oder fünf MA's wegen so einer Kleinigkeit anrufen musst. Dann bekommst du auch noch zu hören 'ja schauen wir mal aber, wenn wir jemanden vorbeischicken und die Leine behindert, dann muss man sie wieder abnehmen'. Das sind Dinge, wo ich sage 'ja, es darf kein Wildwuchs sein, das verstehe ich aber, wenn du nur Hackeln kriegst... Unmengen an Genehmigungen die kosten und kosten' (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Eine zersplitterte Bürokratie, wie man sie in Wien vorfindet, erschwert das Einholen von Genehmigungen und macht die Forderung nach einheitlichen Antragsanforderungen sowie einer Aufweichung von Strukturen und Vorgaben laut. Finanzielle Förderungen sind an vollständige Budgetanträge und eine genaue Auflistung aller Ausgaben sowie einen vollständigen

Endbericht gekoppelt. Jeder Cent der ausgegeben wird muss zwecks Rückerstattung mittels Beleges dokumentiert werden. Es sind oftmals KünstlerInnen, die mit diesen Auflagen nichts am Hut haben aber auch die Normalbevölkerung, die sich dementsprechend schwertut, diese Anforderungen zu erfüllen (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017). Weiters ist zu erwähnen, dass ein Antrag bei der Stadt Wien nur in deutscher Sprache eingebracht werden kann. Dies stellt für einen Teil der Bevölkerung eine weitere Herausforderung dar, da laut Wiener Integrationsmonitor jeder Zweite der in Wien lebt einen Migrationshintergrund hat, entweder nicht selbst in Österreich geboren ist oder einen im Ausland geborenen Elternteil hat. (vgl. KROIS-LEITNER 2017: O.S.)

HAFTUNG UND SICHERHEITSASPEKTE

Dort wo DIY Aktionen über institutionalisierte Schienen wie die Grätzloase oder *space and place* im öffentlichen Raum gesetzt werden, ist die Stadt wie bereits erörtert in der Erteilung von Genehmigungen kulant (vgl. VERTRETERIN GB 2017). Anders bei nichtinstitutionalisierten Projekten – hier herrscht von Seiten der Stadt oftmals noch Skepsis und Angst, dass etwas passieren könnte. Haftungsfragen spielen hier eine zentrale Rolle und entscheiden darüber wo sich die Stadt sehr stark einbringt oder auch sehr restriktiv wirken kann. Der öffentliche Raum, in dem DIY Interventionen gesetzt werden, ist zwar öffentlich, wird aber trotzdem von der Stadt verwaltet. Dies ist auch der Grund warum alle Genehmigungsverfahren sind wie sie sind und teilweise auch ein wenig streng oder überzogen wirken. In vielen Belangen steht diese voraus-eilende Angst im Vordergrund. Man könnte meinen, dass Österreich in der Hinsicht generell etwas überreglementiert erscheint, eine Art Verbots-gesellschaft um die Bevölkerung vor allen Eventualitäten zu schützen. Auch die Stadt versucht sich so gut es geht abzusichern, da sie oftmals auch ziemlich abstruse Klagen bekommt, die mit einem hohen Bearbeitungsaufwand einhergehen und die es zu vermeiden gilt. Trotz diesem vorausschauenden Abwenden aufgrund von Absicherung darf man nicht in Richtung des amerikanischen Systems abgleiten, in dem alles mit Warnhinweisen überbeschildert und hundertfach erklärt erscheint. Die Folge davon ist das Verlernen von Selbstverantwortung. Dies steht vielerorts im Widerspruch zu der Forderung nach mehr Verantwortung ausgehend von der Bevölkerung (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). PIA HLAVA betont eine weitere Diskrepanz in diesem Kontext:

„Sie wollen zwar Verantwortung – im Fall es funktioniert etwas nicht wollen sie jedoch einen Schuldigen und der ist man meist nicht selbst. Meistens ist das die öffentliche Hand, weil irgendwo irgendjemand seine Arbeit nicht gemacht hat. Und das führt leider dazu, dass man immer mehr Regeln aufstellt und sich als Verwaltung noch mehr absichern muss. Eine ‘Katze beißt sich in den eigenen Schwanz’-Problematik“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

Es gilt zu überlegen, wie man als Stadt mit diesen Herausforderungen und der bestehenden Angst bezüglich Sicherheitsaspekten und den „was wäre wenn?“-Gedanken umgeht. Es wäre interessant diesbezüglich Studien heranzuziehen die belegen, wie oft tatsächlich etwas passiert ist. Braucht es all diese Vorschriften oder kann man diese zukünftig offener gestalten? Die Argumentation der Stadt, dass sie im Falle einer Klage Unmengen an Kosten zahlen müssen und deshalb vorweg bereits Verbote erteilt, kann jedoch nicht an konkreten Beispielen festgemacht werden. Ein Umdenken in Bezug auf zu generierende Sicherheitsaspekte und die Nutzung des öffentlichen Raums ist dabei unumgänglich. (vgl. VERTRETERIN GB 2017)

„Wir diskutieren innerhalb der Stadt tage-, stunden- und monatelang, weil nicht alle an einem Strang ziehen. Vieles ist nicht mehr generell verboten aber 7 von 10 sagen, dass man dieses und jenes gerne hätte und die anderen 3 sagen, dass das aus dem und dem Grund nicht möglich sei. Dann gibt es in 4 Wochen wieder eine Sitzung und wieder eine... Dieses nicht Abweichen von eigenen Vorgaben. [...] Wir dürfen uns nicht als Feinde sehen, sondern müssen aufeinander zugehen. Abrücken von diesem Sicherheitsdenken, wird eine Herausforderung sein“ (VERTRETERIN GB 2017).

POLITISCHE UNABHÄNGIGKEIT

Die DIY-Bewegung als Strömung eines neuen Urbanismus steht sinnbildlich für eine neue Kultur des Demokratieverständnisses und neue Formen der direkten Bürgerdemokratie (vgl. MÜLLER und WERNER 2015). Dieses Aufstreben von Städten sowie das von der Bevölkerung zunehmend eingeforderte Mehr an Mitgestaltungsmöglichkeiten rückt auch immer mehr ins Interessensfeld der Politik. Die Stadt Wien hält dies im STEP 25 durch die Ziele „Stadt fair teilen und intelligent nutzen“ sowie „Stadträume gemeinsam beleben“ fest. Gerade in Wahlkampfzeiten sind Parteien zunehmend auf der Suche nach öffentlichkeitswirksamen und kreativen Aktionen um die eigene Arbeit zu legitimieren, sich selbst zu inszenieren und WählerInnenstimmen zu lukrieren. Neue Formen von BürgerInnenbeteiligungen im Zuge von DIY Stadtgestaltung eignen sich hier besonders, um sich selbst als Partei einen innovativen Anstrich zu verpassen und sich von der Konkurrenz abzuheben. Vor diesem Hintergrund steht man als DIY Initiative vor der Herausforderung, sich nicht von politischen Parteien vereinnahmen zu lassen und ohne Mitbestimmung von außen seine Arbeit weder für eine Partei noch für die Stadtpolitik, sondern für die BewohnerInnen selbst zu machen und außerparteilich zu fungieren. (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

NACHHALTIGKEIT

Stadtentwicklung, wie sie im Sinne der Agenda 21 propagiert wird beinhaltet auch immer ein Agieren im Sinne der Nachhaltigkeit. Dies ist auch unverzichtbar um in Form von DIY durch Beispielungs- und erprobte Benutzungsprozesse bewusste, nachhaltige Stadtentwicklung zu betreiben. Auf übergeordneter Ebene geht es darum, zukünftig Möglichkeiten zu schaffen, wie man die Bevölkerung nachhaltig in Stadtgestaltungs- und Entscheidungsprozesse eingliedert und wie man DIY Initiativen, die bereits bestehen, nachhaltig in die Funktionen von Stadt einbindet. Dafür gibt es viele Räume in der Stadt, die eigentlich nicht genutzt werden. Es geht bei der Grätzloase und bei anderen Initiativen auch einfach darum, den Blick der Leute für diesen Raum zu öffnen und zu schauen, wo es denn ein Eck in der Nähe oder im eigenen Wohnumfeld gibt, welches man nutzen kann. Wo man einfach 3 Stühle und einen Tisch hinstellen kann, seine Mittagspause verbringt oder mit Kindern etwas bastelt. Diese simplen Dinge stärken nachhaltig das Zusammenleben und Nachbarschaftsbeziehungen und das tut einer Stadt nur gut (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017). Nachhaltigkeit bei Phase-O-Implementierungsprozessen bedeutet immer auch einen gleichzeitigen Kommunikationsprozess und Vermittlungsarbeit um langfristig zu verstehen, welches Ziel hinter temporären Interventionen steht. Es bedeutet bei temporären Dingen auch die Wiederverwendbarkeit der Materialien mitzudenken aber ganz wesentlich auch Beständigkeit in der eigenen Arbeit vor Ort (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Um langfristige Veränderungen zu erzielen gilt es Impulse zu setzen, die irgendwann eine Eigendynamik bekommen und ohne weiteres Zutun bestehen. Auch das gegenseitige Unterstützen, vernetzen und die Weitergabe von Erfahrung und Wissen an andere AkteurInnen

kann dabei als nachhaltig angesehen werden. (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

4.8 REPRÄSENTATION

Wenn es um Chancengleichheit bei der Teilhabe an öffentlichen Entscheidungsprozessen für möglichst Viele geht, ist unterm Strich oft zu beobachten, dass es meist eine bestimmte Bevölkerungsschicht ist, welche die Mitsprache bei Entscheidungs-, Planungs- und Gestaltungsprozessen einfordert und wahrnimmt. Die eigenen Vorstellungen werden somit räumlich manifestiert. Damit einhergehend macht sich auch im Rahmen von DIY im öffentlichen Raum Kritik einer mangelnden Repräsentation vielfältiger Bevölkerungskreise laut, insbesondere marginalisierter und auf den öffentlichen Raum angewiesener Gruppen. Die Fragen der Repräsentation beziehen sich darauf, inwiefern die Bereitschaft, sich für ein Thema zu engagieren, davon getragen wird persönliche Vorteile zu generieren, als auch wie in Wien sichergestellt wird, dass im Rahmen aller Formen von Aneignung im öffentlichen Raum möglichst viele Flächen für die Allgemeinheit frei zugänglich bleiben und inwieweit die Interessen der Grätzloase AkteurInnen auch den Wunsch der betroffenen Mehrheit widerspiegelt oder es sich doch um die Anliegen einzelner handelt.

Bereits in Kapitel 4.5 zum Thema DIY Kultur und deren AkteurInnen wurde darauf eingegangen, dass sich vor allem die Menschen mit dem Thema Selbermachen in der Stadt auseinandersetzen, die dafür über die notwendigen Ressourcen verfügen um am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Diese individuellen Ressourcen sind oft ungleich verteilt. Zudem ist es an der Gesamtbevölkerung gemessen noch immer nur ein kleiner Anteil, der für den öffentlichen Raum sensibilisiert und an seiner aktiven Gestaltung interessiert ist. Als Initiative, die sich mit bottom-up DIY Ideen und deren Umsetzung beschäftigt ist dies oftmals eine große Herausforderung mehr Bevölkerungsgruppen durch niederschwellige Arbeit zu empowern und dabei die eigene Arbeit in eine breitere Gesellschaftsschicht hineinzutragen. Die Schwierigkeit liegt darin über diese Schwelle hinweg Leute zu erreichen, nicht nur wenn es gilt etwas in der Planung zu verhindern, sondern wenn es um kreieren und mitgestalten geht (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Man muss sich immer wieder bewusstmachen, dass man in der eigenen Arbeit aus dieser Blase raus muss um andere Leute hineinzuholen. Wesentlich ist auch, dass man dieses Mitnutzen und Mitmachen können vermittelt und weiterträgt. Eine Grätzloase muss für alle offen sein, sie dient der Allgemeinheit und ist ein Mehrwert für uns alle (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017). Trotzdem sind es oft die kreativen Gruppen, die die ersten Schritte setzen und im Rahmen von DIY tätig werden. Ihnen kommt in gewisser Weise eine Art Vorreiter- oder Pionierrolle zu. Dies führt aber auch dazu, dass DIY Initiativen oft als „boboesk“ angesehen werden, die der hippen, jungen und wohlhabenden Bevölkerung mit ihrem gentrifizierten Lifestyle eine Bühne bieten. (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017)

„A criticism of the DIY Urbanism trend is that it is primarily a “hobby” for the urban, latte-drinking classes who have the time and resources to engage in projects. Indeed, some cynics comment that it’s as much about raising property prices as it is about raising communities“ (KÄLLBLAD 2015: O.S.).

Es bleibt die Frage, inwieweit man bei all den DIY Aktionen von „hipster“ und „avant-garde“-Projekten sprechen kann, die die kreative, urbane Mittel- und Oberschicht bedient anstatt Projekte für alle bereitzustellen. Es ist nicht wegzuleugnen, dass die Grätzloase eine gewisse Zielgruppe anspricht, die auch entsprechend gebildet ist und Trends verfolgt. Außerhalb dieser Gruppe ist es umso schwieriger Menschen zu erreichen und zur Teilhabe zu motivieren.

„Ich erinnere mich an ein Projekt von einem jungen Raumplanungsbüro/Co-working space die vor ihrem Büro eine Art Parklet gebaut haben. Auch das galt als sehr hip und tralala doch die Rückmeldungen waren, dass das eigentliche Ziel des Möbels war mit der Umgebung in Kontakt zu kommen, da man sich auch mit Nachbarschaftsprojekten auseinandersetzen wollte. Es war eine super Möglichkeit um mit der Bevölkerung in Kontakt zu kommen. Und das von jung bis alt. Ich denke mir, das ist ja auch das Ziel der Grätzloase und der Projekte, dass es eben im öffentlichen Raum Orte anbietet, wo man einfach in Kontakt treten kann und kommunizieren kann. Auch wenn jetzt die Errichter vielleicht einer gewissen Gruppe oder einem gewissen Lebensstil zuzuordnen sind, denke ich mir schon, dass es immer wichtig ist darauf zu schauen, dass es auch Projekte sind, die einen Nutzen für die anderen Bewohner haben, sofern sie bereit sind das anzunehmen“ (VERTRETER GB 2017).

Ja, es gibt Bevölkerungsgruppen in der Stadt, die, mehr als andere, auf den öffentlichen Raum als ihren „Alltagsraum“ angewiesen sind. Man denke hierbei an ältere Menschen, die eine Rastfläche zwischen ihren Alltagswegen benötigen, oder aber an Mütter mit ihren Kindern, die vermehrt im öffentlichen Raum anzutreffen sind, da sie diesen als Spielplatz nutzen. Die, die diesen Raum am dringendsten benötigen, sind jedoch nicht jene, die einreichen (vgl. VERTRETERIN GB 2017). Wie das vorherige Beispiel jedoch zeigt, eröffnet sich dadurch auch für diese Menschen neuer Raum, der genutzt werden kann. Um sicherzustellen, dass im Rahmen aller Formen von Aneignung im öffentlichen Raum auch möglichst viele Flächen für die Allgemeinheit frei zugänglich bleiben, ist es wichtig nicht nur jenen Aufmerksamkeit entgegenzubringen, die sich am lautesten zu Wort melden. Hier schenkt die Grätzloase jenen BewohnerInnen Gehör, die es selbst aus eigener Kraft nicht schaffen würden ihre Ideen umzusetzen. Demnach fördert die Grätzloase, so wie es sie gibt weder Ausgrenzung, Diskriminierung oder Segregation (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017; VERTRETERIN GB 2017). Stellen wie die Gebietsbetreuung, die LA 21 oder im Konkreten auch die Grätzloase sind Einrichtungen, die zwischen Bürokratie und Lebensalltag vermitteln – und das in beide Richtungen. Sie helfen zu verstehen und sich mit den übergeordneten Vorgaben zurecht zu finden. Dieses an die Hand nehmen und Prozesse zu begleiten ist wichtig und stellt sicher, dass sich nicht das Recht des Stärkeren durchsetzt, sondern dass unterschiedliche Bevölkerungsgruppen zum Zug kommen (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017; VERTRETERIN MA 19 2017; VERTRETERIN GB 2017). Man könnte von einem Gerechtigkeitstool sprechen, welches, dort wo nicht von selbst die Kraft besteht, nachhilft und unterstützt. Es ist wichtig Prozesse anzustoßen, Leute zusammenzubringen, Impulse zu setzen und nicht Überforderung zu produzieren (vgl. VERTRETERIN MA 18 2017). Parklets wie sie die Grätzloase fördert, sind im Gegensatz zu Parkplätzen von Haus aus für alle in der Bevölkerung nutzbar. Im Rahmen der Social Development Goals will man für das Ziel 11: „Nachhaltige Städte und Gemeinden“ durch nachhaltige Impulse den öffentlichen Raum verstärkt für marginalisierte Gruppen öffnen. Parklets stellen dabei eine gute Möglichkeit dar, da sie Nahraum für alte Menschen, für Eltern mit Kindern sowie für bewegungseingeschränkte Menschen

schaffen. Um den uneingeschränkten Zugang für alle in stark frequentierten Räumen zukünftig sicherzustellen ist die Stadt Wien bemüht die Zusammenarbeit mit der Sozialen Arbeit auch in Form von Sozialraumanalysen zukünftig voranzutreiben. Dies wurde im Fachkonzept Öffentlicher Raum festgelegt. Es gilt darauf zu achten, welche Gruppen auf diesen Raum angewiesen sind und diese vor Verdrängungsprozessen zu schützen, ihre Bedürfnisse zu berücksichtigen und Projekte zielgerecht aufzusetzen. (vgl. VERTRETERIN MA 19 2017; VERTRETER GB 2017)



Abbildung 17: Sustainable Development Goals (Quelle: United Nations 2017: o.S.)

INWIEFERN IST DIE GRÄTZLOASE EINE INTEGRATIV WIRKENDE STADTTEILINITIATIVE?

In Wien dominieren nach wie vor top-down Projekte der Stadt Wien. Stärke dieser ist die niederschwellige Möglichkeit für BürgerInnen um mit Institutionen in Kontakt zu treten. Jedoch, je strukturierter diese Formen sind, desto geringer die Möglichkeiten mit anderen in Kontakt zu treten. Dies wirft die Frage auf, was es benötigt, damit Initiativen wie die Grätzloase inkludierend wirken können und wann diese als solche erfolgreich sind? Initiativen, wie die Grätzloase, können durchaus als *"spaces of encounter"* für BewohnerInnen dienen, da sie Aktivitäten bieten, die interethnische - sowie generell gruppenübergreifende - Kontakte ermöglichen. Sie lösen Kommunikation im öffentlichen Raum aus – sowohl mit NachbarInnen als auch mit Fremden. Um die Effekte dieser „spaces of encounter“ messen zu können, bedarf es jedoch einer genaueren Analyse der einzelnen Grätzloasen, denn deren Erfolg hängt immer sehr stark vom lokalen Kontext ab. Ein kontinuierliches und wiederholtes Monitoring kann dabei für die Gewährleistung der Zielerreichung dienlich sein (vgl. DAHLVIK ET AL. 2017: 11-12). Realistisch betrachtet, kann soziale und ethnische Durchmischung mittels Maßnahmen jedoch nicht erzwungen werden. Jedoch auch das Nebeneinanderleben ohne größere Konflikte besitzt einen stabilisierenden Effekt auf das Wohnviertel. Damit Initiativen inkludierend wirken und Vielfalt generieren können, bedarf es neben einem Bekenntnis dazu auch unterstützender Maßnahmen. Diese umfassen in Kürze: Begegnungsräume, basierend auf der Förderung des Potenzials

des öffentlichen Raums; die Ermöglichung niederschwelliger, sozialer Interaktionen; in Hinblick auf die Finanzierung und das Design von Begegnungsräumen bedarf es in der Regel keiner hohen finanziellen Investitionen – jedoch funktioneller und kreativer Planung; Ansprechpersonen in den Communities garantieren als Gate-opener den Zugang zu schwer erreichbaren Gruppen; Multilingualität und niedrige Zutrittsbarrieren; Einbindung von bottom-up Initiativen in kooperative Governance-Strukturen sowie langfristige Prozesse der Kokreation (vgl. DAHLVIK ET AL. 2017: 65). Eines der wichtigsten Tools hierbei um Vielfalt zu generieren ist, Räume anzubieten. Man muss in gewisser Weise erstmal neutralen Boden und eine Offenheit bereitstellen. Damit läuft das Ding aber nicht von selbst. Es braucht zusätzlich Betreuung, Vernetzung und Beratung und es braucht eine gewisse Basisfinanzierung, die für einen bestimmten Grad an Nachhaltigkeit sorgt. Physische Räume als Infrastruktur sind genauso von Relevanz wie soziale Infrastruktur – und diese ist ebenso zu stärken. Es gilt gemeinwesenorientierte Initiativen im Bezirk zu aktivieren und zu vernetzen. Kontinuierlich auf vorhandenes aufbauen und dadurch entstehende Synergieeffekte besser nutzen. (vgl. DAHLVIK ET AL. 2017: 69-70)

Je nachdem welche Zielgruppe man erreichen möchte, ist es notwendig verschiedenste Formate der Kommunikation zu bedienen. Gezielte Information ist wichtig, gerade wenn es um Projekte geht, die einen kleineren Wirkungskreis haben – das Grätzl, ein Stadtteil. Technologien sind wichtig, jedoch definitiv kein Wundermittel für alles. Wenn es um Beteiligung geht ist es ungleich wichtig vor Ort und persönlich sichtbar zu sein um eine möglichst große Vielfalt zu erreichen. Online und analog sollten sich ergänzen, wenn man sich in vielen verschiedenen Zielgruppen bewegt (vgl. VERTRETER GB 2017). In der heutigen Zeit tot geglaubte Print Produkte wie z.B. Jahresberichte sind für bestimmte Zielgruppen wie z.B. ältere BewohnerInnen oder auch diverse Geldgeber von unveränderter Wichtigkeit. Trotzdem bieten digitale Medien neue Möglichkeiten der Kommunikation, denen man sich nicht verwehren sollte und welche in vielerlei Hinsicht ein effizientes Marketinginstrument darstellen, dem sich viele DIY Initiativen bedienen (vgl. VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017). Dass manche Zielgruppen nicht angesprochen werden, hängt auch viel mit Sprache und der Art der Kommunikation zusammen (vgl. VERTRETERIN GB 2017). Schwierigkeiten auf Deutsch kommunizieren zu können aber auch Online Medien, die sich nur einer Sprache bedienen, sind immer wieder Gründe, die als limitierende Faktoren fungieren (vgl. VERTRETER GB 2017). Ein Schlüssel um ein Höchstmaß an Partizipation zu erreichen und interkulturelle und inklusive Arbeit in der Stadt zu betreiben ist der Weg über die Communities und die gezielte Kommunikation mit MultiplikatorInnen in der Stadt. Sie kennen die verschiedensten Lebenswelten, zu denen man oft nur schwer Zugang findet (vgl. VERTRETER GB 2017). Diese Aktivierung von Schlüsselpersonen aber auch Mund-zu-Mund Propaganda innerhalb der jeweiligen ethnischen Communities sowie multilinguale Strategien der Öffentlichkeitsarbeit helfen, schwieriger erreichbare Gruppen gezielter anzusprechen. Empirische Untersuchungen zeigen jedoch auch, dass sich Menschen aus migrantischen Communities oftmals nicht angesprochen oder in die Initiative einbezogen fühlen, obwohl sie ausdrücklich zur Teilnahme eingeladen wurden. Hier müssen Initiativen unterschiedliche Anreize bieten, um auch sozialen Gruppen, vor allem jene mit Migrationshintergrund, die sich derzeit nicht angesprochen fühlen oder an einer Teilnahme nicht interessiert sind, stärker in bestehende Strukturen einzubinden. In diese Richtung muss noch viel an Bewerbung in den Communities stattfinden um eine breite Vielfalt zu generieren. Dies ist jedoch direkt geknüpft an limitierte Ressourcen. Es braucht diese unterschiedlichsten Leute und ihr Potenzial, die auf unterschiedlichsten Ebenen einen Beitrag leisten. (vgl. VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017)

„Es gibt Leute, die können gut organisieren, das sind meist auch die Pionierinnen und Pioniere, die die Ressourcen anfangs aufmachen doch dann braucht es beispielsweise auch die alte Frau, die immer vor Ort ist und die Blumen gießt, wenn diese Pionierinnen und Pioniere im Sommer 4 Wochen auf Urlaub sind. Jeder hat seine Rolle“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

5. DISKUSSION DER ERGEBNISSE DER EMPIRISCHEN ANALYSE

I: WIE SIEHT DIE INSTITUTIONALISIERTE STADTENTWICKLUNG AUS UND WO SIND DIE ANKNÜPFUNGSPUNKTE FÜR DIY AKTEURINNEN?

Transformationen wie der sich vollziehende demographische Wandel, politische Wendungen oder veränderte Strukturen in der Ökonomie bringen in der Praxis vielerlei Optionen mit sich – fordern aber auch ein hohes Maß an Flexibilität und die Fähigkeit zu vernetztem Denken. Parallel dazu haben soziokulturelle Veränderungen hinsichtlich einer Individualisierung und einer Differenzierung der Lebensstile stattgefunden, die die Gesellschaft und deren Rahmenbedingungen verändern und auch die Rolle der Stadtentwicklung und ihren Handlungsbedarf transformieren. Die öffentliche Hand ist zunehmend konfrontiert mit Mittelkürzungen, Personalabbau, Einbußen an Gestaltungskraft durch Privatisierungen sowie Steuerungsressourcen, die abgegeben werden müssen. Anders als in der Theorie von STREICH (2014) der kritisiert, dass sich die Stadtplanung seit der Gründung ihrer Disziplin trotz massiver gesellschaftlicher Änderungen kaum gewandelt hat, zeigt sich in der Empirie ein zunehmend verändertes Berufs- und Planungsverständnis, welches sich der Potentiale der Zivilgesellschaft durchaus bewusst ist. Allein die Ausbildung hin zur StadtplanerIn zeigt im Gegensatz zu früher einen stärkeren Fokus auf Kommunikation und die soziale Struktur einer Stadt sowie das soziale Gefüge eines Stadtteils. Dinge, die aufgrund ihrer zunehmenden Bedeutsamkeit fest in den zu erwerbenden Fähigkeiten verankert sind. „AmateurexpertInnen“, und diesbezüglich gehen Theorie und Empirie d'accord, sollen die Fachexpertise mit ihrem Wissen vor Ort über das soziale Zusammenleben ergänzen. Wie die Theorie der kooperativen Stadtentwicklung besagt, herrscht bei stadtentwicklungsrelevanten und -interessierten AkteurInnen bereits ein breiter Konsens, dass diese integrierte und kooperative Form notwendig ist um Räume nachhaltig und akteursgerecht zu entwickeln. Die hoheitliche Planung wurde dabei zwar nicht abgelöst, sie ist weiterhin eine öffentliche Aufgabe, wurde jedoch um soziale, ökologische und ökonomische Aspekte erweitert. Man könnte sagen, aus Stadtplanung wurde in gewisser Weise Stadtentwicklung. Es zeigt sich das Bild einer immer vielfältiger werdenden Akteurslandschaft mit komplexen Netzwerkstrukturen und einem hohen Maß an Heterogenität, welches auch ein Mehr an Interessen mitsichbringt, die allesamt bedient werden müssen. Diese zukünftige Abwägungsarbeit der Interessen betont die zunehmende Wichtigkeit von Stadtentwicklung, zeigt jedoch auch, dass immer mehr zu berücksichtigen ist. Diese Akteurs-Heterogenität, das Eintreten in einen Dialog beim Planen sowie eine zunehmende Interdisziplinarität fordern auch in der Praxis viel Kooperation im Planungsalltag. Dabei kommt der Stadtentwicklung als zunehmend interdisziplinäre Wissenschaft mit Koordinations- und Kooperationsaufgaben eine aktive Vermittler- und Steuerungsrolle zu. Es wird demnach immer ExpertInnen brauchen, aber in einer anderen Rolle.

Nicht als Allwissende, die Pläne von oben herab verordnen, sondern jene, die die Zivilbevölkerung miteinbeziehen und lokales Wissen vor Ort abholen und in ihre Planungen miteinbeziehen. Es ist ein Balanceakt zwischen dem Abgeben von Verantwortung an die Bevölkerung, dort wo es sinnvoll erscheint und man davon profitieren kann und dem Verlangen nach Steuerung, wenn es um das Allgemeinwohl geht, welchem die Planung dienen soll. Normen und Gesetze machen spontane Interventionen im Stadtraum jedoch schwierig und der Wohlfahrtsstaat lässt in der Praxis generell wenig an Initiative zu. Im Sinne von TOM AVERMAETE (Professur an der TU Delft zur Erforschung visionärer Formen der Stadt) ist dies jedoch kein Plädoyer für weniger Staat in der Stadt, es würde jedoch schon genügen, dass der Staat seinen Menschen mehr vertraut. Wenn diese sich für ihr eigenes Umfeld verantwortlich fühlen, so lassen sich auch viel mehr Probleme lösen. Ein solch kollektiver Ansatz würde auch einer Stadt wie Wien guttun, denn die BürgerInnen haben die Fähigkeiten und das Selbstvertrauen um ihre Stadt zu verändern (vgl. NOVOTNY 2017). Zudem wird auch der Wunsch bottom-up immer lauter, die eigene Stadt mitzugestalten und Verantwortung für das eigene Wohnumfeld bzw. das Grätzl zu übernehmen. Es lässt sich ein immer stärker werdender Trend hin zu kreativen Nutzungen im öffentlichen Raum unserer Städte beobachten, der die Gestalt städtebaulich gewachsener Strukturen verändert. Dieser DIY-Gedanke beschränkt sich nicht nur auf Wien, sondern ist als globales Phänomen zu beobachten. Weiters lässt sich festhalten, dass sich auch der öffentliche Raum in seiner Rolle und Bedeutung in den letzten Jahren einem Wandel unterzogen hat. Er gilt als wichtiger Bestandteil einer Stadt und wesentlicher Baustein für eine nachhaltige Stadtentwicklung, dem die gleiche Aufmerksamkeit und planerische Verantwortung zu schenken ist, wie dem bebauten Raum (vgl. MA 19 2009: 3). Er spielt als wertvolle Ressource jedoch nicht nur im planerischen Kontext eine wichtige Rolle, sondern übernimmt auch als Ort des Selbermachens und des Ausdrucks einer neuen urbanen Kultur wichtige Funktionen in einer Stadt. Für die Stadt und ihre Politik bedeutet dies Rahmenbedingungen zu schaffen, die eine Mitgestaltung und DIY im öffentlichen Raum zulassen. Der Wille der Stadt Wien dies zu ermöglichen ist größtenteils bereits vorhanden, dies zeigt sich an der Herausgabe diverser Leitfäden, Anleitungen und Handbücher im Kontext von öffentlichem Stadtraum und städtischer Raumaneignung. In der Umsetzung zeigt sich jedoch ein differenzierteres Bild mit Erschwernissen und Herausforderungen, die eine Realisierung der eigenen Ideen lähmen oder sogar hemmen. Es bedarf einer grundlegenden Offenheit die Normalbevölkerung miteinzubeziehen, mit ihr in einen Dialog zu treten und ein flächendeckendes Bewusstsein für die damit einhergehenden positiven Aspekte zu schaffen, die die Implementierung von DIY Urbanism für die Stadt mitbringt. Es gilt weiterhin Räume zu öffnen, Spielräume gemäß dem Konzept der Ludic City aber auch neue Möglichkeitsräume fernab der etablierten Grätzloase zu öffnen, die auch zukünftig bestimmte Formen von DIY in der Stadt zulassen. Für einen offenen und austauschbezogenen Umgang, den es dafür braucht, müssen gerade in einer zersplitterten Verwaltungsstruktur wie jene der Stadt Wien zukünftig geeignete Formate gefunden werden. Planung berührt zwar auf vielfältigste Weise das alltägliche Leben der Menschen, dennoch ist sie gemäß dem Motto „gute Planung ist unsichtbar“ oft schwer alltagstauglich darzustellen. Es ist weitaus schwieriger interessierte BürgerInnen für abstrakte, strategische Fragestellungen zu finden als für konkrete, lokale und gestalterische Maßnahmen. Das ist die Krux der strategischen Planung. Sie muss sich zukünftig fragen, wie sie ihre Rolle und das Gesamtstädtische verständlicher und greifbarer vermitteln kann um ein leichteres Arbeiten gemeinsam mit den BürgerInnen zu ermöglichen ohne dass das Übergeordnete auf lokaler Ebene immer wieder miterklärt werden muss. Gemeinsam mit den Faktoren der ubiquitären Verfügbarkeit von Informationen

und Wissen und den erweiterten technischen Systemen, die einen verbesserten Informationsaustausch untereinander ermöglichen, (vgl. STREICH 2014) wird die traditionelle Stadtentwicklung zunehmend gezwungen sich den aktuellen Entwicklungen anzupassen und ihr Methodenrepertoire auszubauen. Trotz aller erörterten Herausforderungen, die es in Zukunft zu bewältigen gilt, bieten Veränderungen immer auch neue Chancen. Vermeintliche Kritiker von DIY Aktivitäten, die diese nur als Trend ansehen sei gesagt, dass unterm Strich auch ein Trend positiv zur Bewusstseinsbildung anregen kann.

II: WER SIND DIE AKTEURINNEN DES SELBERMACHENS UND WELCHE PRAKTIKEN UND HANDLUNGSLOGIKEN VERFOLGEN SIE?

DIY Urbanism wird in der Literatur als neues Paradigma wie Stadt entsteht verstanden. Lange war es die Rationale Stadtplanung, die mit ihren PolitikerInnen, StadtplanerInnen sowie InvestorInnen über die Merkmale der Stadt bestimmt haben. DIY gilt hier als alternative Herangehensweise und ein Neuverhandeln bestehender Machtkonstellationen in der Stadt. Sie wird nicht mehr nur als geplante Stadt – sondern als Stadt der Initiativen und urbanen Innovationen aufgefasst, in der immer mehr Menschen den Willen verspüren freier gestalten zu wollen. Selbstorganisation im öffentlichen Raum ist im Trend und die Auseinandersetzung mit dem städtischen wird vermehrt zum Thema gemacht. Es geht um eine Wiederentdeckung und Rückeroberung des öffentlichen Raums sowie eine selbstverständlichere Nutzung wie es in anderen Kulturkreisen der Fall zu sein scheint. Durch das rasante Bevölkerungswachstum, welches auch für Wien prognostiziert wird und der damit einhergehenden Nachverdichtung steigt auch der Wunsch nach Freiräumen und ihrer Andersnutzung. Generell scheint es, als übe das Städtische einen besonderen Reiz aus – urban ist hip und urban ist überall. Es scheint fast als wäre „urban“ zu einem Allerweltsbegriff geworden. Versteht man „urban renaissance“ als jegliche Aufwertung der Stadt durch öffentliche und private Investitionen in die gebaute Umwelt und den öffentlichen Raum, so lässt sich dies auch in Wien beobachten. Urban impliziert aber auch eine bestimmte Art von Lebensstil und Lebenseinstellung und die Stadt wird zunehmend auch als Bühne der Selbstdarstellung genutzt. Gemäß dem heutigen Zeitgeist ist man auf der Suche nach neuen Räumen – vor allem in der Stadt – um diesem individuellen Lebensstil zu frönen. Das „Stadt selbst machen“ resultiert aus einer zunehmenden Individualisierung, dem Bedürfnis sich selbst und die eigene Persönlichkeit zu inszenieren, die sich durch die Digitalisierung und die damit verbundene Entstehung sozialer Netzwerke in den letzten Jahren zunehmend verstärkt hat. Dafür sind eine dynamische Umwelt und eine kulturelle Infrastruktur vonnöten, die in Städten vorzufinden ist. Städte bieten ein Mehr an Vielfalt und Ideen durch Zuwanderung und Dichte. Die Stadt ist ein Labor, in dem experimentiert wird. So sind aus der Historie heraus Veränderungen meist in Städten angestoßen worden, da sie über eine kritische und oft auch kreative Masse verfügen. Die Anzahl der PionierInnen ist entscheidend. Bezogen auf die AkteurInnen, die im Rahmen von DIY Urbanism die Stadt gestalten, zeigt sich in der Empirie deutlich, dass dies in einem ersten Schritt vor allem jene Personen sind, die über die notwendigen finanziellen und zeitlichen Ressourcen verfügen um selbst tätig zu werden. Es handelt sich oft um Personen die dem Thema Stadt zugeneigte Professionen ausüben, die bereits sehr aktiv in der Gesellschaft agieren und über eine notwendige bürokratische Alphabetisierung verfügen. Die kreative Szene nimmt eine Art Vorreiterrolle ein, welche mit dem oben erläuterten Lebensstil in Verbindung steht und sich in DIY Aktionen wiederfindet. Dieses Phä-

nomen lässt sich auch bei der Grätzloase beobachten. Die kartographische Verortung der Grätzloasen in Wien zeigt zudem, dass manche Bezirke aktiver sind als andere und dass sich gerade im innerstädtischen Raum auffallend viele Menschen engagieren. Dies ist darauf zurückzuführen, dass Menschen mit ähnlichen Lebensstilen, Interessen und Werten aufeinandertreffen. Trotzdem zeigt sich, dass der Anteil der Bevölkerung, der bereits für das Thema Mitgestaltung sensibilisiert ist und über ein Bewusstsein darüber verfügt, insgesamt noch ein kleiner ist. Dies stellt viele DIY Initiativen vor die Herausforderung sich aus dieser bereits sensibilisierten Blase rauszubewegen. Denn urban heißt auch am Reichtum und der Vielfalt der Stadt teilzuhaben. Bezogen auf die Beweggründe und die dahinterliegenden Motivationen der bottom-up-AmateurexpertInnen beschreibt die Literatur die Entstehung von DIY oftmals aus einem Mangel heraus, weil etwas in einem vor allem neoliberal geprägten System nicht bereitgestellt wird oder, weil es sich die öffentliche Hand nicht mehr leisten kann. Dies trifft jedoch nicht immer zu und muss Stadt für Stadt einzeln betrachtet werden. Bezogen auf Wien zeigt sich hier ein spezifisches Bild, da die Stadt seit jeher eine sehr verwaltete Stadt ist. Doch auch sie muss einsparen, sie muss priorisieren und zentralisieren. Die empirische Analyse zeigt jedoch auch eine gewisse Art von Mangel und zwar eine Sehnsucht nach dörflichen Strukturen und einem engen, familiären Netz. Die Anonymität des Urbanen, als eines der Versprechen der Stadt, hat sich die letzten Jahre zunehmend ins Internet verlagert. In der Stadt hingegen wird dies durch die Beliebtheit von urbanen Dörfern überlagert. Bei aller Notwendigkeit für das Recht auf Anonymität im Stadtraum einzutreten, führt jedoch kein Weg vorbei am Mensch als sozialem Wesen, für das soziale Kontakte und Austausch unerlässlich sind. In einer Zeit die geprägt ist, von immer stärkerer Fragmentierung und Vereinzelung ist die Sehnsucht nach einem Leben in Gemeinschaft deutlich im Anwachsen. Dies zeigt sich in den zahlreichen Haus- und Baugruppenprojekten. Im Stadt-Land Vergleich bietet die Stadt jedoch den Vorteil, sich soziale Kontakte aussuchen zu können und auch hier spielt das Thema Nachbarschaft zusehends wieder eine wichtigere Rolle. Auch das Ziel des Neoliberalismus, den Sozialstaat zu zerschlagen, trägt zunehmend dazu bei, dass Nachbarschaften wieder als eine wichtige Ressource angesehen werden (vgl. LAIMER 2018:4f.) Auch Plattformen und Bewegungen sind ein Zeichen für Mangel an sozialen, direkten Kontakten, welcher sich durch Technologie ein Stückweit kompensieren lässt. Auch DIY ist ein Stückweit Kompensation systemischer Mängel und Technologien sowie neuer sozialer Medien wie sie die Theorie der Subversiven Stadtplanung beschreibt, sind in gewisser Weise als neue „Verbraucher- und Bürgerwerkzeuge“ anzusehen, die bottom-up Aktivitäten und lokalen Innovationen neue Möglichkeiten bieten. Digitale Netze sind die Grundlage vieler Zukunftstrends. Die Menschen wollen einerseits eine gewisse Nähe zu hochmoderner technischer Infrastruktur, wie sie in Städten vorzufinden ist und andererseits möchten sie auf die Kleinteiligkeit des Dorfes in der Stadt nicht verzichten. Durch günstige Kommunikationsbedingungen ist es leichter geworden Leute zu finden, die gleichgesinnt sind. Die DIY Bewegung signalisiert Veränderung und Engagement und dies aus einem intrinsischen Tun heraus. Oftmals geht es aber auch nicht darum, etwas zu tun, damit es passiert, sondern um das Tun auf eine andere Art und Weise plus einen eigenen Stil einzubringen. Zudem geht es um eine gewisse Selbstermächtigung um sich die eigenen Bedürfnisse in der Stadt zu befriedigen und auch ein Teil des eigenen Viertels zu sein. Auch hier manifestiert sich ein Wertewandel in dessen Kontext man von einem Selbstbewusstsein der Stadtbevölkerung sprechen kann. Das Selbstermachen an sich ist aber keine neue Erscheinung, die Benennung der Bewegung als DIY Urbanism jedoch schon. Dabei kann DIY auch als Rückbesinnung angesehen werden, da man sich in Zeiten des neoliberalen Prinzips besonders stark einer Schnelllebigkeit und einer Wachs-

tumsdoktrine hingegeben hat und viel privatisiert wurde. Die Menschen wollen sich dies wieder ein Stück weit zurückholen. Oftmals initiiert durch jüngere, kreative Köpfe oder Bewegungen, die diesen Weg aufzeigen. Es wäre wünschenswert sich weiter in diese Richtung zu entwickeln, da gerade der öffentliche Raum wichtige Funktionen für eine lebendige Stadt und das Funktionieren innerhalb dieser übernimmt. Die Grätzloase ist dahingehend eine gute Entwicklung und unterstreicht wie wesentlich für uns Menschen gemeinsames, öffentliches Gut ist. Denn trotz der heutigen hochmodernen Technik besteht gegen alle kulturpessimistischen Ansichten ein Verlangen nach städtischem Raum und gelebter Kollektivität. Wie QUENTIN STEVENS in seiner Theorie der „Ludic City“ beschreibt, bewerben öffentliche Räume und die Aktivitäten, die in ihnen stattfinden die spielerische Nutzung urbaner Räume sowie die Sichtbarmachung ihrer Potentiale. Es herrscht eine wachsende Bereitschaft, sich auf ungewohnte Spielformen des Öffentlichen einzulassen. Das Internet wirkt bei all diesen Formen oftmals als Katalysator. Ähnlich wie die Pluralisierung der Gesellschaft, bilden auch Straßen und Plätze höchst diverse Formen und Funktionen aus. Gerade deshalb zieht es auch viele Menschen in die Stadt. Denn sie erweist sich hierbei als Möglichkeitsraum. (vgl. JELLEN 2014: o.S.)

III: WELCHE ROLLE NIMMT DIE STADTENTWICKLUNG IN DER SELBSTGEMachten STADT EIN?

Städte sind Experimentierfelder der Zukunft und Orte bunter Vielfalt. Seit jeher waren sie auch Orte der Erneuerung von unten. So nutzt auch die neue Generation von DIY AktivistInnen die Stadt als Labor für soziale, politische, ökologische und gestalterische Experimente, wodurch alte Strukturen und eingefahrene Planungsmuster hinterfragt und kritisiert werden. Durch diese Art der Stadtentwicklung „bottom-up“ wird die formelle Planung vor neue Herausforderungen gestellt. Eine der Leitlinien, die im Stadtentwicklungsplan für Wien verankert ist, bezieht sich auf die Forcierung partizipativer und kooperativer Planungsprozesse als Grundprinzipien der Stadtentwicklung. Hierbei hat bereits ein Wandel in der Rolle der öffentlichen AkteurInnen stattgefunden, der der Zivilgesellschaft und ihren Potenzialen mehr Bedeutung beimisst. Dies ist vonnöten, da die Realisierung von Stadtentwicklungsaufgaben zunehmend auf Koalitionen mit AkteurInnen aus Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft angewiesen ist. Es ergibt sich eine zunehmend komplexer werdende Materie der kooperativen Steuerung mit unweigerlich neuen Herausforderungen der Komplexität und Verständigung sowie neuen Strukturproblemen. Die Zeiten, in denen nur top-down geplant worden ist, sind langsam vorbei. Die Planung hat dies verinnerlicht und ihre VertreterInnen sind willens, hier bedürfnisgerecht mitzugestalten. Genauso wie die MedizinerInnen als „Götter in Weiß“ galten, wurde die alte Schule der PlanerInnen als „Götter in Schwarz“ angesehen. Erst die junge Generation zeichnet sich durch eine gewisse Offenheit aus, die wissen will, wie man Menschen aktiviert und wichtiges, psychologisches Know-how miteinbezieht und berücksichtigt. Disziplinübergreifendes Arbeiten und Kooperationen sind auch im Vormarsch und werden als viel selbstverständlicher angesehen. So ist auch der Umgang mit Komplexität in dieser Generation ein zunehmend spannender. Dass Wien in diesem Kontext auch eine gewisse Vorreiterrolle einnimmt zeigt sich am Beispiel des Masterplans Partizipation, der 2016 beschlossen wurde und an dem sich andere Städte interessiert zeigen. Die Wiener Stadtentwicklung könnte hier durchaus selbstbewusster auftreten. Es gibt viele spannende Projekte in Wien, zudem ein großes kulturelles Angebot. Doch verglichen mit Kopenhagen oder Amsterdam fehlt es der Stadt manchmal ein wenig an

konzeptionellem Mut in der Stadtentwicklung. Die Angstgesellschaft und diese „Ja nichts verändern“-Haltung sind Thema in der täglichen Arbeit. Zukünftig wird sich auch die Planung aufgrund der digitalen Welt und neuer Kommunikationsmedien weiterentwickeln und diese implementieren müssen. Es bedarf lebendiger Prozesse, kreativer Menschen aber auch geeinter Rahmenbedingungen und mutiger Entscheidungen um Partizipation voranzutreiben. Es muss einerseits den Menschen ermöglicht werden mitzugestalten aber andererseits bedarf es auch Unterstützung, Förderung und Wertschätzung. In Wien hat man 2015 dafür die Rahmenbedingungen geschaffen und das Förderprogramm Grätzloase ins Leben gerufen und institutionalisiert. Im Kontext dieser zeigt die Empirie, im Gegensatz zur Theorie, dass sich bottom-up und top-down in der Praxis gegenseitig bedingen und nicht klar voneinander getrennt betrachtet werden können. Der Begriff „top-upside-down“, der in diesem Zusammenhang in einem Interview mit einer Magistratsbeamtin gefallen ist, könnte hierbei herangezogen werden. Die Frage, ob gute Stadtentwicklung demnach nun besser top-down geplant oder bottom-up initiiert wird, ist in diesem Sinne falsch gestellt. Es braucht ohne jeden Zweifel beides. Top-Down-Planung garantiert Planungs- und Rechtssicherheit sowie Gleichheit und Zweckmäßigkeit, aber ermöglicht auch die Implementierung großer, übergeordneter Richtlinien und Bauten. Es geht vielmehr darum, wie und wann top-down und bottom-up zusammenkommen können. Das verlangt einerseits, Kontrolle abzugeben und loszulassen – gerade PlanerInnen sowie ArchitektInnen tun sich hier oftmals schwer, aber auch Regierungsinstanzen stehen dem eher skeptisch gegenüber. Andererseits verlangt es das Entwickeln von konstruktiver Initiative und praktikabler Kreativität. Und vor allem bedarf es an Leadership. Letzteres wird in erster Linie über Erfolg oder Misserfolg eines Projekts oder Programms entscheiden. Je fragmentierter die Akteurs-, Stakeholder- und Interessenslandschaft wird, umso entscheidender ist diese Fähigkeit (vgl. HOELZEL 2015: o.S.). Die Limitierungen von top-down Planung zeigen sich unter anderem, dass sie zu langsam ist um effektive Impulse zu setzen. Gerade in einem sich schnell veränderndem städtischen Umfeld kann Stadtentwicklung nur erfolgreich sein, wenn sie mit den Dynamiken der städtischen AkteurInnen vereinbar ist. Es braucht die Kombination der Elemente von schnellen und langsamen Systemen. Die Planung und die Steuerung dieser Dynamik auf der einen Seite und die Dynamik der auslösenden AkteurInnen auf der anderen für einen top-down-und-bottom-up-Governance Ansatz. (vgl. WALLOTH 2012: 4)

„Effective planning requires bottom up and top down governance [...] fast enough to trigger change and slow enough to guide other actors' dynamics“ (WALLOTH 2012: 4).

Institutionalisierung sorgt für ein Weitertragen von DIY Urbanism. Institutionen wie die Grätzloase sind gleichzeitig Anlaufstelle für Ideen, Unterstützung und Begleitung, Zeit- & Wegerparnis durch Beratung, finanzielle Beihilfe, Impulssetzer aber auch ein übergeordneter Rahmen und ein Ansporn für DIY Prozesse die ein hohes Maß an Selbstorganisation und Selbstdisziplin abverlangen. Bottom-up braucht um in einem größeren Maßstab erfolgreich zu sein ein Bekenntnis von Politik und Verwaltung aber auch Unterstützung aus einem neuen Umfeld von Politik, Infrastruktur, Finanzen und Technologie. Wie jede Prozessimplementierung braucht es klare Rahmenbedingungen, die dann in einem zweiten Schritt gewisse Spielräume zulassen. Außerhalb von institutionalisierten Projekten gibt es nur wenig Raum für Ungeplantes und ungeplante DIY Aktionen. Dies lässt sich jedoch auch nachvollziehbar argumentieren. Ungeplantes wird zwar nie ganz verhindert werden können, trotzdem wird es von Seiten der Stadt nicht gefördert, da es keine Strategie der Stadtentwicklung ist. Trotzdem braucht es auch außerhalb der Grätzloase Möglichkeitsräume – jedoch mit dem Wissen, dass die Möglichkeit

zu experimentieren auch immer ein großes Maß an Vermittlungsarbeit und Begleitung bedeutet. Wie die Stadt Wien auf neue Konzepte der „bottom-up“ Stadtproduktion reagiert, hängt auch viel von den politischen EntscheidungsträgerInnen in der Stadt ab – genauso wie von der Relevanz und der Aktualität der Themen. Generell jedoch ist die Stadtentwicklung sehr vorsichtig mit allem was neu ist, weil sie langfristig planen muss und weil sie sich oft an den Fragen der Haftung stößt. Auf die Frage ob und inwieweit sich die Stadtpolitik im Rahmen von DIY bewusst auf die Suche nach öffentlichkeitswirksamen Aktivitäten macht um sich selbst als innovative und kreative Vorreiterstadt zu positionieren, gibt es keine eindeutige Antwort. Städte sollen und wollen kreativ sein, sie messen sich und konkurrieren im internationalen Wettbewerb. Demnach versuchen sie nicht nur ein bestimmtes Bild nach außen abzugeben, sondern vergewissern sich zugleich ihrer selbst. Positiv ist jedoch, dass DIY die Stadt zu einem Umdenken in eigenen Apparat beflügelt um Dinge einfacher zu ermöglichen und leichter umsetzbar zu machen. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die formelle Stadtentwicklung auch in der selbstgemachten Stadt nicht wegzudenken ist. Die Fachexpertise kann nicht ersetzt aber durch das Partizipatorische ergänzt werden. Die Stadt hat die Aufgabe Ressourcen und finanzielle Mittel bereitzustellen, Räume aufzumachen, bürokratische Hürden abzubauen und in Bezug auf Gerechtigkeit und Repräsentanz eine gewisse Steuerung zu übernehmen und das Verhindern von DIY Projekten zum reinen Selbstzweck zu gewährleisten. Lokales Wissen aus der Bevölkerung vor Ort gilt es abzuholen, ein Kooperieren mit Intermediären als Schnittstelle ist zu forcieren und dabei gilt es darauf zu achten, dass in der Arbeit ein Methodenmix über mehrere Kanäle zur Anwendung kommt. Dabei ist jedoch im Hinterkopf zu berücksichtigen, dass auch PlanerInnen in ihrem Spielraum durch beispielsweise technische Vorschriften, Budgethoheit, Richtlinien etc. eingeschränkt sind. Weiters darf trotz dem Bedarf nach Effizienzsteigerung und Erleichterungen in Bezug auf DIY nicht außer Acht gelassen werden, dass Mitgestaltung immer etwas Komplexes sein wird.

IV: INWIEFERN STELLT DAS PROJEKT „GRÄTZLOASE“ EIN BEISPIEL FÜR DIY AKTIVITÄTEN IM ÖFFENTLICHEN RAUM DAR?

Abgesehen von „guerilla“-Aktivitäten, als bottom-up ohne jegliche Formen von top-down, sind „echte“ bottom-up Initiativen selten, da die meisten Initiativen in institutionelle Strukturen eingebettet sind. Andersrum ist auch in der Realität der Stadtentwicklung laut Empirie kaum mehr ein top-down ohne bottom-up möglich. Auch die Grätzloase ist eine Mischform beider Ansätze. Diese Mischform wird für einen Abwägungsprozess unterschiedlicher Interessen und Aktivitäten benötigt. Sie versucht diese bottom-up Ideen so zu unterstützen, dass sie in das top-down geprägte System der Stadt hineinpassen. Diese Art neuer Beteiligungsansätze im Sinne der LA 21 Prozesse bedingen eine Veränderung der Steuerungsrichtung nach dem sogenannten Gegenstromprinzip. Dieses beschreibt ein Zusammenwirken von top-down und bottom-up Prozessen wie sie auch bei der Grätzloase vorzufinden sind. Denn genauso wie die Lokale Agenda 21 einem top-down Ansatz entspringt, sind es auch bei der Grätzloase extern induzierte Prozesse, die als Anstöße von oben, Prozesse von unten hervorrufen. Die Grätzloase kann somit als hybride Initiative bezeichnet werden, da sie einerseits von öffentlichen Geldern abhängig ist, andererseits jedoch nach dem Prinzip funktioniert, dass BewohnerInnen ihre Ideen und Aktivitäten selbst konzipieren und gestalten. Alle Projekte bieten den BewohnerInnen demnach den Freiraum nicht nur teilzunehmen, sondern sich auch aktiv einzubringen und eigene Pläne zur

Entwicklung des Wohnumfeldes zu realisieren. Top-down ist immer auch eine Möglichkeit bottom-up eine bestimmte Rolle oder einen bestimmten Rahmen zu geben, der bei losen bottom-up Projekten nicht vorhanden wäre. Es kommt somit zu einer Sichtbarmachung und Unterstützung durch top-down. Die Empirie zeigt, dass es diesbezüglich eine Entscheidung von Planung und Politik benötigt, die die Rahmenbedingungen für ein Zusammenführen beider Ansätze festlegt. Eine gewisse Balance bedingt im besten Fall Lernprozesse, wovon wieder beide Seiten profitieren. Zudem erhalten top-down Entscheidungen erst dadurch die Chance qualitativ hochwertig zu sein. Die Praxis zeigt jedoch auch, dass nicht alles was die Bevölkerung bottom-up mitbringt auch tatsächlich realisiert wird. Hier braucht es auch ein Entscheidungsstrukturenverständnis auf Seiten der BürgerInnen. Planung ist Kompromiss. Um Parallelen zwischen der Grätzloase und DIY Urbanism zu ziehen sei erstmal erwähnt, dass es sich bei beiden um kleinmaßstäbige Projekte handelt, die den öffentlichen Raum verändern. Das wirft die Frage auf, inwiefern diese kleinen Aktionen überhaupt zu großmaßstäbigen Veränderungen führen können. Die Kritik der Literatur besagt, dass der Einfluss dieser kleinen als süß, sympathisch und das Lächeln der Bevölkerung befeuernden Interventionen überschätzt wird und kaum über den lokalen Maßstab hinausragt. Die „scalability“, das Potenzial dieser Projekte diese hochzuskalieren (engl. upscaling) bzw. in anderen Städten zu replizieren gilt aufgrund der lokalen Gegebenheiten demnach als niedrig. Zyniker sprechen in diesem Zusammenhang von einer Idee „urbaner Akupunktur“ ohne große Reichweite. Hierbei sei gesagt, dass viele Dinge erstmal kleine Ansätze benötigen. DIY Projekte wie die Grätzloase können dabei als Ansatz verstanden werden um im kleinen Rahmen Veränderungen anzustoßen. Sie initiieren einen Bewusstseinswandel auf niederschwelliger Ebene und kündigen eine neue und vor allem langfristige Art an, über Stadt nachzudenken. Zudem gab es schon immer Dinge, die aus der Motivation der BürgerInnen heraus entstanden sind und sich dann im Stadtbild verfestigt haben, weil sie als gut empfunden wurden. Auch die fehlende Replizierbarkeit und Nachahmung muss in diesem Zusammenhang entkräftet werden – so gibt es beispielsweise DIY in Form von Parklets schon rund um den Globus. Das in der Theorie beschriebene Potenzial DIY als Phase-o-Implementierungswerkzeug zu nutzen kommt in der Wiener Stadtentwicklung noch wenig zum Einsatz. Dies kann darauf zurückgeführt werden, dass dies doch als sehr neuer, aktivistischer Zugang erscheint, der in der Realität viel Zeit an Vor- und Vermittlungsarbeit in Anspruch nimmt und somit in der Praxis doch aufwendiger erscheint als beschrieben. Dennoch kann beobachtet werden, dass auch in Wien beispielsweise mit Aktionen wie dem „Bahnorama“ am Hauptbahnhof temporäre Dinge entstehen um ein Bewusstsein in der Bevölkerung zu erzeugen und Prozesse und Veränderungen in der Stadtentwicklung verständlich zu machen und dies in den Köpfen der Menschen aufzubereiten. Demnach kann man behaupten, dass Tactical Urbanism in Wien im kleinen Rahmen sowohl von Einzelpersonen, Intermediären sowie von der öffentlichen Hand selbst praktiziert wird, und andererseits, dass sich diese Projekte durchaus auf einer Skala von unbewusstem Durchführen bis hin zu informell und formell geplanten Strategien bewegen können. Es lassen sich Ansatzpunkte unterschiedlicher Ausprägung von Tactical Urbanism in Wien erkennen, der Begriff selbst ist jedoch nicht gängig. Je nachdem mit welchem Gegenüber man spricht, zeigt sich in der Planungspraxis zudem Einigkeit darüber, dass gute Pläne auch Flexibilität zulassen sollten. Jene Flexibilität der Unbestimmtheit des Outcomes wie sie das Konzept des Tactical Urbanism beschreibt wird jedoch von der Planung eher abgelehnt. Bezogen auf Veränderungen schwebt in Wien generell gerne noch der Zeitgeist von Sisi und dem Kaiser hinein und so ist man hier in bestimmten Dingen weiter behäbig und phlegmatisch. Die Stadt Wien ist eine sehr administrierte und bürokratisierte Stadt

und demnach auch sehr langsam in der Adaptierung. Die zersplitterte Verwaltung durch verschiedene Magistratsabteilungen sowie die „Überregulierung“ beeinträchtigen die Arbeit auf Quartiersebene und sorgen dafür, dass sich viele neue Ideen erstmal „durchboxen“ und das vorgeschürte Korsett aufbrechen müssen. Dies ist auch der Grund warum sich Grätzeln in Wien vergleichsweise langsamer verändern als in manch anderen europäischen Großstädten (vgl. MINKIN 2017: o.S.). Dennoch scheint vieles im Umbruch und trotzdem könnte man manchmal noch meinen, man wäre als sich für die Nachbarschaft engagierender Mensch in Wien in gewisser Hinsicht PionierIn. Durch DIY soll die Bevölkerung empowert werden um in einem Miteinander Veränderungen, denen es aufgrund der vorher erwähnten Problematik bedarf, hervorzurufen. Zudem soll die Frage beantwortet werden, welche Aspekte des Konzepts zu DIY Urbanism mit dem Ansatz des Mitgestaltens in der Grätzloase vergleichbar sind. Das Ziel vieler DIY Initiativen sowie jener der Grätzloase ist es dahingehend Impulse zu setzen und die BürgerInnen als aktive Stadtgesellschaft im Sinne der Mitgestaltung in eine Akteursrolle einzubinden. Es geht darum den Blick der Bevölkerung für den öffentlichen Raum in der Stadt zu öffnen. Dabei sollen eigene Ideen umgesetzt werden. Hinter dieser Produktion von physischem Raum stehen aber auch immer die Herstellung von sozialen Interaktionsorten auf lokaler Ebene und die Förderung gesellschaftlichen Engagements für ein funktionierendes Zusammenleben im Stadtteil. Genauso wie DIY bedient sich die Grätzloase hierbei temporärer Aktionen. Die Theorie betont, dass Jede/r seine Stadt mitgestalten kann. Auch wenn das das große Ziel der Grätzloase ist, so sei zu erwähnen, dass zwar jeder seine Ideen einreichen darf, diese aber von einer Jury ausgewählt werden müssen um zur Umsetzung zu gelangen. Dabei wird auch die finanzielle Förderung an bestimmte Anforderungen gekoppelt. Demnach werden nur Projekte realisiert, die den Anforderungen der Grätzloase entsprechen und als sinnvoll erachtet werden. Dies führt gleichzeitig aber auch dazu, dass die Kritik „DIY sei nur für Latte schlürfende Bobos“ entkräftet werden kann. Es ist Fakt, dass sich eine bestimmte Zielgruppe, und zwar jene die bereits für das Thema sensibilisiert ist, die nicht erst etwaige sprachliche oder kulturelle Hürden meistern muss, die nicht mit Ängsten oder Unsicherheiten zu kämpfen hat sondern über die notwendigen Ressourcen verfügt, zuerst angesprochen fühlt und als PionierInnen tätig werden. Das Stichwort Pionier zeigt aber gleichzeitig auch auf, dass diese oftmals der kreativen Szene zuzurechnende Menschen in weiterer Folge eine Vorreiterrolle einnehmen und den Weg für andere Menschen in der Gesellschaft öffnen. Durch dieses Öffnen der Räume auch für andere in der Bevölkerung, die diesen, wenn sie ihn nicht aus eigener Kraft mitgestalten aber dadurch zumindest mitnutzen können, kann die Grätzloase in gewisser Weise auch inkludierend wirken und als Gerechtigkeitstool angesehen werden. Zudem stellt sie durch ihr Eingreifen sicher, dass hinter jedem Projekt eine gemeinnützige und gemeinschaftsfördernde Haltung zu erkennen ist. Somit kann auch die Kritik, DIY leide an der *„Ignorance of the Individual by ignoring the preferences of others“*, (DUARTE 2016: o.S.) angewendet auf die Grätzloase, entkräftet werden. Natürlich spielen die eigenen Vorstellungen und Interessen hinter DIY Interventionen, die sich dann im öffentlichen Raum verfestigen auch immer eine nicht wegzuleugnende Rolle. Das ist wiederum aber durchaus als positiv zu werten, da dies auch die Motivation und das nötige Durchhaltevermögen aufbringt, das es für die Realisierung von DIY benötigt. Es bedarf eines langen Atems, um ein Stadtteilprojekt zu starten. Trotzdem die Grätzloase institutionalisiert und kuratiert ist, kann sie gemäß der Ludic City auch als rebellischer und spielerischer öffentlicher Raum angesehen werden, denn sie regt dazu an die Stadt aus einer anderen Perspektive aus zu betrachten. Sie bietet eine Erlebnisvielfalt sowie eine Vielzahl an Möglichkeiten die Stadt und ihre urbanen Räume spielerisch zu nutzen und einen Diskurs

in der Stadtentwicklungs- und Urbanismusdebatte anzustoßen, die herkömmlichen Sichtweisen in Frage stellt und den Weg für Transformationen ebnet. Was DIY Initiativen gemein ist, sei es die Grätzloase oder aber *space and place*, die sich dem Rebellious Optimism verschrieben haben, ist die Neugierde und Offenheit für Ideen sowie das Fördern des Dialogs und des ungewöhnlichen Blicks auf die eigene Stadt. Sie schaffen Begegnungsorte für unterschiedliche Menschen und unterschiedliche Denkweisen durch progressive Ideen. Genau das braucht es in einer Stadt wie Wien, in der in vielerlei Hinsicht eine Art „*bourgeois Angst*“ zu herrschen scheint, die uns davor bewahrt spontan miteinander in Kontakt zu treten. Gemäß *space and place* gibt es viele Möglichkeiten Politik mit Spaß zu mischen und Diversität und Vielfalt auf inklusive Art und Weise zu feiern um eine Lebendigkeit im öffentlichen Raum zu erzeugen. Sei es durch Essen, Sprache, Musik oder Kultur.

V. WELCHE MÖGLICHKEITEN UND HERAUSFORDERUNGEN LASSEN SICH VON DIY STADTENTWICKLUNGSPROJEKTEN IN DER INSTITUTIONALISIERTEN WIENER STADTENTWICKLUNG ABLEITEN?

Diese Teilfrage soll Klarheit schaffen über die Potenziale aber auch die Herausforderungen und Limitierungen in Hinblick auf eine Implementierung von DIY Urbanism in Wien, welche dann den Weg ebnen für etwaige Handlungsempfehlungen in diesem Kontext. Die grundlegenden Bausteine wurden bereits von normativen Konzepten festgelegt. So lautet der Grundsatz der Agenda 21 „Empowerment von unten durch Implementierung von oben“, die Lokale Agenda 21 hat sich dem Motto „In Wien Mitgestalten für eine nachhaltige Bezirks- und Stadtentwicklung“ verschrieben. Weiteres folgte diesbezüglich eine Verankerung im STEP 2025 mit dem Ziel der politischen Bestrebung einer lebenswerten und fair geteilten Stadt mit durchmischten Stadtteilen und aktiven BürgerInnen. Die Integration schwer zugänglicher Bevölkerungsgruppen sowie der Zugang zu öffentlichen Räumen und Grünflächen sind dabei in Wien wichtige Themenfelder. Dies hängt mit der zunehmenden Privatisierung dieser Räume aufgrund des Bevölkerungswachstums und der Schaffung von Neubauten mit privatisierten Freiflächen zusammen. Im Jahr 2015 kam es dann zur Gründung der Wiener Grätzloase als Förderinstrument zur Gestaltung des öffentlichen Freiraums durch die Wiener Bevölkerung, um diesen normativ festgeschriebenen Ansprüchen und Bedürfnissen in der Praxis gerecht zu werden. Die Potenziale, die sich durch diese Implementierung von DIY ergeben, sind vielfältig und können als nachhaltige Stadtentwicklung durch zusätzliche kreative AkteurInnen sowie kommunikativpartizipatorischer Strategien zusammengefasst werden. Es trägt zu einer weiteren Belebung des öffentlichen Raums sowie einer alternativen Freiraumnutzung bei. Die Grätzloase gilt hier in Europa als Vorbildmodell, welches als „*travelling concept*“ bezeichnet werden kann und dafür sorgt, dass viele Städte auf Wien blicken, wenn es um die Implementierung von DIY in der Stadtentwicklung geht. Weiteres Potenzial, das in der Theorie beschrieben und in der Praxis vorzufinden ist, ist die Aktivierung und Öffnung der Nachbarschaft und dadurch das Schaffen von Begegnungsorten und einem Mehr an Aufenthaltsqualität. Es kommt zu einer Aufwertung und Belebung der Wohnumgebung, des Grätzls, und kann sehr stark als identitätsstiftender Faktor fungieren. Diese Steigerung der Aufenthaltsqualität durch Grätzloasen kann auch im Rahmen dieser Arbeit empirisch belegt werden. Als neue Verweilmöglichkeit im öffentlichen Raum ist der Straßenraum nicht mehr nur Durchgangsraum, sondern wird auch als Möglichkeitsraum bzw. offenes Wohnzimmer beschrieben, das in Form von Parklets

aufgrund seiner Barrierefreiheit eine hohe Frequentierung aufweist. Die Frage der stärkeren Identifikation mit dem eigenen Stadtteil bzw. einer neuen Identität des Grätzls durch DIY Projekte, benötigt jedoch einer näheren empirischen Betrachtung einzelner Projekte. Sicher ist jedoch, dass Räume durch gemeinsames Tun und gemeinsame Erlebnisse positiv besetzt werden und eine andere Art der Wertschätzung entsteht. Belegbar ist auch, zu dieser Erkenntnis kommen Studien rund um Begegnungsräume in der Stadt, dass friedliche Koexistenz, wenn diese gefördert und gestärkt wird, zu einer erhöhten Nachbarschaftszugehörigkeit führt und konfliktvermeidend wirkt. Dies unterstreicht die Bedeutsamkeit seitens politischer EntscheidungsträgerInnen und öffentlicher Interessensgruppen in dieses Zugehörigkeitsgefühl zu investieren. Grundsätzlich gilt, je mehr bottom-up, umso größer die Zugehörigkeit zu einer Nachbarschaft, welche sich wiederum aus der sozialen Einbettung, der lokalen Verbundenheit und einem Gefühl der Mitverantwortlichkeit zusammensetzt. Um Mitverantwortlichkeit zu fördern sollen BewohnerInnen in langfristige Entscheidungsprozesse eingebunden werden. Dies erfordert gleichzeitig eine langfristige Vision aber auch Finanzierungssicherheit, die oftmals nicht gegeben ist (vgl. DAHLVIK ET AL. 2017: 26ff.). Zwar ist die Gestaltung des Wohnviertels nicht für alle Bevölkerungsgruppen das brennendste Thema, es zeigt sich aber, dass subjektive Lebensqualität mit dem Gefühl der Zugehörigkeit zum Grätzl zusammenhänge. Diese entsteht über "Gesichter" sowie "Raum". Das heißt: Wer den Kassierer im Supermarkt vom Sehen kennt oder vielleicht sogar öfter mit ihm ins Plaudern kommt, fühlt sich im Grätzl eher zugehörig. Genauso verhält es sich, wenn am Ende der Straße eine Bank steht, auf die man sich gerne zum Zeitunglesen setzt (vgl. MINKIN 2017: o.S.). Raumaneignung ist wichtig, denn nur so kann man sich in einer Stadt zu Hause fühlen. Soziale Nähe ist ein menschliches Grundbedürfnis. In dörflichen Strukturen sind soziale Kontakte natürlich gewachsen. Im urbanen Raum muss man sie aktiv suchen. Initiativen helfen dabei Nachbarschaft zu entwickeln. Durch diese Schaffung von Begegnungen, aber auch die Besspielung öffentlicher Räume, entstehen auch neue Möglichkeiten um Ängste und Vorurteile abzubauen und das Vertrauen in sein eigenes Grätzl und deren Menschen zu stärken. Stadtteilinitiativen schaffen diese Art von Vertrauen und Vertrautheit. Darum geht es im Stadtteil. Dies kann langfristig dazu beitragen Stadt nicht mehr als etwas Gefährliches anzusehen. Durch das Zusammenspiel von BürgerInnen, Politik, Verwaltung und Stadt entsteht das Potential einer neuen Art der Kommunikation und ein Verständnis für das Funktionieren von Stadt. Als institutionalisiertes Projekt kommt der Grätzloase hierbei eine vermittelnde Rolle zu, die gerade in Zeiten komplexer AkteurInnenstrukturen immer mehr an Bedeutung zunimmt. DIY Urbanism ist eine Bewegung, die der Bevölkerung erlaubt mittels Designs und ihren eigenen Ideen für ihre Nachbarschaft zu experimentieren und dabei in einen Diskurs tritt zwischen den PlanerInnen und jenen Menschen, die in ihren Städten leben. Nachhaltigkeit kommt unter anderem durch den Aspekt zu tragen, dass es langfristig um das Herbeiführen eines Bewusstseinswandels auf niederschwelliger Ebene durch temporäre Aktionen geht. DIY will Impulse setzen, die nachhaltig wirken und unser Denken und Handeln beeinflussen. So bewegt auch die Grätzloase die Stadt Wien zu einem Umdenken, um Dinge einfacher zu ermöglichen und schlussendlich leichter umsetzbar zu machen. Die kurzfristige, flexible und interaktive Natur temporärer öffentlicher Räume eröffnet jedoch nicht nur neue sozialräumliche Möglichkeiten, sondern bringt gleichzeitig auch neue Herausforderungen für die Planung und die Politik mit sich. Unweigerlich wirft das Thema DIY Urbanism zunehmend neue Fragen auf: Wie und in welchem Rahmen zukünftig DIY möglich sein wird und wie man DIY Initiativen nachhaltig in die Funktion von Stadt eingliedern kann. Es bedarf eines klaren Bekenntnisses und einer Strategie zur Belebung öffentlicher Räume sowie der Schaffung ge-

setzlicher Bestimmungen, die einen Rahmen spannen der Engagement aus der Zivilbevölkerung unterstützt und fördert. Zusätzlich bedarf es an Rückenstärkung für bereits bestehende Initiativen und der Setzung neuer Impulse um gesellschaftliches Engagement und in weiterer Folge einen sozialen Stadtkörper zu entwickeln. Grund hierfür ist das scheinbare Fehlen einer gewachsenen Beteiligungskultur innerhalb stabiler sozialstaatlicher Strukturen. Es herrscht vielerorts ein fehlendes Bewusstsein über die Macht Veränderungen zu beeinflussen. Trotzdem darf, vor dem Hintergrund neoliberaler Politik, nicht nur auf Eigeninitiative als Erfolgsrezept gesetzt werden. Es bedarf einer Form, damit möglichst vielen Menschen Teilhabe ermöglicht wird. Denn Eigeninitiative setzt gleichzeitig auch immer Ressourcen voraus, um beispielsweise in einem großen Verwaltungssystem wie der Stadt Wien die richtigen Förderstellen zu finden. Bereits gesetzte Impulse in Form der Lokalen Agenda, der Gebietsbetreuungen, der Grätzloase, Kunst- und Kulturförderungen etc. sind zu unabdingbaren Elementen geworden, die zu einer offenen, engagierten Stadtgesellschaft beitragen. Dies muss gestärkt werden und bedeutet daher auch, dass es dafür Ressourcen benötigt. Sieht man sich jedoch die Budgetkürzungen der Gebietsbetreuungen an, so muss man stark hinterfragen, wo hier die Prioritäten liegen. Räume brauchen Kreativität und Leben, denn erst durch Entfaltung entsteht ein Wohlfühlgefühl. Dies ist essentiell für Aushandlungsprozesse und eine nachhaltige, zukunftsgerichtete Stadtentwicklung. Demnach sind Beteiligungs- und Dialogformate wie die Grätzloase von großer Bedeutung. Ergebnisse der Forschung zeigen zudem, dass bottom-up Initiativen sehr fragil sind und demnach stark von einzelnen MacherInnen abhängen. Dem zu Folge zeigt sich, dass eine Institutionalisierung notwendig ist für den Erfolg von DIY Projekten. So könnten reine bottom-up Prozesse ohne eine Institutionalisierung nicht in dem Ausmaß bestehen. Es war und ist, wie das Beispiel der Grätzloase in Wien zeigt, zwar möglich auch außerhalb dieses institutionalisierten Förderprogramms seine Ideen DIY im Raum umzusetzen, der Genehmigungsprozess ist jedoch vielfach langwieriger und als hochschwelliger anzusehen. Eine zusätzliche finanzielle Förderung, wie sie die Grätzloase bereitstellt, kann vielen Ideen zur Realisierung verhelfen. Zusätzlich ist finanzielle Unterstützung von Seiten der Stadt immer auch verbunden mit Wertschätzung gegenüber jenen Personen, die einen Beitrag für ihre Stadt leisten wollen. Im Gegenzug ist diese monetäre Förderung auch an bestimmte Bedingungen geknüpft, die der Stadt garantieren, dass kein Wildwuchs an DIY Projekten entsteht. Keine markt- oder gewinnorientierte Ausrichtung, sondern konsumfreie, nichtkommerzielle urbane Räume sind in diesem Kontext wichtige Voraussetzungen für gelungene DIY Projekte. Dabei sollen eine unmittelbare und ungehinderte Zugänglichkeit sowie eine inhaltliche Offenheit gewährleistet werden, die unterschiedliche Nutzungen, Deutungen und Umdeutungen möglich macht und diverse NutzerInnen sowie Veränderungen im Laufe der Zeit zulässt. Im Sinne der Zugänglichkeit ist zu betonen, dass die Grätzloase im Gegensatz zu anderen LA 21 Prozessen in Wien als operatives Programm fungiert. Eine weitere Herausforderung die DIY mit sich bringt, jedoch innerhalb einer Institutionalisierung kontrolliert werden kann, ist das Vorhandensein sozialer und nachbarschaftlicher Aspekte hinter jedem einzelnen Projekt. Eine Herausforderung wird sein, weitere Räume in der Stadt aufzumachen und Flächen als Möglichkeitsräume zur Verfügung zu stellen. Für die Stadt gilt es dabei, ungeachtet von richtig oder falsch, Mut zum Ausprobieren und Experimentieren zu beweisen. Es gilt das Wissen vor Ort gemäß einer Holschuld von Seiten der Planung abzuholen – immer jedoch vor dem Hintergrund eines Allgemeininteresses, das weiterhin berücksichtigt werden muss. Reine Stadtentwicklung von unten wäre realistisch gesehen jedoch eine utopisch anmaßende Vorstellung von Sozialromantik. Demnach soll die Amateurexpertise (STREICH 2014) die Fachexpertise mit ihrer Koordinierungs- und Steuerungsaufgabe bestmöglich unterstützen. Fakt ist jedoch auch, dass das Einbeziehen von bottom-up

und das Nachfragen nach unten immer auch aufwendiger und ressourcenintensiver ist. In mancherlei Hinsicht ist Ausverhandlung aus finanziellen Gründen oder aus Sicht einer schlanken Bürokratie gar nicht möglich. Umso wichtiger wird es in Zukunft jedoch sein, die veränderte Rolle der Planung zu kommunizieren und ein Verständnis zu schaffen für ihre komplexen und oftmals auch abstrakt erscheinenden Aufgaben. In einer immer komplexeren Welt können die PlanerInnen nicht mehr alle Perspektiven kennen und benötigen Unterstützung weiterer PartnerInnen bei der Analyse spezifischer Problemlagen. Auf dem Weg zu einem kooperativen Handeln mit einer Vielzahl an AkteurInnen bedarf es zukünftig einer starken Vernetzung auf unterschiedlichsten Ebenen. Dabei können Intermediäre gute Unterstützung in den Handlungsfeldern von Informations- und Dialogprozessen bis hin zu Gestaltungs- und Entscheidungsprozessen bieten und stellen in vielfältigen und sich ständig wandelnden Gesellschaften relativ stabile Integrationsmomente dar, die auch in Bezug auf DIY Urbanism die Interessen aus der Bevölkerung kanalisieren und in den politischen Prozess transformieren können. Sie sind, angelehnt an das heuristische Modell des akteurzentrierten Institutionalismus (MAYNTZ/SCHARPF 1995), AkteurInnen, die in der Praxis in einen institutionellen Kontext eingebunden sind und als Bindeglied zu EinzelakteurInnen dienen (vgl. BECK 2014: 247). Ein hoher Vernetzungsgrad ist jedoch nicht nur in Bezug auf Intermediäre zu forcieren, sondern auch hinsichtlich einer Effizienzsteigerung aller planungsbezogenen Abteilungen sowie bestehender DIY Initiativen in Wien um ein Lernen voneinander zu gewährleisten. Noch immer erscheinen die bürokratischen Aufwände für ein Mitgestalten der Stadt im Sinne von DIY Aktionen sehr hoch. Für eine gelungene Institutionalisierung bedarf es nicht nur einer Unterstützung, sondern auch einer Vereinfachung der Genehmigungsschiene sowie einer Flexibilisierung von Strukturen im Sinne von Kompromissen und einer Abweichung von Vorgaben innerhalb des festgesteckten Rahmens. Es geht um Regulierung dort wo es um „Großes“ geht und Deregulierung wo es möglich ist. Bezogen auf Haftungsfragen und Sicherheitsaspekte zeigt sich, dass Ängste auch die Stadt nachhaltig verändern und sich in Verordnungen und Gesetzesvorlagen niederschlagen, welche teilweise absurde Formen annehmen und deren Sinnhaftigkeit zu hinterfragen ist. Dies berichten selbst zuständigen Stellen in den Magistratsabteilungen der Stadt Wien. Dies geht soweit, dass aus Angst vor Klagen ein scheinbarer Wildwuchs an der Gesetzesfront entsteht, durch den wiederum die Ängstlichkeit in der Stadtbevölkerung steigt. Vermeintliche Gefährdungslagen werden in die Bevölkerung hineingepflanzt, wodurch diese wieder anfälliger für Krisen wird. Das Ergebnis: ein Teufelskreis. Dies betrifft aber auch die Planung, die Architektur, die Immobilien- und Baubranche. Die Fragen, die sich die Politik hier stellen müssen, müssen lauten: Wie geht man zukünftig mit dieser Angst um? Warum verordnen wir uns das, obwohl es mit enormen Kosten verbunden ist? Wer profitiert wirklich davon? Kann man Vorschriften zukünftig offener gestalten?

Im Sinne einer „*Care, not Scare City!*“ bedarf es die vorherrschende Angst- und Verbotsgesellschaft hinsichtlich einer Gebotsgesellschaft mit Plädoyer für mehr Eigenverantwortung zu überdenken (vgl. HEINDL 2015). Gute Pläne sollten ein gewisses Maß an Flexibilität zulassen, welche als Versuchslabor dienen kann, für temporäre, selbstinitiierte Lösungen. Wie das Beispiel der Grätzloase jedoch auch zeigt, werden Dinge automatisch über die Zeit einfacher, wenn sie sich eingespielt haben. Kommunikations- und Prozessabläufe werden sich naturgemäß in Zukunft reduzieren, wenn Vertrauen geschaffen wurde. Bestimmt würde sich dies bei der Analyse einer längeren Laufzeit des Programms Grätzloase bestätigen. Eine der größten Herausforderungen für Initiativen, die sich mit der Bespielung des öffentlichen Raums beschäftigen ist das Gewinnen neuer Bevölkerungsgruppen, wenn es um Partizipation und Mitgestaltung

geht. Die Herausforderung wird sein, auch die große Masse für den öffentlichen Raum zu sensibilisieren, sich aus der eigenen Blase hinauszubewegen. Dabei gilt es sich einem Methoden- und Formatmix sowie mehreren Kommunikationskanälen zu bedienen. Hinsichtlich der Inklusivität solcher Initiativen stellt die Zusammenarbeit mit Communities im urbanen Raum eine Schlüsselrolle dar. Für die Planung erhöht sich die Chance auf ein Mehr an unterschiedlichen Gruppen und eine höhere Repräsentanz zusätzlich durch das Betreiben sozialwissenschaftlicher Forschung. Denn zu den wichtigsten Zielen einer funktionierenden Demokratie zählen auch die Rechte der Minderheiten oder wie es SUSAN FAIRSTEIN (2010) in ihrer *Theory of the „Just City“* formuliert:

„The doctrine of the greatest happiness of the greatest number says nothing about the happiness of those not among the majority.“

Man kann hierzu eine Art Gerechtigkeits-Dreieck hinzuziehen, welches sich auf drei Säulen stützt. Bestand erhalten, Kritik üben und Utopien zulassen mit dem Ziel, im Sinne einer demokratischen Planung möglichst viele Räume so freizuhalten, dass möglichst viele AkteurInnen daran teilhaben und unvorhergesehene Aktionen stattfinden können.

VI. WAS MACHT EINE EMANZIPIERTE STADTGESELLSCHAFT AUS UND WIE WIRD DIESE IM WIENER FALLBEISPIEL ERREICHT?

Vielfalt, Pluralität, Toleranz, Dichte sowie Ausdruck verschiedener Kulturen und Lebensstile – so wird das emanzipatorische Potenzial der Stadt charakterisiert. Eine Stadt gilt dann als emanzipatorisch, wenn sie Räume der Anonymität, der Heterogenität, der Offenheit und Veränderung bereitstellt. Zudem sind Städte gelebte Räume. Gelebte Räume gelten als Bereich für emanzipatorisches Denken. Als solche werden sie kollektiv produziert und reproduziert. Sowohl durch die institutionelle Planung als auch durch Alltagspraktiken von StadtbewohnerInnen. Emanzipatorische Strategien lassen sich dabei über die jeweiligen Praktiken im Raum verorten. Sie beinhalten ein aktives Handeln gegenüber dem passiven Abwarten, gehen jedoch über die reine Konstitution von physischen Räumen hinaus. Sie beinhalten gesamtgesellschaftliche Fragestellungen und bieten Gegenentwürfe als Antwort auf herrschende Machtverhältnisse und starre Strukturen. Diese nehmen entsprechend der Heterogenität der Praktiken sehr unterschiedliche Formen an. Stellt sich die Frage, ob öffentlicher Raum, auch wenn er top-down organisiert ist, als potenzieller Emanzipationsraum gilt oder im Falle der Grätzloase, ob Co-Produktion als emanzipatorisch betrachtet werden kann? Emanzipatorische Strategien agieren vor dem Aspekt eines bottom-up Ansatzes. Eine emanzipatorische Stadtgesellschaft will sich von Fremdbestimmung lösen und frei entscheiden. Angestrebt wird eine „urbane Autonomie“ als eigenverantwortliches Handeln und eine Entwicklung hin zum/r mündigen BürgerIn, der/die über Entscheidungen, was die Entwicklung des städtischen Raums betrifft, mitbestimmt (vgl. LEES 2004: 73). Eine aktive Stadtgesellschaft, deren BürgerInnen an der Mitgestaltung ihrer Stadt interessiert und beteiligt sind, ist wiederum das Anliegen vieler DIY Initiativen. Dies trifft auch auf die Grätzloase zu, die in diesem Zusammenhang Freiräume schafft und die gemeinsamen Gestaltungsmöglichkeiten von öffentlichem Raum thematisiert. Gegenentwürfe werden gezeigt und gelebt. Stadtkonsumenten werden zu Stadtproduzenten. Es besteht ein klares Ziel andere Menschen zu animieren, sich aus seiner passiven Haltung zu befreien

und aktiven Urbanismus zu betreiben. Die Ermöglichung von Dingen stellt somit einen emanzipatorischen Faktor dar. Um emanzipatorischen und kreativen Ansätzen Platz zu schaffen, bedarf es freier, selbstbestimmter und solidarischer Räume, in denen auch Demokratie neu gelebt werden kann und sich Menschen auf Augenhöhe begegnen können. Emanzipatorisch bedeutet gleichzeitig auch konsumfrei, denn kommerzielle Räume schließen aus und beschneiden Handlungsräume. Die Zugänglichkeit zu öffentlichen Räumen in denen Begegnungen abseits vom Konsumzwang möglich sind, ist eine emanzipatorische Strategie. Die Grätzloase sensibilisiert gleichzeitig für einen neuen Begriff der Öffentlichkeit im Rahmen dessen, gemeinsame Nutzung und lokale Lebensqualität miteinander in Zusammenhang stehen. Mit der eigenen urbanen Selbstbefähigung eng verbunden, ist jedoch auch wieder die Frage nach den Ressourcen, die schon des Öfteren aufgegriffen wurde. So muss auch hier die Rolle des ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals Teil der Auseinandersetzung mit emanzipatorischen Strategien sein. Dem Handeln der emanzipatorischen AkteurInnen liegt ein aktionistisches Moment zugrunde, welches auch im Aktionsprogramm Grätzloase zu finden ist. Dieses sagt: Geh raus! Gestalte deine Stadt! Dies befeuert das Subjekt zum eigenermächtigten Handeln, zum kritischen Auseinandersetzen sowie zur Bildung von Alternativen. Es gilt den öffentlichen Raum als Ort für eine teilhabende, selbstgestaltete Praxis umzunutzen oder zurückzugewinnen. Dabei wird der öffentliche Raum zur „Bühne alternativer Gesellschaftsphantasien“, auf welcher vorgezeigt wird, wie Flächen auch anders als vorgesehen genutzt werden können. In Verbindung mit frei zugänglichem, öffentlichem Raum ist das aktive Miteinander erste Voraussetzung für ein politisches Leben. Das Handeln wird zum Akt der Emanzipation und geht in vielen Fällen über das bloße Umsetzen hinaus. Eine bedeutende Rolle spielt vor dem Ziel des Austausches und des voneinander Lernens die Vermittlung von Wissen sowie Vernetzungsarbeit. Darunter fällt auch der Austausch mit anderen Initiativen als emanzipatorische Kräfte. Vor dem Hintergrund der Co-Produktion zeigt sich, dass der Ansatz *“state-society engagement”* in städtebaulicher Planung und Entwicklung Gemeinschaft befähigt, positive Beziehungen und somit greifbare positive Ergebnisse für alle Beteiligten erzielt. (vgl. MORANDINI 2013: 78ff.)

6. HANDLUNGSEMPFEHLUNG AN STADT WIEN UND INTERMEDIÄRE

Daraus sind Handlungsempfehlungen abzuleiten, die sich konkret auf die Wiener Stadtentwicklung und -politik beziehen. Diese setzen voraus, dass neue, kreative Denk- und Herangehensweisen in der Stadtentwicklung zur neuen Norm werden. Erst diese Einschätzung kann auch auf der individuellen Ebene eine Bewusstseinsänderung einleiten. Konkret bedeutet dies, der individuellen Ebene einen stärkeren Bedeutungsgrad beizumessen sowie vermehrt Möglichkeiten zur aktiven Mitgestaltung zu schaffen, welche sich vom traditionellen Partizipationsverständnis unterscheiden. Diese Anerkennung und Hervorhebung des Wertes der individuellen Stadtentwicklung- und -gestaltung ist der erste Schritt zu einer resilienten Bewusstseinsbildung.

A G'MISCHE BİM

„... dass jeder sein eigenes Süppchen kocht, anstatt einen Eintopf zu machen“ (VERTRETERIN SPACE AND PLACE 2017).

Durchforstet man die schier unerschöpflich erscheinende wissenschaftliche Literatur zur Rolle der Stadtentwicklung und der Materie „Öffentlicher Raum“ so zeigt sich eines ganz deutlich: die immer vielfältiger werdende AkteurInnenlandschaft, welche immer mehr an Kooperations- und Koordinationsaufgaben voraussetzt. Dieses Phänomen, das in der Literatur beschrieben wird, kam auch in diversen Interviews, welche im Rahmen dieser Masterarbeit durchgeführt wurden, mehrmals zur Sprache. Auch in Wien gibt es eine Unzahl an kreativen AkteurInnen im öffentlichen Raum, die alle dasselbe Ziel verfolgen. Die Empirie zeigt jedoch, dass viele Initiativen vom Bestehen anderer und deren Arbeit im öffentlichen Raum nur wenig informiert sind. Zudem zeigt sich aber auch, dass ein hoher Vernetzungsgrad durch gegenseitige Unterstützung, einen vermehrten Austausch und das Schaffen von Begegnungen positive Effekte erzielt und das Lernen voneinander ermöglicht. Kooperatives Handeln braucht starke Vernetzung auf unterschiedlichen Ebenen, vor allem vor dem Hintergrund immer knapper werdender Ressourcen. Um diesen Gap zu schließen und Vernetzung sprichwörtliche auf Schiene zu bringen müssen die unterschiedlichen AkteurInnen an einen Tisch gebracht werden. Die Kulturinitiative *space and place* hat es bereits in der Vergangenheit erfolgreich geschafft durch ihr Projekt der „g'mischten Bim“, einer gemeinsamen Straßenbahnfahrt durch Wien, Begegnungen verschiedenster Menschen über Kunst und Kultur zu schaffen. Dieses Tool könnte auch genutzt werden, um ein Kennenlernen und ein Miteinander der verschiedensten Initiativen in Wien zu kultivieren und zukünftige Synergieeffekte zu erzeugen. Die rund 80-minütige Straßenbahnfahrt durch Wien bietet dabei genügend Zeit für Interaktion, Begegnung und Dialoge. Am Ende der Fahrt hat man dann ein gemeinsames Erlebnis und neue Kontakte und Ideen, die man in den Arbeitsalltag integrieren kann. Denn auch für die kreativen AkteurInnen in der Stadt gilt: *„Wer nicht untergehen will, muss sich in der Stadt vernetzen und abstimmen“* (VERTRETERIN MA 18 2017). Vernetzung und Erfahrungsaustausch wäre zudem wünschenswert, wenn es um den Prozess der Antragstellung für kreative AkteurInnen in der Stadt geht. Hierfür könnten bereits etablierte DIY Initiativen zusätzlich zur ihrer kreativen Arbeit interessierten Leuten und zukünftigen AkteurInnen die Möglichkeit der Unterstützung und des gegenseitigen Lernens im Rahmen von ProjektpartnerInnentreffen anbieten. Gleichzeitig würde man das Ziel verfolgen Ängste abzubauen und mit dem Wissen kreative Menschen zu bestärken in Zukunft eigenständig Projekte umzusetzen.

DIALOG UND OPEN HOUSE IN DEN MAGISTRATSABTEILUNGEN

„Die Verwaltung: ...sie muss eingespart werden, sie kostet zu viel. DIE Verwaltung, das ist wie ein Monster, das existiert. Aber wenn du mal hineinschaust, was da alles gemacht wird und mit welchen unterschiedlichen Aufgabenstellungen wir arbeiten, dann hat man vielleicht auch ein anderes Bild“ (VERTRETERIN MA 18 2017).

Dieses Zitat von PIA HLAVA zeigt die bereits erwähnte vielfache Mystifizierung der Verwaltung in den Köpfen der Wiener Bevölkerung. Die Verwaltung an sich und auch die Stadtentwicklung im Konkreten stehen vor dem Problem, dass sie oftmals als zu abstrakt angesehen werden.

Überspitzt gesagt macht es manchmal den Anschein als würde das Wissen über die Tätigkeiten und das komplexe Aufgabenfeld der Verwaltung nicht über „Strafzettel verteilen“ und „Pässe ausstellen“ hinausgehen. Auch Stadtplanung und Stadtentwicklung, die durch ihre vielfachen Konzepte und Strategien einen oftmals sehr theoretischen Charakter aufweisen, haben jedoch ganz konkrete Auswirkungen auf das Lebensumfeld der BewohnerInnen sowie die Zukunft der Stadt. Dies muss verstärkt kommuniziert werden, um ein Verständnis für das politisch-administrative System hinter einer Stadt sowie die strategische Planung zu schaffen. Dem gelegen kommen natürlich auch das seit Jahren steigende Informationsbedürfnis der Zivilgesellschaft sowie die Nachfrage nach Expertise von Seiten der Planung. Um in einem engeren Austausch mit Bevölkerung, Stadtverwaltung und Politik zu stehen und vor allem über die Angebote der Stadt zu informieren, lassen sich Formate wie jenes des „Open House“ auch auf die unterschiedlichen Magistrate der Stadt Wien anwenden. Innerhalb dieses Rahmens öffnet die Stadt Wien ihre Türen und lädt Interessierte zu einem Blick hinter die Kulissen ein um auf die vielfältigen Leistungen und Services der Stadtverwaltung aufmerksam zu machen. So können Unklarheiten über den Umfang der Leistungen der Stadt, die eine große Bandbreite an öffentlichen Bereichen wie Planung, Infrastruktur, Bildung, Soziales, Service etc. abdeckt und ausgeräumt werden. Die Stadt Wien bekommt Gelegenheit zu zeigen, was sie alles leistet und gleichzeitig kann im Gespräch mit der Bevölkerung herausgefunden werden, was sich die Menschen von ihrer Stadt erwarten. Das Rahmenprogramm diesbezüglich lässt viel an kreativen Spielraum offen so kann man nicht nur Führungen durch die verschiedensten Dienststellen anbieten, sondern in Hinblick auf die unterschiedlichen Tätigkeitsfelder und Schwerpunkte der Magistrate auch thematische Wanderungen, Erkundungen und Radtouren innerhalb von Wien.

NEUE FORMATE DER CONTENT-KOMMUNIKATION

Anknüpfend an die Problematik des fehlenden Verständnisses für die Aufgaben der Stadtentwicklung eröffnen sich vor dem Hintergrund der Digitalisierung und eines neuen Wissensmanagements zusätzlich neue Möglichkeiten um das vorhandene Know-how der einzelnen Magistrate via Internet einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Dies kann einerseits über Erklärvideos erfolgen, die komplizierte Informationen und Sachverhalte über storytelling auf unterhaltsame und verständliche Art und Weise vermitteln. Viele Unternehmen und Startups bedienen sich diesem Tool, da sie im Rahmen von Content Marketing ständig auf der Suche nach neuen Themen sind oder ihre Ideen erklären müssen. Im Gegensatz dazu liegen die oftmals komplexen, abstrakten und sperrigen Themen des Öffentlichen Dienstes bereits auf dem Tisch und müssen nur in ihrer Kommunikationsform möglichst niederschwellig erzählt werden, damit sie einfach zu konsumieren und zu verstehen sind. Fakt ist, dass kurze Videos eher angeklickt werden als Texte, dabei werden auch Bilder vom Gehirn leichter aufgenommen. Erklärvideos können dabei im TV auf der eigenen Website, in Newslettern, als Vorspann im Kino aber auch auf YouTube, Vimeo, Facebook oder über andere Social Media Kanäle verbreitet werden. Sie können von BloggerInnen in deren Blogs eingebunden oder von jeder Person im Social Web geteilt und kommentiert werden, wodurch sich ihre Reichweite erhöht. Es zeigt sich zudem, dass gut gemachte Videos zu einer längeren Verweildauer der BesucherInnen auf einer Website führen und zu einer besseren Suchmaschinen-Platzierung beitragen. Die Stadt Wien produzierte bereits 2013 ein Video zur Wiener Volksbefragung und ein weiteres mit dem Thema „Was macht eine Stadt lebenswert?“ (<https://www.vervievas.com/produkte/erklae->

videos/themen/oeffentlicher-dienst/), welches trotz guter Aufmachung jedoch selbst in sensibilisierten Kreisen wenig Bekanntheit genießt. Es gilt somit bestehende Videos einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen und neue, relevante Themen sowie Dienstleistungen im Kontext der Stadtentwicklung und –planung effizient zu kommunizieren. Hinsichtlich gelungener Kommunikation sei hier auf die bis dato erfolgreiche plattformübergreifende Kampagne „Wien wird Wow“ verwiesen, die Stadtplanung und -entwicklung bereits raus aus dem Wiener Rathaus hin zu den Orten bringt, wo Stadtentwicklung passiert. Dies bedeutet Kommunikation auf der eigenen Website, über Social Media Kanäle aber auch im mobilen Ausstellungszeit. Bunt, schrill und laut wurde sie konzipiert um zum Mitmachen und Interagieren aufzurufen. Dabei bietet sie nicht nur BürgerInnen einen Kanal, Ideen, Wünsche und Ängste zu artikulieren, sondern auch selbst in die Rolle der StadtplanerIn zu schlüpfen (WE MAKE O.J.). Die Auszeichnung bei den iab webAD 2018 für die „Beste Social Media Kampagne“ sowie „Beste digitale Kampagne“ unterstreicht die Relevanz von guter Kommunikation und Technologie. Als ein weiterer Meilenstein für Stadtentwicklung im digitalen Zeitalter gilt das Quayside Projekt in Toronto welches als „*data-driven neighborhood of the future*“ zurzeit heiß aber auch kontrovers diskutiert wird. Dabei handelt es sich um ein partnerschaftliches Projekt von Sidewalk Labs, einem Tochterunternehmen von Google mit der kanadischen Regierungsagentur Waterfront Toronto und der lokalen Bevölkerung. Es gilt als gigantisches Smart City-Projekt *“by combining people-centered urban design with cutting-edge technology [...]”* (SIDEWALK LABS 2018). Positiv zu bewerten ist der sogenannte „*public engagement plan*“ der die Entstehung von Sidewalk Toronto als Prozess der Co-Kreation mit der Öffentlichkeit durch eine Vielzahl von Veranstaltungen, Aktivitäten und Möglichkeiten vorsieht. Es werden Tools für die lokale Bevölkerung entwickelt, um eine aktive, kritische Rolle in der Entwicklung der Stadt einzunehmen. Bedenken bestehen jedoch wie immer im Rahmen von Big Data bezüglich offener Fragen rund um die Themen Datenschutz und Sicherheit. Es benötigt auch hier einen verantwortungsbewussten Datennutzungsrahmen der von der Community generierten Daten, der festlegt, wie diese geschützt werden und wer über welche Daten verfügt. Das große Interesse an diesem Projekt ist jedoch aus gutem Grund nachvollziehbar, da es den bisherigen Diskurs über Städtebau verändern kann. Zudem kann es als ein sinnvoller Denkanstoß gesehen werden, was passieren kann, wenn eine Regierung in Sachen Innovation die Führerschaft übernimmt. (vgl. BLISS 2018)

STADTENTWICKLUNGSPÄDAGOGIK

„Durch das integrieren von Kindern ergibt sich die Möglichkeit zusammen zu lernen, Stadt wieder gemeinsam zu nutzen“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

Kinder sind als Zielgruppe, die in den Städten leben wird, nicht nur die Zukunft, sondern sie sind auch die Gegenwart an der es anzusetzen gilt um frühzeitig ein Bewusstsein zu schaffen für jene Stadt und ihre Funktionen, in der sie leben. Wie bereits in Kapitel 4.7 erwähnt, bringt die Arbeit mit Kindern vielerlei Vorteile mit sich, angefangen von der Neugierde und der Begeisterungsfähigkeit hin zur Grenzenlosigkeit und der offenen, netzwerkartigen Struktur von Kinderprojekten, die die Einbindung von Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen befördert und ein Zusammentreffen unterschiedlicher sozialer Gruppen und Generationen ermöglicht. Dabei ist die Beteiligung junger Menschen an Planungsprozessen ebenso wichtig wie

die Vermittlung von Wissen über Themen, die die Stadt betreffen. Es gilt das Interesse an Stadt und Architektur frühzeitig zu wecken, sie für das gebaute Umfeld zu sensibilisieren und ein Verständnis für Prozesse der Planung und Entscheidung zu vermitteln. All dies sind wichtige Kompetenzen, welche grundlegend sind, für ihr Leben als mündige und verantwortungsvolle BürgerInnen. Es bedarf der Herstellung einer Verbundenheit zwischen der Kindheit und dem öffentlichen Raum sowie die Vermittlung von „Alltagsdemokratie“. Dafür kann die Stadt als Lern- und Erfahrungsort, sowie dem Konzept der „Ludic City“ entsprechend als Spielplatz genutzt werden. Eine Möglichkeit hierzu sind neue Formen der Kooperation von Schulen mit Stadtentwicklung entstehen zu lassen und erfahrungsintensive Bildungsprozesse zu initiieren. Denn nicht nur die Schule – sondern auch die Stadt ist ein pädagogischer Ort, der als Klassenzimmer genutzt werden kann und auch dazu beiträgt, Bildungsmöglichkeiten außerhalb des schulischen Kontexts zu schaffen. Beispielsweise ließe sich die Thematik der Stadtentwicklung und -planung im Rahmen des Sachunterrichts in der Schule aufgreifen und die letzte Schulwoche vor den Sommerferien explizit als „Stadt wandern in Wien“ ausweisen. Experimentelle Beteiligungsformate wie die „Stadtsafari“ der Gebietsbetreuung Stadterneuerung (GB*9/17/18) könnten dabei herangezogen werden um sich auf einen Spaziergang durchs Grätzl zu begeben und den Blick für das Städtische zu schärfen. Unterrichtsstunden könnten auf nahegelegenen Grätzloasen stattfinden, Schulvorplätze und Wohnstraßen könnten im Rahmen von DIY von den Kindern und LehrerInnen mit Hilfe der Grätzloase und *space and place* selbstgestaltet werden, es ließen sich Kooperationen mit dem Wiener Ferienspiel realisieren oder Jugendfonds als Instrument der Stadtentwicklung einrichten. Dabei könnte die Stadt Wien dezidiert Impulsprojekte von Kindern und Jugendlichen fördern, die die Stadtquartiere lebendiger machen. Diese Fonds können dann flexibel und kurzfristig dafür zur Verfügung gestellt werden. Weiters könnte die Stadt Wien im Rahmen einer geführten Stadtführung Kindern Stadtentwicklung näherbringen. Dafür könnte man einen Rundgang zum Thema Bauen und Planen anbieten, der seine Stationen im Stadtraum von Wien verteilt vorsieht. Um jedoch Kinder für das Thema Stadt zu sensibilisieren bedarf es gleichzeitig auch einer Sensibilisierung derer Lehrenden und MultiplikatorInnen. Die Stadt Wien hat diesbezüglich bereits das Vermittlungsprogramm „was schafft raum?“ konzipiert, welches Lehrenden als Grundlagen im Schulunterricht dienen soll. Dafür können die Arbeitsblätter zu drei verschiedenen Modulen online downgeloadet werden. Um eine stärkere interdisziplinäre Verzahnung mit der Pädagogik zu forcieren bedarf es parallel dazu jedoch einem eigenen Lehrgang „Stadtpädagogik“ für PädagogInnen, der sich auf dieses bereits bestehende Programm stützt. Dieser Lehrgang kann als Fortbildung am Institut für Freizeitpädagogik (ifp) angeboten werden.

STADTENTWICKLUNG ON TOUR

Die etablierte Wiener Kinderuni bedient sich seit 2014 dem Format „on Tour“ und bietet Wissenschaftsvermittlung für Kinder an öffentlichen Plätzen (z.B. Parks, Sportplätze, Jugendzentren etc.) und Flüchtlingseinrichtungen an. Dabei ermöglichen die „on Tour-Aktivitäten“ eine Begegnung mit Kindern in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld und bringt Wissenschaft in ihre gewohnte Umgebung – kostenlos und ohne Anmeldung (vgl. KINDERBÜRO UNIVERSITÄT WIEN GGMBH O.J.; vgl. BFDAT O.J.). Dieses Konzept kann auch auf die Vermittlung von Stadt und Planung umgemünzt werden, um dieses im öffentlichen Raum erlebbar zu machen. Die positiv konnotierte Begegnung mit Stadtentwicklung soll die Zielgruppe der Kinder langfristig

zu einer weiteren Teilnahme an diesbezüglichen Themen und Aktivitäten motivieren und sie an Stadtentwicklung heranführen. Durch den aufsuchenden, niederschweligen Charakter dieser Art der Wissensvermittlung im Rahmen von Veranstaltungen in beispielsweise Parks können Kinder mit diversen soziokulturellen Hintergründen erreicht werden. Durch jene Kinder aus den angrenzenden Häusern sowie jene, die in diesem Grätzl aktiv sind und sowieso im Park spielen, findet man bereits auf kleinster Maßstabsebene jene Vielfalt vor, die man sich im Rahmen von großen Beteiligungsprojekten wünschen würde. Ziel ist nicht Segregation, sondern soziale Inklusion mit Breitenwirkung durch verstärktes Augenmerk auf Kinder aus bildungsfernerem Umfeld sowie Kinder mit Migrationshintergrund.

EIN RESSORTÜBERGREIFENDER ONE-STOP-SHOP

Die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen, dass die Zusammenarbeit zwischen EinreicherInnen, der Grätzloase sowie der Stadt Wien, wenn diese benötigt, als vorwiegend positiv bewertet wurde. Dabei deckt die Grätzloase als vermittelnde Instanz vorwiegend folgende Bereiche ab: finanzielle Unterstützung für die Realisierung der Projekte, Rückhalt und Unterstützung im Umgang mit den Behörden, Hilfestellung in Sachen Öffentlichkeitsarbeit bzw. Bewerbung über die eigenen Kanäle sowie Ausleihen von Gegenständen für Veranstaltungen. Genauso relevant wie die beratende und anleitende Funktion beim Einholen der Genehmigungen ist der offizielle Rahmen für Projekte, den die Grätzloase darstellt. Darüber hinaus kann vieles Seitens der ProjektmacherInnen aber auch der Grätzloase als „*Learning by Doing*“ bezeichnet werden. Auffallend oft wurde als die größten Herausforderungen im Projektprozess neben den knappen Ressourcen auf Seiten der EinreicherInnen die Planung und technische Umsetzung sowie der Genehmigungsprozess und die einhergehende Überzeugungsarbeit genannt. Deutlich wurde auch, dass der getrennte Einreichprozess, der einerseits das Ansuchen um Förderung bei der Grätzloase und andererseits das Ansuchen um Bewilligung bei den Magistraten sowie extra Ansuchen bei weiteren Veranstaltungen eine Hürde darstellt, die den Prozess vor allem zeitlich in die Länge zieht. Wenn man jedoch möchte, dass möglichst viele unterschiedliche Menschen im öffentlichen Raum partizipieren, so bedarf es Unterstützung und eines niederschweligen Ansatzes. Die Stadtverwaltung, und das konnte man in vielerlei Hinsicht aus den empirischen Daten ablesen, mache sich dahingehend bereits viele Gedanken über die Gestaltung der Stadtviertel in Wien – jedoch steht sie sich gleichzeitig selbst im Weg. Kommunikative und soziale Nutzungen des öffentlichen Raumes – vor allem außerhalb der Grätzloase – werden noch immer gebremst durch administrative Hürden wie die schwere Auffindbarkeit von Informationen sowie komplexe Antragsmodalitäten auf dem Weg zur Realisierung solcher Vorhaben. Es fehlt in diesem Zusammenhang an einem ressortübergreifenden One-Stop-Shop sowie gelockerten Regularien. Vor dem Hintergrund von Verwaltungseinsparungen wird die Verwaltung zukünftig ihre Angebote bündeln und vermehrt in den digitalen Raum verlagern müssen um effizient arbeiten zu können. Die interne Zusammenarbeit in der Verwaltung muss zudem auf neue Beine gestellt werden, um nachhaltig Verbesserungen zu erzielen. Ein virtueller One-Stop-Shop als zentrale, digitale Plattform bei der Informationen gebündelt vorliegen und online nur ein Antrag für die eigene Idee im öffentlichen Raum eingereicht werden muss, bietet in Zukunft neue Chancen. Verfahren zur Nutzung des öffentlichen Raums werden durch vorgegebene Pfade schneller und einfacher, was wiederum eine Servicierung erleichtert. Je vorbestimmter das Genehmigungsverfahren ist, desto besser ist es für jede beteiligte Person. Magistratsinterne Kommunikationsabläufe werden durch eine verstärkte interne Vernetzung verbessert. Dies

verspricht eine win-win Situation für die Bevölkerung aber auch für MitarbeiterInnen der Verwaltung selbst. Die Stadt Wien, deren Aufgabe es ist einen rechtlichen Rahmen für die unterschiedlichen Interessen und Bedürfnisse im öffentlichen Raum zu schaffen, hat die Notwendigkeit dieses Schrittes bereits erkannt und ist gerade damit beschäftigt mit „Wien gibt Raum“ ein digitales Service zur Nutzung des öffentlichen Raumes bis 2021 umzusetzen. Dadurch wird eine Möglichkeit geschaffen, den öffentlichen Raum möglichst einfach für partizipative Projekte zu nutzen. Bisher musste man mehrere Genehmigungen von verschiedenen Behörden einholen – bald reicht ein Antrag über den One-Stop-Shop. Dies umfasst jedoch nicht nur DIY-ähnliche Projekte wie Parklets und Grätzlfeste sondern auch die Bewilligung von Schanigärten, Kioske, Baustellen auf der Parkspur etc. Ein Online-Assistent führt mittels Schritt-für-Schritt Anleitung durch den Prozess und die für das Vorhaben benötigte Fläche kann gleich online in den Plan eingezeichnet werden. Gleichzeitig erhält man auch transparente Informationen über anfallende Genehmigungsgebühren. Nebenbei ermöglicht das Programm „Wien gibt Raum“ der Stadt, den öffentlichen Raum gut im Blick zu behalten um diesen vielfältiger und bunter zu gestalten. Dazu wird die Stadt gerade befahren und vermessen und bereits bestehende Objekte erfasst. Diese Wiener Lösung ist wie die Grätzloase, ein innovatives, in Europa bisher einzigartiges Projekt, welches Bilddaten, Geodaten, Software und Weblösungen verbindet und den Überblick über den öffentlichen Raum mit den BürgerInnen Wiens teilt. Durch die Erfassung des Ist-Standes werden zukünftig Ortsaugenscheine eingespart, da Fragen zur Nutzung des öffentlichen Raumes leichter beantwortbar werden, ohne MitarbeiterInnen vor Ort zu schicken. Dies erleichtert auch den Umsetzungsprozess aller zukünftigen Grätzloasen. Zusätzlich eröffnet die Generierung wertvoller Daten über das Stadtgebiet im Sinne der Smart City Strategie neue Chancen für zukünftige Forschungen. (vgl. MA 65: O.J.)

GRÄTZLKARAWANE

„Man muss Begegnungsmöglichkeiten schaffen, denn ohne irgendeinen Anhaltspunkt kommen die Leute bei uns nicht ins Gespräch, das ist nicht üblich“ (VERTRETERIN GRÄTZLOASE 2017).

Das Aktionsprogramm Grätzloase der LA 21 Wien kann als Bereicherung und wichtiger Anreiz für die Realisierung verschiedenster von BürgerInnen initiierten Projekten gesehen werden und sollte auf andere Städte ausgeweitet werden. Es ist ein wichtiger Beitrag um in ganz Wien neuartige und kreative Nutzungen des öffentlichen Raumes aufzuzeigen und ihn dadurch erlebbarer, nutzbarer und menschlicher zu machen. Das Programm wurde nach der dreijährigen Pilotphase 2015-2017 erneut budgetiert und kann wie gehabt weitergeführt werden. Die Statistik zeigt, dass das Angebot von der Bevölkerung gut genutzt wird, jedoch wird es nach der erfolgreichen Umsetzung meist still um die Projekte. Besonders dann, wenn man nicht den entsprechenden Kanälen der sozialen Netzwerke folgt. Um die Idee der Projekte auch nach der Umsetzung weiterzutragen, Begegnungsmöglichkeiten zu schaffen und das „voneinander lernen“ zu forcieren gab es im Februar 2017 ein von der Grätzloase initiiertes Format mit dem Titel „Grätzloasen netzwerken“. Hier konnte man sich vor Ort mit dem Team der Grätzloase aber auch mit UmsetzerInnen sowie mit Wiener Magistratsbediensteten austauschen, Ideen für eigene Aktionen sammeln und Informationen einholen. Dieses analoge Format für alle interes-

sierten StadtmacherInnen gilt es aufgrund des Anklangs auch abseits des digitalen Webauftrittes weiterzuführen. Die empirischen Ergebnisse zeigen jedoch, dass diese Netzwerkveranstaltung erst ins Leben gerufen wurde, als viele Projekte schon realisiert wurden. Kritik wird dahingehend laut, dass der Bedarf hin zum Erfahrungsaustausch von der Grätzloase selbst erst sehr spät erkannt wurde. Um ein Zusammentreffen weiter zu intensivieren bietet sich zudem die Möglichkeit an, weitere Vernetzungstreffen in regelmäßigen Abständen vor Ort auf unterschiedlichen Grätzloasen stattfinden zu lassen. Dies würde nicht nur zur Vernetzung und zum Austausch, sondern auch zur Sichtbarkeit der Aktionen beitragen und über neue Erfahrungen zur Initiierung weiterer gemeinsamer Projekte verhelfen. Auch unter dem Motto „Tag der offenen Grätzloase“ ließen sich einzelne Projekte in abwechselnder Reihenfolge vorstellen. Laut Teilnahmebedingungen der Grätzloase stehen nach Beendigung der jeweiligen Aktion sämtliche durch den Verein Lokale Agenda 21 Wien finanzierten Güter und Gegenstände im Eigentum des Vereins. Diese Klausel ist den Rahmenbedingungen der Stadt Wien bezüglich der Förderung geschuldet. Dieses Eigentumsverhältnis eröffnet jedoch die Möglichkeit, dass bereits geschaffene Objekte im Jahr darauf von einem anderen Projektteam an einem anderen Ort wiederverwendet werden können. Weiters eröffnet dies zusätzlichen Spielraum hinsichtlich neuer Überlegungen der Nachnutzung dieser Stadtmöblierungen. Die temporäre Möblierung ließe sich beispielsweise an Vereine oder Schulen verschenken oder für andere Projekte, die ein Zusammenleben im Grätzl fördern, verleihen.

7. FAZIT

„Wien ist reguliert und skeptisch, aber es lässt dich leben“ (QUINN: 2017: O.S.).

Städte organisieren sich durch Erneuerungs- und Umstrukturierungsprozesse räumlich und sozial immer wieder neu. Diese Transformationsprozesse spiegeln sich auch in einer „Stadtentwicklung von unten“ wieder, die sich durch den Anspruch auf Teilhabe, Partizipation und Eigeninitiative auszeichnet. Vor dem Hintergrund der Notwendigkeit eines effizienten Umgangs mit Ressourcen in Städten können gerade hier innovative Formen der Nutzung öffentlicher Güter erprobt werden. So stellen die gemeinsame Nutzung und verschiedene Formen des Teilens wie es auch DIY Projekte beinhalten einen nachhaltigen Aspekt dar, der in den letzten Jahren an Beliebtheit gewonnen hat. Es geht um das gemeinsame, aber auch bewusstere Nutzen von gemeinsamen Ressourcen und Raum sowie um die Eroberung des Stadtraums und das Knüpfen sozialer Kontakte. Um die entscheidenden Herausforderungen der Zukunft in den Städten zu meistern, bedarf es technischer Innovationssprünge – noch entscheidender ist jedoch die soziale Dimension. Denn kann eine Stadt wirklich erfolgreich sein, wenn sie ihre BewohnerInnen ignoriert und ihre Rolle bei der Gestaltung ihrer Stadt oder ihres Potenzials diese zu verbessern nicht wahrnimmt? Technologische Innovationen schaffen in diesem Zusammenhang sowohl neue Herausforderungen als auch neue Wege, sich mit den StadtbewohnerInnen zu befassen und die Stadt sowohl von unten als auch von oben nach unten zu verbessern. Politik und Verwaltung sind auf die Mitwirkung der in der Stadt lebenden Menschen angewiesen, die unabhängig von Alter, ethnischer Zugehörigkeit, Status oder Orientierung unsere Städte durch

ihr tägliches Handeln formen. Denn eine Stadt ohne Menschen wäre ein großer Erfolg als Museum, ein großer Misserfolg jedoch als Ort. Demnach ist die Frage nach „Wie gestalten wir Städte? Top-down oder bottom-up?“ nicht relevant. Die Empirie dieser Arbeit belegt, dass es eines Zusammenspiels von traditioneller top-down Planung und bottom-up Ansätzen eines Aushandelns unterschiedlicher Interessen im Sinne eines Holistic Urbanism als interdisziplinärer Ansatz bedarf. Dieser zielt darauf ab, die Barrieren zwischen konventionellen städtebaulichen Disziplinen zu überwinden und dabei die Einflüsse sozialer Aspekte, wirtschaftlicher Entwicklungen, Kunst, Kultur und Technologie, die auf Nachbarschafts-, Bezirks-, und Stadtebene Einfluss nehmen miteinander agieren, zu erkennen. Dies wurde auch durch diese Forschungsarbeit verdeutlicht. All dies erfordert kooperatives Handeln und eine zukunftsorientierte Verwaltung. Diese Verknüpfung birgt Chancen für eine demokratisch organisierte und sozial ausgerichtete Stadtpolitik. Dabei kann die Stadt ihrer räumlichen Steuerungsaufgabe trotz zunehmender Selbstorganisation und Eigensteuerung sozialer Gruppen gerecht werden. Denn gerade hier zeigt sich die Wichtigkeit der Stadtentwicklung als auch jene der Verwaltung und Politik Gestaltungsspielräume klar vorzugeben und zu kommunizieren. DIY als subversive Denk- und Handlungsweisen stellen somit keine Alternative dar – können jedoch als Zusatzangebot für herkömmliche Stadtentwicklungsprozesse angesehen werden, die hier in bestimmten Bereichen adaptiert werden können. Durch sie können wiederum Veränderungen auf Ebene der Stadtentwicklung und der Verwaltung stattfinden. Es kann jedoch nicht das bewährte Planungssystem in all seinen Facetten und Ebenen ersetzt werden. So kann die Entwicklung und Implementierung von integrierten Programmen und Methoden zur Stadtentwicklung sowie Partizipationsprozessen bei der Gestaltung von öffentlichen Räumen zu einer Stärkung der Stadtgesellschaft führen und bottom-up Energien produktiv kanalisieren. Es gilt demnach die Zunahme unterschiedlicher AkteurInnen an der Stadtentwicklung so zu gestalten, dass der emanzipatorische Charakter einer Stadt, nicht nur im akademischen Diskurs als Leitbild transportiert wird. Am Beispiel dieser Arbeit zeigt sich, dass es eine Reihe von erforderlichen Elementen für gelungene, temporäre Projekte benötigt, die in eine institutionalisierte Stadtentwicklung implementiert werden können. Es bedarf Orte, an denen diese Aktionen in der Stadt stattfinden können. Es bedarf AkteurInnen, die diese Projekte initiieren und dabei ein hohes Maß an Energie und Engagement aufbringen und über die notwendigen Ressourcen verfügen. Neben den ProjektinitiatorInnen hängt der Erfolg eines Projektes zur vorübergehenden Nutzung zudem von weiteren Unterstützern ab, die erforderlich sind, um eine vorübergehende Nutzung und deren Rahmenbedingungen zu initiieren. Hier wäre stellvertretend für andere Programme die Rolle der Grätzloase als Schnittstelle zwischen der Stadt und ihren BürgerInnen zu nennen. Weiters bedarf es die Rolle der Politik. PolitikerInnen und MitarbeiterInnen der Stadtverwaltung haben eine weitere wichtige, wenn auch eher passive Funktion, denn jede gebaute Struktur, ob permanent oder temporär unterliegt Regulierungs- und Genehmigungsanforderungen. Dabei kann das regulatorische Umfeld eine wichtige Rolle bei der Stimulierung oder Restriktion von Nutzungen spielen. Auch die vielfältigen NutzerInnen von DIY Projekten stellen ein weiteres Element dar, schließlich hängt die Tragfähigkeit eines Projektes von diesen, somit der Öffentlichkeit ab. DIY Projekte müssen in der Lage sein von jeder Person in der Stadt genutzt zu werden. Zuletzt seien Netzwerke erwähnt, die temporäre Nutzungsprojekte unterstützen. Durch sie ist ein Austausch von Wissen, Erfahrungen und Strategien unter den unterschiedlichsten AkteurInnen möglich. Darüber hinaus können durch Vernetzung neue Formen der Kooperation entstehen. Demnach gilt es als Stadt zukünftig in einer immer vielfältigeren AkteurInnenlandschaft eine intensive Zusammenarbeit mit Intermediären aber auch mit Initiativen wie der Grätzloase sowie lokalen AkteurInnen vor Ort zu pflegen.

DIY stellt eine Möglichkeit dar, im Kleinen die Grenzen im überwiegend passiven Erleben der urbanen Umwelt aufzuheben und neue Möglichkeiten auszuloten und dabei verborgene Potenziale zu erkunden. Dabei tragen die AkteurInnen dazu bei, mit geringen Mitteln die zeitgenössische Stadtentwicklung und Architektur herauszufordern und neue stadträumliche Möglichkeiten aufzuzeigen. DIY in all seinen Ausprägungen steht für einen neuen Weg des unorthodoxeren Denkens, welcher auch einer stark regulierten Stadt wie Wien guttun würde. Aktionen wie die Grätzloase erlauben die Vorstellung einer anderen Zukunft und machen diese gleichzeitig auch erlebbar. Dies öffnet in weiterer Folge den Blick für eine Stadt der Vielfalt, denn was eine Stadt der vielen Möglichkeiten braucht ist Utopien zuzulassen.

Ein institutionalisiertes Aktionsprogramm mit DIY-Charakter, wie es durch die Grätzloase für die Stadt Wien entwickelt wurde, ist in seiner Art, Breite und Wirksamkeit einzigartig und kann einen wichtigen Beitrag zu einer nachhaltigen und partizipativen Stadtentwicklung leisten. Denn Stadt ist nicht nur das Ergebnis von Planung, sondern auch ein spannendes Konglomerat aus Projekten und Initiativen. Dafür braucht es eine proaktive Stadt mit Mandat der Öffentlichkeit. Dazu ein abschließender Auszug aus dem Artikel „: urbane Stadt“ der Herausforderungen für die Stadtentwicklung in Wien wie folgt thematisiert:

„Die kreative und wertsetzende Auseinandersetzung in der Förderung und Entwicklung einer urbanen Vielfalt muss als große Investition in die Entwicklung der Metropole Wien gesehen werden. Der Erfahrungsschatz ist groß. Aber ohne die Bereitschaft, dabei auch anders und quer zu denken, zu forschen und zu entwickeln, wird dies nicht gehen. Dies erfordert eine besondere kreative Atmosphäre und die Bereitschaft und die Risikofreude der Verantwortlichen aus Politik und Planung, aus der Wohnungswirtschaft und der Kultur, dabei auch neue Pfade zu suchen und Neuland betreten zu wollen. Der im STEP 2025 geforderte „Mut zur Stadt“ bedingt eben auch den Mut und die Bereitschaft zu offenen Prozessen, gerade wenn es um die Auseinandersetzung mit urbaner Vielfalt geht“ (SCHEUVENS UND ZISTERER 2015: 11).

Für alle WienerInnen als BürgerInnen der Zukunft, die ihre Stadt prägen lässt sich hoffen: „weniger jammern und mehr gestalten“.

LITERATURVERZEICHNIS

BISHOP P. (2015): FROM THE SUBVERSIVE TO THE SERIOUS. TEMPORARY URBANISM AS A POSITIVE FORCE. – IN: ARCHITECTURAL DESIGN 85 (3), 136-141.

BECK S. (2014): INTERMEDIÄRE DER SCHLÜSSEL FÜR DIE KOMMUNIKATION IN DER NETZWERKGESELLSCHAFT? – IN: VERBANDSZEITSCHRIFT FORUM WOHNEN UND STADTENTWICKLUNG 6 (5), 244-248.

BECKER E. (2011): ENGAGEMENT UND PARTIZIPATION IN DER STADTENTWICKLUNG. – IN: FORSCHUNGSJOURNAL SOZIALE BEWEGUNGEN 2011 (24), 76-82.

BIALSKI P., DERWANZ H., BIRKE O. UND VOLLMER H. (2015): 'SAVING' THE CITY: COLLECTIVE LOW-BUDGET ORGANISING AND URBAN PRACTICE. – IN: EPHEMERA. THEORY & POLITICS IN ORGANIZATION 2015 (1), 1-19.

BLISS L. (2018): HOW SMART SHOULD A CITY BE? TORONTO IS FINDING OUT; ONLINE SEPTEMBER 2018, [HTTPS://WWW.CITYLAB.COM/DESIGN/2018/09/HOW-SMART-SHOULD-A-CITY-BE-TORONTO-IS-FINDING-OUT/569116/](https://www.citylab.com/design/2018/09/how-smart-should-a-city-be-toronto-is-finding-out/569116/) (10.11.2018).

BLOTEVOGEL H. H. (2014): VORLESUNG THEORIE DER PAUMPLANUNG. – VORTRAG GEHALTEN AM 20.11.2014 IN WIEN.

BLUM S. UND SCHUBERT K. (2011²): POLITIKFELDDANALYSE. – WIESBADEN.

BRAIT R. UND HAMMER K. (2017): THE ROLE OF THE COMMONS IN COUNTERING MARKET-BASED TRANSFORMATIONS OF THE CITY: THE VIENNESE GRÄTZLOASE: - IN. DER ÖFFENTLICHE SEKTOR. THE PUBLIC SECTOR. COMMONS RELOADED. POTENTIALS AND CHALLENGES IN URBAN AND REGIONAL DEVELOPMENT 43 (1), 33-43.

BRAIT R. UND HAMMER K. (2017): DIE WIENER GRÄTZLOASE SETZT AUF NACHBARSCHAFT; ONLINE 28.07.2017, [HTTP://BLOG.ARBEIT-WIRTSCHAFT.AT/DIE-WIENER-GRAETZLOASE-SETZT-AUF-NACHBARSCHAFT/](http://blog.arbeit-wirtschaft.at/die-wiener-graetzloase-setzt-auf-nachbarschaft/) (16.10.2017).

BUNDESFORSCHUNGSDATENBANK DES BUNDESMINISTERIUMS FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND WIRTSCHAFT (BFDAT) (HRSG.) (O.J.): PROJEKTDDETAILS: KINDERUNI ON TOUR 2014; [HTTPS://ORAVM13.NOCSCIENCE.AT/APEX/F?P=115:3:::NO::P3_PROJIDF,P3_PREVIOUS_PAGE:30003,5](https://oravm13.nocscience.at/apex/f?p=115:3:::NO::P3_PROJIDF,P3_PREVIOUS_PAGE:30003,5) (12.03.2018).

BUNDESMINISTERIUM FÜR UMWELT, NATURSCHUTZ, BAU- UND REAKTORSICHERHEIT (BMUB) (HRSG.) (2007): LEIPZIG CHARTA ZUR NACHHALTIGEN EUROPÄISCHEN STADT. – IN: INFORMATIONEN ZUR RAUMENTWICKLUNG 2010 (4), 315-319;

[HTTP://WWW.BBR.BUND.DE/BBSR/DE/VEROEFFENTLICHUNGEN/IzR/2010/4/INHALT/DL_LEIPZIGCHART A.PDF%3F__BLOB%3DPUBLICATIONFILE%26v%3D2](http://www.bbr.bund.de/BBSR/DE/VEROEFFENTLICHUNGEN/IzR/2010/4/INHALT/DL_LEIPZIGCHART A.PDF%3F__BLOB%3DPUBLICATIONFILE%26v%3D2) (14.01.2018).

CVETKOV T. (2015): DIY URBANISM: MAKING YOUR CITY MORE LIVEABLE; ONLINE 01.06.2015, [HTTP://WWW.TEDXVIENNA.AT/BLOG/DIY-URBANISM//](http://www.tedxvienna.at/blog/diy-urbanism//) (16.02.2017).

CZENKI M. (1999): PARK FICTION – DIE WÜNSCHE WERDEN DIE WOHNUNG VERLASSEN UND AUF DIE STRAßE GEHEN. FILMCOLLAGE, HAMBURG.

DAHLVIK J., FRANZ Y., HOEKSTRA M. UND KOHLBACHER J. (2017): INTERETHNIC COEXISTENCE IN EUROPEAN CITIES. A POLICY HANDBOOK. – IN: ISR FORSCHUNGSBERICHT 46, 1-89; DOI: 10.1553/ISR_FB046.

DANGSCHAT J. S. UND BREITFUSS A. (2000): LOKALE AGENDA 21 IN WIEN – VON DER BETROFFENENBETEILIGUNG ZUR AKTEURSKOOPERATION. – WIEN.

DAVIS J. (2010): ON BROADWAY, TACTICAL URBANISM; ONLINE 06.06.2010, [HTTP://FASLANYC.BLOGSPOT.CO.AT/2010/06/ON-BROADWAY-TACTICAL-URBANISM.HTML](http://faslanyc.blogspot.co.at/2010/06/on-broadway-tactical-urbanism.html) (09.02.2017).

DIY-IBA (2012): DO IT YOURSELF – INTERNATIONALE BAUAUSSTELLUNG; ONLINE, [HTTP://WWW.DIY-IBA.NET/DE/#INSIST](http://www.diy-iba.net/de/#insist) (20.01.2018).

DOUGLAS G. (2012): “DO-IT-YOURSELF URBAN DESIGN IN THE HELP-YOURSELF CITY.” – IN: ARCHITECT: THE MAGAZINE OF THE AMERICAN INSTITUTE OF ARCHITECTS 2012, 43-50.

DUARTE R. (2016): DIY URBANISM AND TOP-DOWN PLANNING; ONLINE 24.02.2016, [HTTPS://WWW.PLANETIZEN.COM/NODE/84500/DIY-URBANISM-AND-TOP-DOWN-PLANNING](https://www.planetizen.com/node/84500/diy-urbanism-and-top-down-planning) (04.03.2018).

EHMAYER C. (2012): DIE „AKTIVIERENDE STADTDIAGNOSE“ ALS EINE BESONDERE FORM DER ORGANISATIONS-DIAGNOSE. EIN UMWELT- UND GEMEINDEPSYCHOLOGISCHER BEITRAG FÜR EINE NACHHALTIGE STADT- UND GEMEINDEENTWICKLUNG. – DISSERTATION, UNIVERSITÄT WIEN, WIEN.

FAINSTEIN S. (2010): THE JUST CITY. – ITHACA UND LONDON.

FINN D. (2014): INTRODUCTION TO THE SPECIAL ISSUE ON DIY URBANISM. – IN: JOURNAL OF URBANISM: INTERNATIONAL RESEARCH ON PLACEMAKING AND URBAN SUSTAINABILITY 2014 (7), 331-332.

FINN D. (2014): DIY URBANISM: IMPLICATION FOR CITIES. – IN: JOURNAL OF URBANISM: INTERNATIONAL RESEARCH ON PLACEMAKING AND URBAN SUSTAINABILITY 2014 (7), 381-398.

FRANZ Y. (2016²): ICH MACHE MIR DIE WELT WIE SIE MIR GEFÄLLT? MÖGLICHKEITEN DER MITGESTALTUNG UND DES MITEINANDERS IN ZEITEN DER URBANEN WIEDERENTDECKUNG. – IN: STADT WIEN (MA 25) (HRSG.): DO IT YOURSELF STADTANLEITUNG. – WIEN.

FRANZ Y. UND STEINBICHLER M. (2014): BLEIBT WIEN WIEN? – IN: PERSPEKTIVEN HEFT: SANFTE STADTERNEUERUNG. STARKE LEISTUNG. 40 JAHRE STADTERNEUERUNG UND GB* 2014, 22-25.

FREY O. (2008): REGULIERTE SELBSTSTEUERUNG UND SELBSTORGANISATION IN DER RAUMPLANUNG. – IN: HAMEDINGER A., FREY O., DANGSCHAT J. S. UND BREITFUSS H. (HRSG.): STRATEGIEORIENTIERTE PLANUNG IM KOOPERATIVEN STAAT. – WIESBADEN.

GAMEZ J. L. S. UND SORENSEN J. (2014): NO MORE WAITING FOR SUPERMAN: TEACHING DIY URBANISM AND REFLEXIVE PRACTICS. – IN: JOURNAL OF URBANISM: INTERNATIONAL PLACEMAKING AND URBAN SUSTAINABILITY 7 (4), 333-350.

GEHL J. (2010): CITIES FOR PEOPLE – WASHINGTON DC. WASHINGTON DC.

GELBKE U. (2016): URBANE NULLSTELLEN: DER UNBESTIMMTE ÖFFENTLICHE RAUM UND DIE UTOPIE DES DIY URBANISMUS. – DISSERTATION, TECHNISCHE UNIVERSITÄT GRAZ, GRAZ.

GRIFFIN T. (2012): AMERICAN CITY INTERRUPTED: WHAT SPONTANEOUS INTERVENTIONS CAN TEACH US ABOUT TAKING THE CITY BACK; ONLINE 13.08.2013, [HTTP://WWW.ARCHITECTMAGAZINE.COM/DESIGN/URBANISM-PLANNING/AMERICAN-CITY-INTERRUPTED-WHAT-SPONTANEOUS-INTERVENTIONS-CAN-TEACH-US-ABOUT-TAKING-BACK-THE-CITY_O?O=2](http://www.architectmagazine.com/design/urbanism-planning/american-city-interrupted-what-spontaneous-interventions-can-teach-us-about-taking-back-the-city_o?o=2) (09.02.2017).

GRIGSBY J. (2013): HACK YOUR CITY!; ONLINE 30.04.2013, [HTTP://WWW.TEDXVIENNA.AT/BLOG/HACK-YOUR-CITY/](http://www.tedxvienna.at/blog/hack-your-city/) (09.02.2017).

HEINDL G. (2015): MÜNDLICHE INFORMATION VOM 24.11.2015 IN WIEN.

HEINTZE D. (2016): BÜRGERBETEILIGUNG. WIE FUNKTIONIERT MODERNE STADTPLANUNG?; ONLINE 26.09.2016, [HTTP://WWW.DEUTSCHLANDFUNKKULTUR.DE/BUERGERBETEILIGUNG-WIE-FUNKTIONIERT-MODERNE-STADTPLANUNG.1001.DE.HTML?DRAM:ARTICLE_ID=366864](http://www.deutschlandfunkkultur.de/BUERGERBETEILIGUNG-WIE-FUNKTIONIERT-MODERNE-STADTPLANUNG.1001.DE.HTML?DRAM:ARTICLE_ID=366864) (19.01.2017).

HOELZEL F. (2015): STADTENTWICKLUNG: TOP-DOWN ODER BOTTOM-UP?; ONLINE 26.05.2015, [HTTPS://WWW.BOELL.DE/DE/2015/05/26/STADTENTWICKLUNG-TOP-DOWN-ODER-BOTTOM-UP](https://www.boell.de/de/2015/05/26/stadtentwicklung-top-down-oder-bottom-up) (02.03.2018).

HOU J. (2018): RAPTURING, ACCRETING AND BRIDGING. EVERYDAY INSURGENCIES AND EMANCIPATORY CITY-MAKING IN EAST ASIA – IN: KNIERBEIN S. UND VIDERMAN T. (HRSG.): PUBLIC SPACE UNBOUND: URBAN EMANCIPATION AND THE POST-POLITICAL CONDITION. – NEW YORK, 85-98.

HOU J. (2012): MAKING PUBLIC, BEYOND PUBLIC SPACE. – IN: HOU J., SHIFFMAN R., BELL R., BROWN L. J. UND ELIZABETH L. (HRSG.): BEYOND ZUCCOTTI PARK: FREEDOM OF ASSEMBLY AND THE OCCUPATION OF PUBLIC SPACE, 89-98.

HYDER A. (2014): HOW TO GET STARTED IN CIVIC HACKING; ONLINE 19.02.2014,
[HTTPS://OPENSOURCE.COM/GOVERNMENT/14/2/HOW-GET-STARTED-CIVIC-HACKING](https://opensource.com/government/14/2/how-get-started-civic-hacking) (09.02.2017).

JACOBS J. (1961): THE DEATH AND LIFE OF GREAT AMERICAN CITIES. – NEW YORK.

JALALADDINI S. UND OKTAY D. (2012): URBAN PUBLIC SPACES AND VITALITY: A SOCIO-SPATIAL ANALYSIS IN THE STREETS OF CYPRIOT TOWNS. – IN: PROCEDIA – SOCIAL AND BEHAVIORAL SCIENCES 35, 664-647.

JELLEN R. (2014): „DO-IT-YOURSELF-URBANISMUS“; ONLINE 01.06.2014,
[HTTPS://WWW.HEISE.DE/TP/FEATURES/DO-IT-YOURSELF-URBANISMUS-3364717.HTML?SEITE=ALL](https://www.heise.de/tp/features/Do-It-Yourself-Urbanismus-3364717.html?seite=all)
(28.02.2018).

KAMMER FÜR ARBEITER UND ANGESTELLTE FÜR WIEN (AK WIEN) (HRSG.) (2015): KOMMERZIELLE UND NICHT-KOMMERZIELLE NUTZUNG IM ÖFFENTLICHEN RAUM – WIEN. (= STUDIENREIHE „STADTPUNKTE“ 16 DER ABTEILUNG FÜR KOMMUNALPOLITIK).

KÄLLBLAD E. (2015): DIY URBANISM FROM A GLOBAL PERSPEKTIVE; ONLINE 04.11.2015,
[HTTPS://WWW.KTH.SE/BLOGS/SUSTAINABLE-BUILT-ENVIRONMENT/TAG/DIY-URBANISM/](https://www.kth.se/blogs/sustainable-built-environment/tag/diy-urbanism/) (12.02.2018).

KINDERBÜRO UNIVERSITÄT WIEN GGBH (HRSG.) (O.J.): INFORMATION FÜR KINDERUNI ON TOUR-LEHRENDE;
[HTTPS://KINDERUNI.AT/KINDERUNIWIEN/FUER-LEHRENDE-DAS-TEAM/KINDERUNI-TOUR/](https://kinderuni.at/kinderuniwien/fuer-lehrende-das-team/kinderuni-tour/) (12.03.2018).

KLAMT M. (2012): ÖFFENTLICHER RAUM. - IN: ECKHARDT F. (HRSG.): HANDBUCH STADTSOZIOLOGIE. – WIESBADEN. 775-804.

KROISLEITNER O. (2017): JEDER DRITTE WIENER IST IM AUSLAND GEBOREN. – IN: DER STANDARD, 16.11.2017.

KROMREY H. (2009/12): EMPIRISCHE SOZIALFORSCHUNG. MODELLE UND METHODEN DER STANDARDISIERTEN DATENERHEBUNG UND DATENAUSWERTUNG. – STUTTGART.

LAMNEK S. (2005): QUALITATIVE SOZIALFORSCHUNG. – WEINHEIM/BASEL.

LAIMER C. (2018): NACHBARSCHAFT. THERE IS SUCH A THING AS SOCIETY. – IN: DÉRIVE – ZEITSCHRIFT FÜR STADTFORSCHUNG 73, 4-5.

LEES L. (2004): 'THE EMANCIPATORY CITY': URBAN (RE)VISIONS. – IN: LEES L. (HRSG.): THE EMANCIPATORY CITY? PARADOXES AND POSSIBILITIES. – LONDON, 3-20.

LINZER H. UND TSCHIRK W. (2016). 6. VORLESUNG KOMMUNALE ENTWICKLUNGSPLANUNG: LA 21-PROZESSE. BETEILIGUNG IN DER KOMMUNALEN ENTWICKLUNGSPLANUNG. – VORTRAG GEHALTEN IM WS 2014/2015 IN WIEN.

LÖTSCHER L. UND KÜHMICHEL K. (1998): LOKALE AGENDA 21 – PARTIZIPATIVE PLANUNG NACHHALTIGER STADTENTWICKLUNG? – IN: GEOGRAPHIKA HELVETIKA 4, 135-138.

LYDON M. UND GARCIA A. (2015): TACTICAL URBANISM: SHORT-TERM ACTION FOR LONG-TERM CHANGE. – WASHINGTON.

MADAME WIEN (HRSG.) (2017): PROVOZIEREN IN DER BESTEN STADT DER WELT; ONLINE 05.11.2017, [HTTP://WWW.MADAMEWIEN.AT/PROVOZIEREN-IN-DER-BESTEN-STADT-DER-WELT/](http://www.madamewien.at/provozieren-in-der-besten-stadt-der-welt/) (10.11.2018).

MARITS M. (2017): VON SKI BIS BLUMENKISTERL: EIN BEST OF WIENER PARKLETS; [HTTPS://DIEPRESSE.COM/HOME/PANORAMA/OESTERREICH/5275301/VON-SKI-BIS-BLUMENKISTERL_EIN-BEST-OF-WIENER-PARKLETS](https://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/5275301/VON-SKI-BIS-BLUMENKISTERL_EIN-BEST-OF-WIENER-PARKLETS), (19.02.2018).

MEUSER M. UND NAGEL U. (1991): EXPERTINNENINTERVIEWS. VIELFACH ERPROBT, WENIG BEDACHT: EIN BEITRAG ZUR QUALITATIVEN METHODENDISKUSSION. – IN: GRAZ D., KRAIMER K. (1991): QUALITATIV-EMPIRISCHE SOZIALFORSCHUNG. KONZEPTE, METHODEN, ANALYSEN. – OPLADEN, 441-471.

MINKIN C. (2017): BEI LEERSTÄNDEN IN WIENER ERDGESCHOßEN WOLLEN VIELE MITREDEN; ONLINE 16.11.2017, [HTTPS://DERSTANDARD.AT/2000067883488/BEIM-WIENER-ERDGESCHOSS-WOLLEN-VIELE-MITREDEN](https://derstandard.at/2000067883488/BEIM-WIENER-ERDGESCHOSS-WOLLEN-VIELE-MITREDEN) (04.03.2018).

MORANDINI T. (2013): KONFLIKTRAUM STADT. DER URBANE RAUM ALS SCHAUPLATZ UND INHALT ZIVILGESELLSCHAFTLICHER AUSHANDLUNGSPROZESSE. – DIPLOMARBEIT, TECHNISCHE UNIVERSITÄT WIEN, WIEN.

MÜLLER C. UND WERNER K. (2015): NEUER URBANISMUS. DIE NEW SCHOOL GRÜNER POLITISCHER UTOPIE. – IN: INDES. ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND GESELLSCHAFT (2), 31-43.

NICHOLLS D. (2009): ZWEI AN EINEM TAG. – ZÜRICH.

NIEMANN S. (1997): LOKALE AGENDA 21 – NEUE ÄRA DER STADTPLANUNG ODER DOKUMENT FÜR DIE SCHUBLADE. – IN: STANDORT-ZEITSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE GEOGRAPHIE 21 (2), 31-36.

NOVOTNY M. (2017): DIE STADT ALS GEMEINGUT: STADTBÜRGER WACHT AUF!;
[HTTPS://DERSTANDARD.AT/2000050706544/DIE-STADT-ALS-GEMEINGUT-STAATSBUERGER-WACHT-AUF](https://derstandard.at/2000050706544/DIE-STADT-ALS-GEMEINGUT-STAATSBUERGER-WACHT-AUF),
(26.02.2018).

ORTNER S. (2014): INNOVATIONSORIENTIERTE REGIONALENTWICKLUNG: STRATEGIEN, INSTRUMENTE UND AKTEURE - AM BEISPIEL NIEDERÖSTERREICHS. – DISSERTATION, UNIVERSITÄT WIEN, WIEN.

ÖIF (ÖSTERREICHISCHES INSTITUT FÜR FAMILIENFORSCHUNG AN DER UNIVERSITÄT WIEN) (HRSG.) (2016):
LEBENSITUATIONEN UND WOHTRENDS IN ÖSTERREICH. – WIEN. (= WORKING PAPER NR. 87)

PAGANO C. (2013): DIY URBANISM: PROPERTY AND PROCESS IN GRASSROOTS CITY BUILDING. – IN:
MARQUETTE LAW REVIEW 97 (2), 336-389.

PERERA N. (2009): PEOPLE'S SPACES: FAMILIARIZATION, SUBJECT FORMATION AND EMERGENT SPACES IN COLOMBO. – IN: PLANNING THEORY 8 (1), 51-75.

PLACEMAKING AND THE FUTURE OF CITIES (PPS) (HRSG.) (2012): PLACEMAKING AND THE FUTURE OF CITIES.
DRAFT FALL 2012 – O.O.

PRAWATA A. (2015): CREATIVE USER GENERATED URBANISM. BANDUNG / INDONESIA, 2014. 5TH ARTE
POLIS INTERNATIONAL CONFERENCE AND WORKSHOP – "REFLECTIONS ON CREATIVITY: PUBLIC ENGAGEMENT
AND THE MAKING OF PLACE". BRANDUNG, INDONESIA, AUGUST 8-9, 2014. (= CONFERENCE SERIES).

QUINN E. (2017): PROVOZIEREN IN DER BESTEN STADT DER WELT. – IN: MADAME WIEN, 5.11.2017.

QUIRK V. (2012): CAN YOU CROWDSOURCE A CITY?; ONLINE [HTTPS://WWW.ARCHDAILY.COM/233194/CAN-YOU-CROWDSOURCE-A-CITY](https://www.archdaily.com/233194/can-you-crowdsource-a-city) 10.05.2012, (15.11.2017).

REALLABOR FÜR NACHHALTIGE MOBILITÄTSKULTUR (2017): HOW TO PARKLET. EINE ANLEITUNG WIE DU
STUTTGART MIT EINEM PARKLET BEREICHERN KANNST. – STUTTGART.

REUBER P. UND PFAFFENBACH C. (2005): METHODEN DER EMPIRISCHEN HUMANGEOGRAPHIE. –
BRAUNSCHWEIG.

RUDDICK S. (2004): DOMESTICATING MONSTERS: CARTOGRAPHIES OF DIFFERENCE AND THE EMANCIPATORY
CITY. – IN: LEES L. (HRSG.): THE EMANCIPATORY CITY? PARADOXES AND POSSIBILITIES. – LONDON, 23-39.

SALZBRUNN M., DELLWO B. UND ALEMAN S. (2018): URBAN EVENTS UNDER THE POST-POLITICAL CONDITION. (IM)POSSIBILITIES FOR EMANCIPATION IN A SMALL-SCALE CITY OF SWITZERLAND – IN: KNIERBEIN S. UND VIDERMAN T. (HRSG.): PUBLIC SPACE UNBOUND: URBAN EMANCIPATION AND THE POST-POLITICAL CONDITION. – NEW YORK, 113-126.

SCHAFER F. (2004²): LERNENDE REGION. EIN NEUER WEG DER REGIONALEN ENTWICKLUNG. – IN: SCHAFER F., SPANNOWSKY W., TROEGER-WEISS G. UND GOPPEL K. (HRSG.): IMPLEMENTATION DER RAUMORDNUNG. WISSENSCHAFTLICHES LeseBUCH FÜR KONRAD GOPPEL. – AUGSBURG, KAISERSLAUTERN (SCHRIFTEN ZUR RAUMORDNUNG UND LANDESPLANUNG), 189-198.

SCHALLER S. UND GUINAND S. (2017): POP-UP LANDSCAPES: A NEW TRIGGER TO PUSH UP LAND VALUE? – IN: URBAN GEOGRAPHY, 1-21.

SCHARPF F. W. UND TREIB O. (2000): INTERAKTIONSFORMEN. AKTEURZENTRIERTER INSTITUTIONALISMUS IN DER POLITIKFORSCHUNG. – WIESBADEN.

SCHEUVENS R. UND ZISTERER M. (2015): URBANE STADT. HERAUSFORDERUNGEN FÜR STADTENTWICKLUNG UND WOHNUNGSBAU. – IN: FUTURE LAB MAGAZIN 2015 (4), 10-11.

SCHMID M. (2011): URBAN KNITTING. STRICKENDE AKTIVIST_INNEN EROBERN MIT TRADITIONELL WEIBLICHEM HANDWERK DEN ÖFFENTLICHEN RAUM ZURÜCK; ONLINE 18.03.2011, [HTTP://FM4.ORF.AT/STORIES/1677882/](http://fm4.orf.at/stories/1677882/) (01.02.2017).

SCHNELL R., HILL R. B. UND ESSER E. (1989²): METHODEN DER EMPIRISCHEN SOZIALFORSCHUNG. – MÜNCHEN.

SELLE K. (2007): NEUSTART. VOM WANDEL DER SHARED MENTAL MODELS IN DER DISKUSSION IN DER RÄUMLICHEN PLANUNG, STEUERUNG UND ENTWICKLUNG. – IN: DISP – THE PLANNING REVIEW 2007 (43), 17-30.

SENNET R. (1989): THE CIVITAS OF SEEING. – IN: PLACES 5 (4), 82-84.

SHIELDS R. (2018): IMPROVISING AN URBAN COMMONS OF THE STREETS. EMANCIPATION-FROM, EMANCIPATION-TO AND CO-EMANCIPATION. – IN: KNIERBEIN S. UND VIDERMAN T. (HRSG.): PUBLIC SPACE UNBOUND: URBAN EMANCIPATION AND THE POST-POLITICAL CONDITION. – NEW YORK, 69-82.

SIDEWALK LABS (HRSG.) (2018): ABOUT SIDEWALK; [HTTPS://WWW.SIDEWALKLABS.COM/](https://www.sidewalklabs.com/) (10.11.2018).

SILVA P. (2016): TACTICAL URBANISM: TOWARDS AN EVOLUTIONARY CITIES' APPROACH? – IN: ENVIRONMENT AND PLANNING B: PLANNING AND DESIGN 43 (6), 1040-1051.

SLATER T. (2004): NORTH AMERICAN GENTRIFICATION? REVANCHIST AND EMANCIPATORY PERSPECTIVES EXPLORED. – IN: ENVIRONMENT AND PLANNING 2004 (36), 1191-1213.

SMITH N. (1996): THE NEW URBAN FRONTIER: GENTRIFICATION AND THE REVANCHIST CITY. – LONDON UND NEW YORK.

STADTENTWICKLUNG WIEN (MA 18) (HRSG.) (2016): STEP 2025. DETAILKONZEPT ELEKTROMOBILITÄTSSTRATEGIE. GRUNDSÄTZE, ZIELE UND MAßNAHMEN DER STADT WIEN ZUR FORCIERUNG DER ELEKTROMOBILITÄT BIS ZUM JAHR 2025 – WIEN.

STADTENTWICKLUNG WIEN (MA 18) (HRSG.) (2016): FESTE, SPAß UND AKTIONEN AUF DER STRAßE EINFACH UND ÜBERSICHTLICH GEMACHT – WIEN.

STADTENTWICKLUNG WIEN (MA 18) (HRSG.) (2012): PRAXISBUCH PARTIZIPATION. GEMEINSAM DIE STADT ENTWICKELN – WIEN.

STADTENTWICKLUNG WIEN (MA 18) (HRSG.) (2008): NEUINTERPRETATION ÖFFENTLICHER RAUM. EINE STUDIENREIHE FÜR DIE WIENER BEZIRKE. WIEN. (= WERKSTATTBERICHT 98).

STADTENTWICKLUNG WIEN (MA 19) (HRSG.) (2009): FREIRAUMSTADTRAUMWIEN. VORSORGE I GESTALTUNG I MANAGEMENT – WIEN.

STADTENTWICKLUNG WIEN (MA 21) (HRSG.) (2015): GRUNDLAGEN FÜR KOOPERATIVE PLANUNGSVERFAHREN – WIEN.

STADTENTWICKLUNG WIEN (MA 28) (HRSG.) (2015): BELEBTE FREIRÄUME. ÖFFENTLICHER PARKRAUM UND ALTERNATIVE NUTZUNG – WIEN.

STADTENTWICKLUNG WIEN (MA 65) (HRSG.) (O.J.): WIEN GIBT RAUM. ÖFFENTLICHE FLÄCHEN GEMEINSAM NUTZEN; [HTTPS://WWW.WIENGIBTRAUM.AT/SITE/](https://www.wiengibtraum.at/site/) (13.03.2018).

STADTENTWICKLUNG WIEN (HRSG.) (2017): STEP 2025. FACHKONZEPT ÖFFENTLICHER RAUM – WIEN.

STADT LEIPZIG (HRSG.) (2015): KOOPERATIVE BAULANDENTWICKLUNG. LEIPZIG. (= STADTWERKSTATT LEIPZIG REPORT 16).

STATISTIK AUSTRIA (2017): BEVÖLKERUNG NACH ALTER UND GESCHLECHT. LANGFRISTIGER TREND; ONLINE 07.02.2017,
[HTTPS://WWW.STATISTIK.AT/WEB_DE/STATISTIKEN/MENSCHEN_UND_GESELLSCHAFT/BEVOELKERUNG/BEVOELKERUNGSSTRUKTUR/BEVOELKERUNG_NACH_ALTER_GESCHLECHT/INDEX.HTML](https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_geellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_alter_geschlecht/index.html) (09.02.2017).

STEINØ N. (2004): URBAN DESIGN AND PLANNING: ONE OBJECT – TWO THEORETICAL REALMS. – IN: NORDISK ARKITEKTURFORSKNING 17, 63-84.

STEINØ N. (2003): URBAN DESIGN BETWEEN THEORY AND PRACTICE – FROM CONCEPTUALIZATION TO REALIZATION AND BACK AGAIN. LEUVEN / BELGIUM, 2003. AESOP-ACSP THIRD JOINT CONFERENCE. LEUVEN, BELGIUM, JULY 8-12, 2003. (= CONFERENCE SERIES).

STREICH B. (2014): SUBVERSIVE STADTPLANUNG. – WIESBADEN.

TALEN E. (2015): DO-IT-YOURSELF URBANISM: A HISTORY. – IN: JOURNAL OF PLANNING HISTORY 14 (2), 135-148.

UNITED NATIONS (2017): SUSTAINABLE DEVELOPMENT GOALS; ONLINE
[HTTPS://SUSTAINABLEDEVELOPMENT.UN.ORG/?MENU=1300](https://sustainabledevelopment.un.org/?menu=1300) (16.03.2018).

UNITED NATIONS DEPARTMENT OF ECONOMIC AND SOCIAL AFFAIRS (DESA) (2015): WORLD URBANIZATION PROSPECTS: THE 2014 REVISION. – NEW YORK.

VEREIN LA21 (VEREIN LOKALE AGENDA 21) (HRSG.) (2008): DAS WIENER MODELL DER LOKALEN AGENDA 21. HANDBUCH ZU STRUKTUREN I GRUNDSÄTZEN I REGELN I METHODEN. – WIEN.

VERLIC M. (2016): „PARTIZIPATION IST OFT NUR AN DER KURZEN LEINE MÖGLICH.“ – IN: DER STANDARD, 11.06.2016.

WE MAKE (HRSG.) (O.J.): WIEN WIRD WOW!; [HTTPS://WEMAKE.AT/PROJECTS/WIEN-WIRD-WOW/](https://wemake.at/projects/wien-wird-wow/) (10.11.2018).

WALLOTH C. (2012): INTEGRATED BOTTOM UP AND TOP DOWN GOVERNANCE OF CITIES – A SYSTEMS APPROACH. CONGRESS PAPER OF THE 48TH ISOCARP CONGRESS ON FAST FORWARD: PLANNING IN A (HYPER)DYNAMIC URBAN CONTEXT. PERM, RUSSIA, SEPTEMBER 10-13, 2012.

WERNER S. (2012): STEUERUNG VON KOOPERATIONEN IN DER INTEGRIERTEN UND SOZIALEN STADTENTWICKLUNG. MACHTVERHÄLTNISSE UND BETEILIGUNG IM PROZESSRAUM. – DISSERTATION, UNIVERSITÄT WIESBADEN, WIESBADEN.

WISSENSCHAFTSSTADT DARMSTADT – AMT FÜR WIRTSCHAFT UND STADTENTWICKLUNG (O.J.): STADTENTWICKLUNG UND STADTPLANUNG; [HTTPS://WWW.DARMSTADT.DE/STANDORT/STADTENTWICKLUNG-UND-STADTPLANUNG/](https://www.darmstadt.de/standort/stadtentwicklung-und-stadtplanung/) (23.11.2018).

ZEIGER M. (2011) THE INTERVENTIONIST'S TOOLKIT: PART 1. DESIGN OBSERVER, NEW YORK.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

ABBILDUNG 1: DAS KOOPERATIVE PLANUNGSVERFAHREN	5
ABBILDUNG 2: GRÜNDE FÜR DEN POPULARITÄTSANSTIEG VON DIY URBANISM	14
ABBILDUNG 3: GEGENÜBERSTELLUNG DER PLURALISTISCHEN THEORIEKONZEPTE	37
ABBILDUNG 4: THE DIMENSION OF TIME, SPACE AND CIVIC IN THE NEW URBANISM AND DIY URBANISM	43
ABBILDUNG 5: PROJEKTKATEGORIEN DER ZU KLASSIFIZIERENDEN GRÄTZLOASEN	50
ABBILDUNG 6: AUFLISTUNG DER GEFÜHRTEN EXPERTINNENINTERVIEWS	52
ABBILDUNG 7: MEILENSTEINE FÜR EINE NACHHALTIGE ENTWICKLUNG	56
ABBILDUNG 8: DIAGRAMM DER ANTEILSMÄßIGEN VERTEILUNG DER GRÄTZLOASEN AUF DIE JEWEILIGEN KATEGORIEN IM JAHR 2015	62
ABBILDUNG 9: DIAGRAMM DER ANTEILSMÄßIGEN VERTEILUNG DER GRÄTZLOASEN AUF DIE JEWEILIGEN KATEGORIEN IM JAHR 2016	63
ABBILDUNG 10: DIAGRAMM DER ANTEILSMÄßIGEN VERTEILUNG DER GRÄTZLOASEN AUF DIE JEWEILIGEN KATEGORIEN IM JAHR 2017	64
ABBILDUNG 11: DARSTELLUNG DER GRÄTZLOASEN EINER FÖRDERPERIODE NACH KATEGORIE IN ABSOLUTEN WERTEN	65
ABBILDUNG 12: KARTOGRAPHISCHE DARSTELLUNG DER VERTEILUNG VON GRÄTZLOASEN IN WIEN NACH BEZIRK UND KATEGORIE 2015	66
ABBILDUNG 13: KARTOGRAPHISCHE DARSTELLUNG DER VERTEILUNG VON GRÄTZLOASEN IN WIEN NACH BEZIRK UND KATEGORIE 2016	66
ABBILDUNG 14: KARTOGRAPHISCHE DARSTELLUNG DER VERTEILUNG VON GRÄTZLOASEN IN WIEN NACH BEZIRK UND KATEGORIE 2017	67
ABBILDUNG 15: ÖFFENTLICHER FREIRAUM UND FREIRAUMELEMENTE NACH DEF. DER STADT WIEN	70
ABBILDUNG 16: DIE KOMPLEXE MATERIE DES ÖFFENTLICHEN RAUMES IN WIEN	71
ABBILDUNG 17: SUSTAINABLE DEVELOPMENT GOALS	112

ANHANG

FORSCHUNGSFRAGEN:

Wie sind die Beziehungen zwischen DIY Urbanism und formeller Stadtentwicklung konstituiert, um eine emanzipatorische Stadtgesellschaft zu integrieren?

DEMENTSPRECHEND GLIEDERT SICH DIE FORSCHUNGSFRAGE WIE FOLGT:

- I. Wie sieht die institutionalisierte Stadtentwicklung aus und wo sind die Anknüpfungspunkte für DIY AkteurInnen?
- II. Wer sind die AkteurInnen des Selbermachens und welche Praktiken und Handlungslogiken verfolgen sie?
- III. Welche Rolle nimmt die Stadtentwicklung in der selbstgemachten Stadt ein?
- IV. Inwiefern stellt das Projekt "Grätzloase" ein Beispiel für DIY Aktivitäten im öffentlichen Raum dar?
- V. Welche Möglichkeiten und Herausforderungen lassen sich von DIY Stadtentwicklungsprojekten in der institutionalisierten Wiener Stadtentwicklung ableiten?
- VI. Was macht eine emanzipatorische Stadtgesellschaft aus und inwiefern wird diese im Wiener Fallbeispiel erreicht?

LEITFADEN „GRÄTZLOASE“

Interview Nr.:
Interviewpartner:

Datum:
Ort:

VORSTELLUNG:

Erklärung des Forschungsvorhabens
Länge des Interviews
Frage nach Aufnahmeerlaubnis

1. EINSTIEGSFRAGE

- 1.1 Wie beschreiben/erklären Sie Ihre Rolle bzw. die Ihrer Institution im Feld der Partizipation? Welche Bedeutung haben für Sie „neue Formen“ der Partizipation? PART
- 1.2 Inwiefern kann sich ein/e partizipationswillige/r BürgerIn in die Vorgänge der Stadtentwicklung einbringen? PART

Oder:

- 1.1 Welche Rolle spielt die Grätzloase, wenn es darum geht, Ideen in der Stadt aktiv in die Tat umzusetzen?

2. DIE INSTITUTIONELLE EINBETTUNG DER GRÄTZLOASE (INST EB)

- 2.1 Inwiefern werden durch die Gründung der Grätzloase die Ziele der LA21 als langfristiges Handlungsprogramm in Bezug auf nachhaltige Stadtentwicklung und Partizipation umgesetzt? INST EB
- 2.2 Inwiefern werden die eingereichten Projekte von Seiten der Lokalen Agenda 21 bezüglich ihrer Umsetzung unterstützt? INST EB
- 2.3 Wie werden die Projekte der Grätzloase zur aktiven Freiraumgestaltung finanziert? INST EB
- 2.4 Inwiefern spielten international bekannte Beispiele des aktiven Mitgestaltens eine Rolle bei der Etablierung der Grätzloase als Förderinstrument der aktiven Freiraumgestaltung? INST EB
- 2.5 Inwiefern ist die Grätzloase selbst ein „travelling concept“, welches ihre Umsetzung auch in anderen Städten findet? INST EB

- 2.6 Inwiefern ist das Projekt Grätzloase von den institutionellen Strukturen der Stadtentwicklung beeinflusst? INST EB
- 2.7 Inwiefern wird durch die Grätzloase eine neue Art der Kommunikation zwischen der Stadtverwaltung und den BürgerInnen möglich? INST EB
- 2.8 Inwieweit beinhaltet das Projekt Grätzloase den subversiven Kern des bottom-up Prinzips, da es sich bei der Grätzloase um ein von der Stadtverwaltung initiiertes und institutionalisiertes Projekt handelt? INST EB
- 2.9 Werden DIY Projekte wie die Grätzloase gezielt von der Wiener Stadtregierung eingesetzt, um Ideen auszutesten und/oder einen Wandel herbeizuführen? INST EB
- 2.10 Welche Rolle spielt Nachhaltigkeit in Hinblick auf Kontinuität und Follow-Up Aktivitäten in der Umsetzung von Grätzloase Projekten? INST EB
- 2.11 Wie lassen sich für Grätzloase Akteure in Zukunft Kommunikationsabläufe verkürzen und verwaltungstechnische Aufgaben während der Projektphase optimieren?
- 2.12 Welche Rolle spielt hier das One-Stop-Shop Prinzip für ein schnelles und rasches Service? INST EB

3. PROJEKTE DER GRÄTZLOASE (PROJ)

- 3.1 Im Jahr 2015 gab es 28 durchgeführte Aktionen, im Jahr 2016 sogar 43. Worauf gründet dieses Mehr an Projekten innerhalb diesen Jahres? (Gab es ein größeres Budget? Gab es mehr Einreichungen?) PROJ
- 3.2 2015 waren der 2. Bezirk und der 15. Bezirk mit jeweils vier durchgeführten Aktionen die stärksten, 2016 der 17. Bezirk mit acht Aktionen. Inwieweit wird in der Jury auf ein ausgewogenes Bezirksverhältnis der Projekte geachtet? PROJ
- 3.3 In beiden Jahren liegt die Kategorie* „Kunst, Kultur & Kreativität“ von der Anzahl der ausgeführten Aktionen an erster Stelle. Auch die Kategorien „Aufenthalt & Erholung“ sowie „Gemeinschaftliches Gärtnern & Begrünung“ vermerkten einen Zuwachs an Projekten im Jahr 2016. Im Gegensatz dazu sind die Kategorien „Generationenübergreifende soziale Kontakte“ und „Integration & Interaktion mit Fremden & Fremdem“ nur durch wenige Grätzloasen vertreten. Worin liegen die Gründe für dieses unausgewogene Verhältnis? PROJ

*Kategorisierung wurde selbst vorgenommen – siehe Grafik

KATEGORIEN

FARBKENNUNG	BEZEICHNUNG	
	KUNST, KULTUR & KREATIVITÄT	GRÄTZLFEST AM KALVARIENBERG, HOFFFEST, MUSICALWORKSHOP ETC.
	GEMEINSCHAFTLICHES GÄRTNERN & BEGRÜNUNG	FREILUFTSUPERMARKT, GARTENFEST, LEBENDE ERDE ETC.
	AUFENTHALT & ERHOLUNG	PLACES FOR PEOPLE, KRONGARTEN, GRÄTZLSTUBE ETC.
	BEWEGUNG, SPORT & SPIEL	FIT&FAUL DURCH DEN SOMMER, MICROSOCGER, PINK PONG ETC.
	HANDEL, TAUSCH & SCHENKEN	POP-UP BÜCHERSCHRANK, DAS VIERTEL FEILSCHT ETC.
	KULINARIK, GEMEINSCHAFTLICHES KOCHEN & ESSEN	PERMANENT BREAKFAST, SPICY VIENNA, BROTBÄCKOFEN ETC.
	GENERATIONENÜBERGREIFENDE SOZIALE KONTAKTE	RAUM FÜR ÄLTERE UND JÜNGERE ETC.
	INTEGRATION & INTERAKTION MIT FREMDEN UND FREMDEN	NEUE UND ALTE NACHBARIINNEN ETC.

STEP 25 – Freiräume: grün & urban (STEP PROJ)

Laut STEP 25 steht im gründerzeitlichen Wien die Adaptierung des öffentlichen Raums für einen vielfältigen Nutzungsmix im Vordergrund. In neuen Stadtteilen geht es hingegen darum, ausreichend Freiflächen zur Verfügung zu stellen und jene Vitalität und urbane Vielfalt zu generieren, die vollwertige Stadtquartiere auszeichnet.

- 3.4 Inwiefern spielt hier die Minderung bestehender Defizite in der Versorgung mit Grün- und Erholungsräumen speziell in dicht bebauten Gebieten (Gründerzeit, Innerstädtischen Bezirken) bei der Auswahl der eingereichten Projekte eine Rolle? STEP PROJ
- 3.5 Inwiefern wird bei der Auswahl der eingereichten Projektvorschläge in den jeweiligen Bezirken auf deren Potentiale und Defizite eingegangen? STEP PROJ

4. AKTEURINNEN DES DIY URBANISM (DIY AKT)

Do It Yourself (DIY) Urbanism (sowie Pop-Up oder auch Tactical Urbanism) ist ein Konzept um Verschönerungs- oder Verbesserungsaktivitäten im öffentlichen Raum zu benennen, die von bestimmten AkteurInnen initiiert und umgesetzt werden und die kreative Nutzung öffentlicher Räume in den Mittelpunkt stellt. Eigeninitiative und Selbstorganisation gilt als Trend und die Projekte, bei denen sich Private zusammentun, Initiativen gründen, um etwas zu bewegen, werden mehr.

- 4.1 Welche Auswirkungen hat die Wiederentdeckung der Stadt – auch als „urban renaissance“ bezeichnet – und das Aufleben einer Do-It-Yourself Kultur auf das Stadtbild und die Gesellschaft? DIY AKT
- 4.2 Wer sind in Wien die neuen Akteure die mit ihren Vorstellungen das etablierte Planungssystem zunehmend beeinflussen und sich parallel und im Widerstand zum üblichen Planungs-Mainstream herausbilden? DIY AKT
- 4.3 Welche neuen Ideen, Wünsche, Vorstellungen und Nutzungsansprüche werden durch diese Akteure und die Wiederentdeckung der Stadt in das städtische Leben mit eingebracht? DIY AKT

5. WANDEL DER STADTENTWICKLUNG (WAND SE)

Auch die Stadtentwicklung hat sich durch die Demokratisierung des Internets und des Zugangs zu Informationen verändert.

- 5.1 Warum gehen trotz neuer Technologien, die ein schnelleres und effizienteres Reagieren auf Situationen ermöglichen, Implementierungen in Planungs- und Regierungsbehörden Wiens oft nur langsam von statten? WAND SE
- 5.2 Wie kann das Wissen der Bevölkerung als lokale ExpertInnen das Know-how der FachexpertInnen ergänzen und zu besseren, tragfähigeren Ergebnissen führen? WAND SE

6. DIY PRAKTIKEN (DIY PRAK)

Gerade das Konzept des Tactical Urbanism unter dem Motto: schnell, billig, temporär und „von unten“, sieht sich als Antwort auf die bisherigen, trägen und isoliert ablaufenden Planungsprozesse, die kaum Platz für unmittelbare Mitsprache und rasche Beanstandungen lassen. Durch dieses verdeutlichen Bürger ihren Bedarf nach Veränderung.

- 6.1 Gegen welche Aspekte offizieller Stadtentwicklung richten sich in Wien temporäre Interventionen? Inwiefern ist das Initiieren eines Veränderungsprozesses in der Stadtentwicklung von Bedeutung? DIY PRAK
- 6.2 Ihrer Meinung nach: Von welchen Beweggründen werden DIY Akteure in Wien geleitet? Warum ist das „Selbermachen“ selbst in einer Stadt wie Wien, in der die Mechanismen in der Stadtentwicklung funktionieren zurzeit so attraktiv? DIY PRAK
- 6.3 Inwiefern kann, bezogen auf Wien, Tactical Urbanism als ein Ansatz zur Schaffung und Aktivierung lebendiger Nachbarschaften verstanden und gesellschaftliches Engagement gefördert werden? DIY PRAK
- 6.4 Wie kann die Stadtentwicklung in Bezug auf die Sicherstellung langfristiger Veränderungen auf diesem Ansatz aufbauen? DIY PRAK

7. DIY UND DIE ROLLE DER STADTENTWICKLUNG – WO GIBT ES ANKNÜPFUNGSPUNKTE FÜR DIY IN DER BESTEHENDEN PLANUNGSSTRUKTUR? (ANK DIY)

Im Gegensatz zum top-down Planungsansatz verfolgt DIY Urbanism einen bottom-up Ansatz, bei dem Bürger selbst durch kleinräumige urbane Praktiken im öffentlichen Raum aktiv werden und so direkten Einfluss auf ihn nehmen.

- 7.1 Inwiefern lässt die formale Struktur der Stadtentwicklung in Wien in der Praxis Raum für Ungeplantes und DIY Bemühungen? ANK DIY
- 7.2 Wie reagiert die Stadtentwicklung auf neue Konzepte der „bottom-up“ Stadtproduktion. Wie geht sie mit dieser alternativen Form der Stadtproduktion um? ANK DIY
- 7.3 Inwiefern können DIY Aktivitäten nützliche Beiträge für die formelle Planung und Gestaltung in Wien leisten und zu einer systematischen Stadtproduktion beitragen? ANK DIY
- 7.4 Inwiefern werden kleinmaßstäbige, bottom-up Veränderungen von Seiten der Stadtentwicklung aktiv unterstützt und Impulse gesetzt, BewohnerInnen zu ermutigen ihre Stadt mitzugestalten, sich einzubringen und Initiative zu ergreifen? ANK DIY
- 7.5 Inwieweit ist die Stadtpolitik im Rahmen von DIY auf der Suche nach öffentlichkeitswirksamen Aktionen, um sich als innovative und kreative Vorreiterstadt zu positionieren? ANK DIY

8. IMPLEMENTIERUNG UND INTEGRATION EINER EMANZIPATORISCHEN STADTGESELLSCHAFT (IMPL DIY)

- 8.1 Inwiefern bedarf es in einer trägen Planungsstruktur auch Taktiken, die den Weg zur Implementierung ebnen? IMPL DIY
- 8.2 Wie kann man bottom-up Taktiken und langfristige top-down Strategien zusammenbringen, um daraus den größtmöglichen Mehrwert zu erzielen und so Städte zukunftsfähig zu machen, indem sie schnell auf Veränderungen reagieren können? IMPL DIY

Oder

Wie kann man den Enthusiasmus und das kreative Potential an Ideen parallel zu bereits bestehenden Partizipationsinstrumenten in der Planung implementieren, sodass Städte vom Nutzen des DIY Urbanism profitieren können? IMPL DIY

8.3 Welche Punkte müssen dabei berücksichtigt werden um klare Modelle einer sinnvollen Integration von DIY Interventionen zu entwickeln? IMPL DIY

8.4 Wodurch können DIY Aktivitäten über die kleinmaßstäbigen Grenzen hinweg bestehen und zu Systemen der Planung auf großer Maßstabsebene beitragen? IMPL DIY

Im STEP 25 wurden von der Stadt Wien die Ziele „Stadt fair teilen und intelligent nutzen“ sowie „Stadträume gemeinsam beleben“ festgehalten. Der zweite Punkt beinhaltet hier ein Mehr an Mitgestaltungsmöglichkeiten für BürgerInnen durch Kooperationen bei der Schaffung und Nutzung von Freiräumen.

8.5 Inwieweit hat die Stadtverwaltung Interesse daran Kooperationen mit weiteren DIY Projekten bzw. Akteuren einzugehen? IMPL DIY

9. HERAUSFORDERUNGEN UND LIMITIERUNGEN (LIM DIY)

9.1 Welche Herausforderungen in Hinblick auf die Stadtentwicklung bringen Ansätze wie DIY Urbanism mit sich? LIM DIY

9.2 Welche Vorschriften gibt es in ihrer täglichen Arbeit zu befolgen, die eine Implementierung von DIY Aktivitäten im öffentlichen Raum erschweren? LIM DIY

9.3 Inwiefern bilden in Wien Verschönerungen bzw. Optimierungen auf Nachbarschaftsebene, die dann von der institutionalisierten Planung aufgegriffen werden, Probleme bezüglich Diskriminierung, Exklusion sowie Segregation heraus? LIM DIY

10. DIE RECHTLICHE UND POLITISCHE ROLLE VON DIY (RECHT POL)

Durch kleinräumige urbane Praktiken im öffentlichen Raum übernehmen DIY AkteurInnen Aufgaben der Stadtentwicklung – jedoch in ihrem Ursprung ohne Involvierung dieser oder aber im Widerspruch zur Politik und ihren Gesetzen und Richtlinien.

10.1 Inwiefern würde die Involvierung traditioneller Planung die Popularität und Legitimität des DIY Urbanism untergraben? RECHT POL

10.2 Wie wird mit illegal gesetzten DIY Aktionen von Seiten der Stadtregierung in Wien umgegangen? RECHT POL

10.3 Welche Rolle spielen vorübergehende DIY Interventionen bzw. Pop-Ups in Wien in Hinblick auf die Belebung/Wiederbelebung urbaner Räume? RECHT POL

- 10.4 Inwiefern wirken DIY Interventionen in Bezug auf städtische Räume wertsteigernd und inwiefern werden diese als strategische Katalisatoren für Reinvestitionen, die sogenannte „property-led development“ Prozesse steuern in Wien eingesetzt? RECHT POL

11. REPRÄSENTANZ (REPR)

Wenn es um Chancengleichheit bei der Teilhabe an öffentlichen Entscheidungsprozessen für möglichst Viele geht, ist unterm Strich oft zu beobachten, dass es meist eine bestimmte Bevölkerungsschicht ist, welche die Mitsprache bei Entscheidungs-, Planungs- und Gestaltungsprozessen einfordert und wahrnimmt. Die eigenen Vorstellungen werden somit räumlich manifestiert.

- 11.1 Inwiefern wird die Bereitschaft, sich für ein Thema zu engagieren davon getragen, persönliche Vorteile zu generieren? REPR
- 11.2 Wie wird in Wien sichergestellt, dass im Rahmen aller Formen von Aneignung im öffentlichen Raum möglichst viele Flächen für die Allgemeinheit frei zugänglich bleiben? REPR
- 11.3 Inwieweit spiegeln die Interessen der Grätzloase AkteurInnen den Wunsch der betroffenen Mehrheit wider bzw. handelt es sich um die Anliegen einzelner? REPR

TRANSKRIPTIONSCODES

INST EB	Die institutionelle Einbettung der Grätzloase
PROJ	Projekte der Grätzloase
DIY AKT	Akteure des DIY Urbanism
WAND SE	Wandel der Stadtentwicklung
DIY PRAK	DIY Praktiken
ANK DIY	DIY und die Rolle der Stadtentwicklung – Wo gibt es Anknüpfungspunkte für DIY innerhalb der bestehenden Planungsstruktur?
IMPL DIY	Implementierung und Integration einer emanzipatorischen Stadtgesellschaft
LIM DIY	Herausforderungen und Limitierungen
RECHT POL	Die rechtliche und politische Rolle von DIY
REPR	Repräsentanz